

Heimatbrief für den Kreis **BRAUNSBERG**



Kreisgemeinschaft Braunsberg
(Ostpreußen) e. V.



Patenstadt: Münster (Westfalen)

1995

Nr. 7

Vor 50 Jahren



Stephan Preuschhoff

Flucht über das Haff

Heimatbrief für den Kreis Braunsberg

Herausgeber:

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V.
Geschäftsstelle: Patenstelle Braunsberg bei der
Stadtverwaltung Münster, 48127 Münster

Verantwortlich für den Inhalt
- soweit namentlich nicht gekennzeichnet -

Gerhard Steffen, Kreisvertreter
Freiherr-vom-Stein-Str. 24a
61440 Oberursel

Redaktionelle Mitarbeiter:
Ernst Matern, Bernhard Steffen

Auflage: 7.800 Stück
Druck: Joh. Burlage, Kiesekampweg 2, 48157 Münster

Der "**Heimatbrief für den Kreis Braunsberg**" ist eine unabhängige gemeinschaftsfördernde Publikation für die vertriebenen Ostpreußen aus der Stadt und dem Kreis Braunsberg, deren Nachkommen und allen, die sich dem Kreis Braunsberg verbunden fühlen.

Der Brief erscheint in loser Folge - möglichst einmal im Jahr - und wird allen Interessenten zugeschickt, soweit deren Anschriften vorliegen.

Zur Deckung der durch Druck und Versand entstehenden Kosten, sowie zur Förderung und Unterstützung unserer Arbeit wird um freiwillige Spenden gebeten.

Für Spenden über 100,-- DM senden wir gerne steuerbegünstigende Spendenbescheinigungen.

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V., Münster

Spendenkonten:

Nr. 367 698	BLZ 400 501 50	Stadtsparkasse Münster
Nr. 60177-609	BLZ 500 100 60	Postbank Frankfurt

**Jahrestreffen der Kreisgemeinschaft
Braunsberg (Ostpreußen)
am 16./17. September 1995 in der Stadthalle
Münster-Hiltrup**

Sonnabend, den 16.09.1995

- 14⁰⁰ Uhr **Mitgliederversammlung** der Kreisgemeinschaft Braunsberg **mit Neuwahl des Vorstandes**
- ab 16⁰⁰ Uhr **Begegnung der Landsleute** aus den Städten, Dörfern und Gemeinden
- 17¹⁵ Uhr **Feierstunde der Gemeinschaft der Braunsberger Schulen** in der Aula des Gymnasiums Paulinum, Am Stadtgraben 30
- ab 19⁰⁰ Uhr **Geselliges Beisammensein**
Im großen Saal Unterhaltungs- und Tanzmusik

Sonntag, den 17.09.1995

- 9⁰⁰ Uhr **Katholischer Gottesdienst** in der Clemenskirche in Münster-Hiltrup mit ermländischen Liedern
Da wir in Münster-Hiltrup keinen ev. **Gottesdienst** anbieten können, sind unsere evangelischen Glaubensschwestern und -brüder herzlich eingeladen, am kath. Gottesdienst teilzunehmen. - Das gemeinsame Gebet kann unsere Verbundenheit stärken.
- 11⁰⁰ Uhr **"Festliche Stunde"**
im großen Saal der Stadthalle Münster-Hiltrup
- 14⁰⁰ Uhr **Der Kreisvertreter informiert**
über die Neuwahl des Vorstandes, über Aufgaben, Vorhaben und Arbeit im vergangenen und kommenden Jahr
- 14¹⁵ Uhr **Geselliges Beisammensein**

Liebe Landsleute,
liebe Leser unseres Heimatbriefes !

Glück und Segen für das soeben begonnene Jahr 1995,

ein Jahr voller Gedenktage an jene Ereignisse, die vor 50 Jahren die Welt bewegten und aufrüttelten.

Die einen denken an das Kriegsende, die "Kapitulation", andere sprechen vom "Potsdamer Abkommen" und wieder andere gebrauchen das Wort "Befreiung".

Wir, Ermländer und Ostpreußen, sowie alle Menschen aus den Vertreibungsgebieten stehen im Jahr 1995 unter den bedrückenden und weiterhin schmerzenden Eindrücken von

50 Jahre nach Flucht, Vertreibung und Deportation.

Ein halbes Jahrhundert hat nicht vermocht, die Geschehnisse vergessen zu lassen. Die Wunden sind zwar leicht vernarbt, reißen jedoch immer wieder auf, eitern weiter und können nicht heilen, weil das verletzte Recht durch die Vertreibung: Heimatlosigkeit und entschädigungslose Enteignung nicht beseitigt ist. - Das Gedenkjahr: 50 Jahre danach, gibt uns Gelegenheit, ja zwingt uns, das grausame Geschehen erneut ins Bewußtsein zu rufen, nicht um Wunden erneut aufzureißen oder Emotionen zu wecken, sondern

zur Erinnerung und zur Mahnung.

Deshalb widmet sich dieser Heimatbrief vornehmlich dem Geschehen vor 50 Jahren. Wir wollen damit unseren Kindern und Kindeskindern authentisches Material und Erlebnisberichte in die Hand geben, damit die erlittene Drangsal ihrer Eltern und Vorfahren nicht in Vergessenheit gerät.

Wir veröffentlichen diese Berichte aber auch mit Blick auf die heute in unserer Heimat lebenden Polen. Diese Menschen haben überwiegend keine Ahnung von den Vorgängen vor 50 Jahren, weil eine nationalistisch,

chauvinistische Regierung das begangene Unrecht vor dem eigenen Volk verschwiegen und unterdrückt hat. Wir sind hier nicht nur gerufen, Wissenslücken zu schließen, wir sind vielmehr gefordert, der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen. Und so hoffen wir, daß diese Berichterstattung das Gespräch zwischen uns Vertriebenen und den heutigen Bewohnern unserer Heimat belebt, die Einsicht in Wahrheit und Gerechtigkeit fördert und gleichzeitig Wege ebnet, gemeinsam für den Frieden in Osteuropa zu arbeiten sowie Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen unseren Völkern dauerhaft zu sichern.

Das erbetene und zur Verfügung gestellte Material ist dankenswerterweise recht umfangreich ausgefallen. Wir werden alle Berichte in diesem Heft abdrucken. Nur in einem Fall haben wir uns auf Ausschnitte beschränken müssen, weil dieser Bericht -seines Umfanges wegen- für eine Veröffentlichung als Sonderdruck geeignet wäre.

Ein jetzt bekanntgewordenes Dokument aus dem kirchlich-polnischen Bereich über die Entscheidungen im Jahr 1945 wird eine lebhafte Diskussion auslösen. Es geht um die Einsetzung der polnischen Apostolischen Administratoren im Jahr 1945 in den ostdeutschen Jurisdiktionsbezirken durch den polnischen Kardinal Hlond und seine Beurteilung der Lage. Wir wollen Ihnen Teile daraus nicht vorenthalten, zumal auch positive Aspekte darin enthalten sind.

Natürlich können und wollen wir nicht im Jahr 1945 stehen bleiben. Die Zeit ist weitergelaufen und - gottlob - ohne Krieg in Mitteleuropa. Dafür müssen wir dankbar sein, und sicher haben wir auch ein gutes Stück Arbeit dafür geleistet. Daß dies nicht selbstverständlich ist, lehren uns die Geschehnisse auf dem Balkan.

Im vergangenen Jahr konnte die Kreisgemeinschaft bei ihrem Jahrestreffen mit Freude und Genugtuung daran erinnern, daß vor 40 Jahren die Stadt Münster die Patenschaft über Stadt und Kreis Braunsberg übernommen hatte. Gemeinsam haben wir dieses Ereignis in würdiger Form begangen. Und nach all dem Leid, das eingangs anklang und in diesem Heimatbrief nochmals offen gelegt wird, zeigt sich auch Hoffnung, die wir frohen Herzens registrieren. Die heutigen Bewohner unserer Heimat - Polen wie Deutsche - haben unsere offenen Hände nicht zurückgewiesen. Sie sind uns vielmehr entgegengekommen, haben uns auf- und angenom-

men und sind bereit, als dritter Partner gemeinsam für Verständigung und freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem Ziel einer friedvollen Zukunft zu arbeiten.

Wir können heute feststellen, daß die Verbindung

Braunsberg - Münster - Braniewo

zu einer Realität geworden ist, die sich zum Wohle und Nutzen einer guten Nachbarschaft weiterentwickeln wird.

Um auch dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, berichten wir im zweiten Teil dieses Heftes ausführlich über das Jubiläumstreffen

40 Jahre Patenschaft.

Mit ein paar auflockernden Beiträgen und Informationen liefert dieser Heimatbrief weiteren Lesestoff für das vor uns liegende Jahr. Wir wünschen uns aufmerksame und zufriedene Leser.

So hat dieser Heimatbrief diesmal einen Umfang erreicht, der erheblich von der Norm abweicht. Wir hoffen, Sie nehmen dieses Angebot dankbar an und honorieren es mit einer größeren Geldspende, denn die Kosten dieser Veröffentlichung fordern unsere Finanzen gewaltig. Sie wissen alle, wie teuer heute Bücher und Portokosten sind. - Deshalb appellieren wir an Ihre Einsicht und Ihren Großmut, gleichzeitig aber auch an Ihre Solidarität mit jenen Landsleuten, die -aus welchen Gründen auch immer- keinen oder keinen größeren Beitrag aufbringen können.

Einen weiteren Heimatbrief in diesem Jahr werden wir uns aus Kostengründen kaum leisten können. Um Sie aber an eine zweite Spende im Laufe des Jahres zu erinnern, legen wir diesmal zwei Überweisungsformulare bei. Wir erhielten diese kostenlos von der Bank.

Der Zeitpunkt des Erscheinens dieses Heimatbriefes wurde bewußt in den Februar gelegt, um die jahreszeitliche Verbindung der Tragödien vor 50 Jahren lebendig erscheinen zu lassen. So müssen wir denn schon heute auf unser diesjähriges Kreistreffen am 16./17. September 1995 in Münster-Hiltrup aufmerksam machen und Sie bitten, diesen Termin sogleich fest im Kalender zu notieren. Der Programmablauf wird den Treffen der vergangenen Jahre entsprechen. Wir machen jedoch schon heute da-

rauf aufmerksam, daß in diesem Jahr ein neuer Vorstand der Kreisgemeinschaft für die nächsten 4 Jahre gewählt werden muß. Dafür müssen tatkräftige und selbständig arbeitende Menschen, die sich unserer Heimat verpflichtet fühlen, gefunden werden, die einen Teil der Lasten der heute Verantwortlichen zu übernehmen bereit sind.

Deshalb ergeht mit diesem Heimatbrief, der allen Kreisangehörigen und deren Nachkommen zugesandt wird, bereits die

**Einladung
zur Mitgliederversammlung**

am 16. September 1995 um 14 Uhr in der Stadthalle Münster-Hiltrup,
mit dem wichtigsten Tagesordnungspunkt:
Neuwahl des Vorstandes

und zum Kreistreffen am 16./17. September 1995.

Wir bitten um eine große Beteiligung.

Hinweisen möchten wir auch auf die Wahlen zur Ermländervertretung. Das Laiengremium beim Apostolischen Visitator für die katholischen Ermländer in Deutschland ist in diesem Jahr neu zu wählen. Die Wahlunterlagen wurden im Ermlandbrief - Weihnachten 1994 - bereits versandt. Weitere Wahlscheine können im Ermlandhaus, 48159 Münster angefordert werden. Durch eine hohe Wahlbeteiligung sollten wir dafür sorgen, daß die Anliegen der Vertriebenen auch im Raum der katholischen Kirche nicht in Vergessenheit geraten. Gleichzeitig stärken wir durch eine hohe Wahlbeteiligung unserem Apostolischen Visitator den Rücken in der Deutschen Bischofskonferenz. - Unter den Kandidaten sind auch einige aus dem Kreis Braunsberg.

*Für den Vorstand der Kreisgemeinschaft
Gerhard Steffen*

**Nächstes Kreistreffen
am 16./17. September 1995
in der Stadthalle Münster-Hiltrup
(Programm Seite 1)**

Vor 50 Jahren:



In Nemmersdorf begann die Zerstörung des deutschen Ostens

Wem sagt heute noch, von Vertriebenen abgesehen, den ostpreußischen zumal, der Name der kleinen ostpreußischen Gemeinde Nemmersdorf etwas? Lidice, Oradour, Katyn - diese Stätten grausamer Kriegsverbrechen kennt heute jedes deutsche Kind, aber Nemmersdorf ?

Es war am 20./21. Oktober 1994 genau vor 50 Jahren, daß Nemmersdorf, die kleine Gemeinde an der Angerapp, von Soldaten der Roten Armee heimgesucht wurde und stellvertretend für die Greuelthaten der Roten Armee im eroberten deutschen Gebiet in die Schlagzeilen geriet. Nachdem die Rote Armee am 16. Oktober 1944 auf breiter Front eine Offensive gegen Ostpreußen begonnen hatte, überschritt sie am 19. Oktober erstmals im Krieg die deutsche Reichsgrenze und stieß im Raum Ebenrode-Gumbinnen-Goldap weit ins Landesinnere vor. Eine Gegenoffensive der Deutschen Wehrmacht konnte die Rote Armee am 5. November wieder zurückwerfen.

Im zurückeroberten Gebiet offenbarte sich deutschen Soldaten und internationalen Beobachtern das ganze Ausmaß der Grausamkeit, das die deutsche Zivilbevölkerung im Falle der Eroberung durch die durch Haßphantasie und Rachedurst aufgeputschte Rote Armee ereilen konnte: Vergewaltigung und sonstige Folter vom Mädchen bis zur Greisin mit anschließender Ermordung, wahllose Folter und Liquidation der männlichen Bevölkerung und blinde Zerstörungswut. Auch Kriegsgefangene wurden ohne großes Aufhebens Opfer dieser Raserei.

Grausame Verbrechen an der Zivilbevölkerung

Zu den Ereignissen in Nemmersdorf hieß es in einem am 7. November 1944 im Genfer "Courier" veröffentlichten Augenzeugenbericht eines schweizerischen Korrespondenten u.a.: "Die Lage wird nicht nur durch die erbitterten Kämpfe der regulären Truppen, durch das Übermaß an eingesetztem Material auf beiden Seiten und dadurch gekennzeichnet, daß die neugeschaffene deutsche Miliz mit eingesetzt wird, sondern leider auch durch allzu bekannte Methoden der Kriegsführung: Verstümmelung und Hinrichtung von Gefangenen und die fast vollständige Ausrottung der deutschen bäuerlichen Bevölkerung, soweit sie in ihrem Gebiet geblieben war, am Spätnachmittag des 20. Oktober . . . Die Zivilbevölkerung ist sozusagen aus dem umkämpften Gebiet verschwunden, denn die meisten Landbewohner sind mit ihren Familien geflohen. Mit Ausnahme einer jungen deutschen Frau und eines polnischen Arbeiters ist alles von der Roten Armee vernichtet worden. Dreißig Männer, zwanzig Frauen, fünfzehn Kinder sind in Nemmersdorf den Russen in die Hände gefallen und umgebracht worden. In Brauersdorf habe ich selbst zwei Landarbeiter französischer Herkunft gesehen, ehemalige Kriegsgefangene, die ebenfalls massakriert worden waren. Einer konnte identifiziert werden. Nicht weit davon dreißig deutsche Gefangene, die dasselbe Schicksal erlitten hatten.

Ich verschone sie mit der Schilderung der Verstümmelungen und dem entsetzlichen Anblick der Leichen auf offenem Feld. Es sind Eindrücke, die auch die lebhafteste Phantasie übersteigen." Ein deutscher Zeuge berichtete: "An einem Gasthaus stand längst der Straße eine Scheune. An den beiden Scheurentüren waren je eine Frau, nackt in gekreuzigter Stellung, durch die Hände angegallt. Weiter fanden wir dann an den Woh-

nungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kindern und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren, fast ausschließlich bestialisch ermordet bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen." (Zit. nach A.M. de Zayas, Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen, München 1981, S. 82-83, S. 81.).

Nicht nur in Nemmersdorf, im ganzen vorübergehend von der Roten Armee eroberten Gebiet gab es unzählige Beispiele der Grausamkeit. Nemmersdorf als eines der am besten untersuchten und belegten Beispiele sowjetrussischer Greuelthaten im Zweiten Weltkrieg wurde jedoch, besonders für die ostpreußische Bevölkerung, zum "Inbegriff unaussprechlicher Angst" (de Zayas). Im Rahmen des späteren Vormarsches der Roten Armee in Deutschland waren die Ereignisse in Nemmersdorf Grund genug auch für große Teile der Bevölkerung Pommerns, Brandenburgs und Schlesiens, die Flucht zu ergreifen, völlig zu Recht, wie die zahllosen späteren Beispiele sowjetrussischer Kriegsverbrechen in Ostdeutschland an zurückgebliebener deutscher Zivilbevölkerung bewiesen.

Gezielte Haßpropaganda gegen alles Deutsche

Es war nicht in erster Linie Rachsucht für die zuvor von deutschen SS-Verbänden und Einsatzgruppen auf dem Gebiet der Sowjetunion begangenen Kriegsverbrechen, die diese Greuel der Roten Armee an der hierfür völlig unverantwortlichen deutschen Zivilbevölkerung ermöglichte. Großen Einfluß hatte die zuvor intensiv und systematisch in Frontzeitungen, Flugblättern und Wandanschlägen in der Roten Armee betriebene Haßpropaganda gegen alle Deutschen und alles Deutsche, die das Ziel hatte, im sowjetischen Soldaten niederste Instinkte zu wecken. Hinreichend bekannt ist als Beispiel hierfür das in der Roten Armee verbreitete Pamphlet "Tötet!" des fanatischen Deutschenhassers Ilja Ehrenburg, in dem es u.a. hieß: "Wenn du einen Deutschen getötet hast, so töte einen zweiten - für uns gibt es nichts lustigeres als deutsche Leichen. Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eins: Die von dir getöteten Deutschen. Töte den Deutschen! - dieses bittet dich deine greise Mutter. Töte den Deutschen! - dieses bitten dich deine Kinder. Töte den Deutschen! - so ruft die Heimerde. Versäume nichts! Versieh dich nicht! Töte!"

Nemmersdorf und die vielen anderen Dörfer und Städte im Bereich des östlichen Ostpreußens waren vor 50 Jahren die ersten Teile Deutschlands, die unter diesen Vorzeichen zu spüren bekamen, was es heißen konnte, durch die Rote Armee - so will es ein Teil der heutigen Meinungsmacher sehen - "befreit" zu werden. Andere Teile Deutschlands folgten. Neben allen anderen Opfern von Krieg sowie nationalsozialistischer und kommunistischer Gewaltherrschaft sind es vor allem die Opfer von Nemmersdorf, dessen Name symbolisch für das ganze vom 19. Oktober bis zum 5. November 1944 durch die Rote Armee eroberte Gebiet stehen soll, deren wir gedenken.

Text: Michael Hartenstein in DOD Nr. 42 vom 21. Oktober 1994



Selbst in der Kirche von Nemmersdorf haben sich in den qualvollen Stunden nach dem Einmarsch der Roten Armee viele Schutzsuchende vergeblich verborgen.

Aufrufe des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg

" T ö t e t ! T ö t e t !

**Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist,
die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht!**

**Folgt der Weisung des Genossen Stalin
und zerstampft für immer das faschistische Tier in seiner Höhle.
Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen!
Nehmt sie als rechtmäßige Beute!"**

**Wenn du einen Deutschen getötet hast,
so töte einen zweiten -**

für uns gibt es nichts lustigeres als deutsche Leichen.

Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer.

Zähle nur eins: Die von dir getöteten Deutschen.

Töte den Deutschen ! - dies bittet dich deine greise Mutter.

Töte den Deutschen ! - dieses bitten dich deine Kinder.

Töte den Deutschen ! - so ruft die Heimaterde.

Versäume nichts ! Versieh dich nicht !

T ö t e ! "

(als Flugblätter russischen Soldaten verteilt)

Lew Kopelew:

"Was geschah in Ostpreußen?

War eine derartige Verrohung unserer Leute

wirklich nötig und unvermeidlich -

Vergewaltigung und Raub, mußte das sein?

Warum müssen Polen und wir

uns Ostpreußen, Pommern, Schlesien nehmen?

Lenin hatte seinerzeit schon den Versailler Vertrag abgelehnt,

aber dies war schlimmer als Versailles.

In den Zeitungen, im Radio riefen wir auf zur heiligen Rache.

Aber was für Rächer waren das,
und an wem haben sie sich gerächt?
Warum entpuppten sich so viele unserer Soldaten
als gemeine Banditen,
die rudelweise Frauen und Mädchen vergewaltigten -
am Straßenrand und im Schnee, in Hauseingängen;
die Unbewaffnete totschiessen,
alles, was sie nicht mitschleppen konnten,
kaputt machten, verhunzten, verbrannten?
... Sinnlos - aus purer Zerstörungswut ...
Wie ist das alles nur möglich gewesen?

Haben wir sie nicht so erzogen,
wir, die Politarbeiter, die Journalisten, die Schriftsteller -
Ehrenburg und Simonow
und Hunderttausende anderer, strebsamer, ehrgeiziger,
aber auch begabter Agitatoren,
Lehrer, Erzieher, aufrichtige Prediger der 'heiligen Rache'?
Wir lehrten sie hassen, überzeugten sie,
daß der Deutsche schon deshalb schlecht ist,
weil er ein Deutscher ist;
wir verherrlichten den Mord in Gedichten, Prosa und Malerei.
'Papa, erschlag den Deutschen!'
Es gab eine Zeit, in der ich mich schämte,
'kein persönliches Konto' erschlagener Deutscher zu haben.
Wir säten Chauvinismus, verhimmelten unsere Nationalhelden ...
über den Krieg 1914-1918 sagten wir dasselbe,
was seinerzeit die chauvinistischen, antisemitischen
Schwarzhunderter behauptet hatten:
An allen Mißerfolgen
waren die Spione und die 'deutsche' Zarin schuld;
wenn sie nicht gewesen wären,
hätten die russischen Soldaten Berlin erobert.
Über all das muß man nachdenken.
Woher kam es, wohin führt es?

aus: Lew Kopelew: Aufbewahren für alle Zeit, dtv

Vor 50 Jahren

Was geschah in der Umgebung von Frauenburg und Braunsberg

- Sept. 1944** Das Domkapitel beschließt: Bischof und Generalvikar werden die Diözese nicht verlassen, außer im Fall einer zwangsweisen Evakuierung. Alle Pfarrer werden angewiesen, bei ihren Gemeinden auszuharren und ggf. bei einer Zwangsevakuierung erst mit den letzten Gemeindegliedern Kirche und Haus zu verlassen.
- 12.01.1945** Beginn der Großoffensive der Roten Armee.
- 21.01.1945** Der letzte Zug verläßt Braunsberg in Richtung Westen.
- 25.01.1945** Sowjetische Truppen erreichen Tiedmannsdorf.
- 26.01.1945** Eine erste russ. Granate trifft das Dach der Domkirche. Ein sowjetisches Infanterie-Bataillon stößt bis Willenberg, Stangendorf, Kälberhaus und Julienhöh vor. Es kommt zu erbitterten Gefechten. Die Angreifer werden unter hohen Verlusten zurückgeschlagen.
- 27.01.1945** Tolkemit fällt in die Hände der sowjetischen Truppen.
- 28.01.1945** Als Frontverlauf wird gemeldet: Willenberg - Betkendorf - Lindwald - Knorrwald - Pettelkau - Schalmey. Braunsberg ist überfüllt mit Verwundeten und Flüchtlingen aus dem östlichen Frontgebiet.
- 01.02.1945** In Frauenburg wird der Dom beschlagnahmt zur Unterbringung von Evakuierten und Truppenteilen der Wehrmacht. Kein Gottesdienst mehr möglich. Das Allerheiligste wird in den Luftschutzkeller des bischöflichen Palais gebracht. Über Frauenburg und das Frische Haff ergießt sich ein gewaltiger Flüchtlingsstrom. Not, Elend und Tod sind die Merkmale dieser Tage.
- 03.02.1945** ständige Tieffliegerangriffe durch sowjetische Flugzeuge.

- 04.02.1945** Bischof Maximilian Kaller erteilt in seiner Hauskapelle dem 1942 schwerverwundeten und beinamputierten Theologen und Leutnant der deutschen Wehrmacht, Dr. Gerhard Matern, der von Braunsberg mit einem Pferdegespann vorfährt, die Subdiakonatsweihe. Frauenburg liegt den ganzen Tag über unter heftigem Artilleriebeschuß durch die Rote Armee.
- 05.02.1945** Dr. Gerhard Matern empfängt in der bischöflichen Residenz die Diakonatsweihe. Die Rückfahrt nach Braunsberg gestaltet sich äußerst schwierig, da die Chaussee Frauenburg - Braunsberg von der Roten Armee unterbrochen war.
Braunsberg wird durch Bombenangriffe aus der Luft erheblich zerstört.
- 06.02.1945** Die in Aussicht genommene Priesterweihe von Dr. Matern war wegen der chaotischen Lage nicht mehr möglich. Bischof Kaller spendete ihm die Priesterweihe (übrigens seine letzte) am 16.12.1945 in der St. Gertrudis-Kirche in der Lutherstadt Eisleben in Sachsen-Anhalt.
- 07.02.1945** Bischof Maximilian Kaller wird von SS-Leuten gezwungen, Frauenburg zu verlassen. Man bringt ihn zunächst gewaltsam nach Danzig, später wird er zur Weiterfahrt nach Stendal und Halle gezwungen. Die konsekrierten Hostien werden in den Keller des Generalvikariats gebracht. (Heute Amtssitz des Bürgermeisters von Frombork).
- 08.02.1945** Letzte hl. Messe und Stärkung der dort zufluchtuchenden Menschen. 10 Uhr: russische Artillerie schießt den Glockenturm des Domes in Brand. Turm und angrenzende Gebäude werden ein Opfer der Flammen. Die schwere Andreas-Glocke aus dem Jahr 1690 zerschmilzt in der Hitze der Feuersglut. Am Nachmittag wird der Artilleriebeschuß immer heftiger. Abends rollen die ersten Panzer in Frauenburg ein. Die Gewalt nimmt ihren Anfang.

Frontverlauf in Richtung Braunsberg: an der Baude und weiter über Schalmey - Mertensdorf - Schönau - Lilienthal.

09.02.1945

Die Bevölkerung wird von sowjetischen Soldaten aus Frauenburg vertrieben bzw. abtransportiert. Domkapitular Dr. Wladislaus Switalski wird von einem Rotarmisten an der Scheune des Domherrn Heyduschka erschossen. Zunächst dort im Garten vergraben, später auf den Domherrnfriedhof umgebettet. Generalvikar Marquardt und Domvikar Parschau werden nach Neukirch-Höhe gebracht. Dort wurde von einem als Dolmetscher eingesetztem, aber nur gebrochen deutsch sprechendem Polen der Generalvikar bei einem Verhör vor sowj. Offizieren bezichtigt, "General des Volkssturms" zu sein. Von Neukirch-Höhe führte der Fußmarsch weiter über Mühlhausen nach Pr. Holland. Überall herrschte großes Elend. Kein Essen, zusammengepfercht auf engstem Raum. Immer mehr Menschen wurden zusammengetrieben. Auch 25 Katharinenschwestern aus der Orthop. Klinik in Frauenburg tauchten auf. Wieder wurde der Aufenthaltsort gewechselt: Locken bei Mühlhausen. Dort treffen auch die Domherren Dr. Heyduschka und Dr. Schwark ein. Generalvikar Marquardt und Domvikar Parschau werden nach Pr. Holland zurückgebracht.

Ein kurzer Überblick

zum Schicksal des Bischofs und des Frauenburger Domkapitels:

Bischof Maximilian Kaller war - wie oben bereits erwähnt - gewaltsam von SS-Angehörigen aus Frauenburg fortgeschafft. Er gelangte über Stendal nach Halle.

Nach Beendigung des Krieges machte er sich Ende Juli 1945 von dort aus auf den Weg zurück in seine Diözese. Alles, was er besaß und für die weite Reise benötigte, nahm er auf einem Handwagen, den er selbst hinter sich herzog, mit. Nach vierzehntägiger, sehr beschwerlicher Reise ist er in Allenstein angekommen, wo er sich sogleich der dort verbliebenen Priester und Gläubigen und ihrer furchtbaren Lage annahm. Für das an Rußland gefallene nördliche Ostpreußen ernannte er den Pfarrer Paul

Hoppe in Königsberg zu seinem Generalvikar. Kardinal Hlond bestellte den Bischof zu sich nach Pelplin und zwang ihn - unter Berufung auf angebliche Weisungen des Papstes - die es tatsächlich nicht gegeben hat - auf die Ausübung seiner Jurisdiktion zu verzichten. Nach Allenstein zurückgekehrt, wurde er von den polnischen Behörden verhaftet und wegen "Propagierung des Deutschtums" nach Deutschland ausgewiesen.

Seinen Wohnsitz verlegte er nun von Halle zunächst nach Wiedenbrück, später nach Frankfurt am Main. Dort konnte er seinen einstigen Sekretär, Dr. Gerhard Fittkau, der zwischenzeitlich aus Sibirien zurückgekommen war, wieder zu sich nehmen. Seine Sorge galt den zerstreuten und in großer Not lebenden Ermländern in Deutschland. Im Herbst 1946 ernannte ihn Papst Pius XII. zum Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen in Westdeutschland. Sein Aufgabengebiet war nun noch größer geworden. Finanziell und wirtschaftlich konnte er wenig helfen. Aber in der Sorge um das Seelenheil der Entwurzelten zehrte er sich auf. Er war ein Bischof "unterwegs". Von Bayern bis nach Schleswig-Holstein besuchte er die heimatlos gewordenen Vertriebenen, hielt Gottesdienste und Predigten und sprach den Verzweifelten Mut und Trost zu. Gerade zurückgekehrt von einer großen Wallfahrt, starb Bischof Kaller plötzlich an Herzversagen am 07.07.1947 in Frankfurt am Main. Sein Grab liegt hinter der Kirche in Königstein im Taunus. - Dem Hofkaplan und Sekretär von Bischof Maximilian Kaller, **Dr. Gerhard Fittkau**, war 1944 die Pfarrei Süßenberg übertragen worden. Über die ersten Wochen unter russischer Herrschaft und seine Verschleppung nach Rußland bis nach Workuta im Norden des Ural berichtet er ausführlich in seinem Buch: "Mein 33. Jahr".

Generalvikar und Domdechant Dr. Aloys Marquardt. Zusammen mit Domvikar **Johannes Parschau** war ihm ein besonders Schicksal beschieden. Von Pr. Holland verschleppten die Sowjets beide ins Zuchthaus nach Insterburg. Von dort war Marquardt mit russischer Geheimpolizei in Frauenburg auf der Suche nach dem Domschatz. Im Juni 1945 freigelassen, bemühte er sich, vom 11.06.1945 bis zum 27.07.1945 als Administrator des Bistums in Allenstein die kirchlichen Verhältnisse neu zu regeln. Dies stieß bei der polnischen Zivilverwaltung auf größten Widerstand, weil er ein Deutscher war und die polnische Sprache nicht beherrschte. Da er nicht bereit war, auf Verlangen der polnischen Behörden Entscheidungen gegen das kanonische Recht zu treffen, erhielt er am 27.

07.1945 den Ausweisungsbefehl nach Berlin. Innerhalb von drei Tagen mußte er das von Polen beanspruchte Gebiet verlassen. Auf dem Weg nach Berlin wurde er total ausgeplündert, mißhandelt und aus dem Zug geworfen. Zu Fuß und bettelnd erreichte er Berlin, halb ausgezogen, körperlich und nervlich fertig. Bei einem Besuch des dortigen bischöflichen Ordinariats am 16.08.1945 erschien ein russischer Offizier mit Domvikar Parschau, von dem er in Insterburg getrennt worden war und nötigte ihn, zur Klärung einiger Fragen für 10 Tage mitzukommen. Dafür verbürgte sich der Offizier mit seinem "Ehrenwort". Vor dem Haus wartete ein Auto, in dem ein russischer General wartete. Die Fahrt ging direkt zum Flughafen. Ziel: Moskau.

Das weitere Schicksal der beiden in Stichworten: Zunächst Sonderhäftlinge in abgelegener ländlicher Datscha. Erste Vernehmungen durch einen sowjetischen General am 12.09.45. Es ging um die nach Moskau verbrachten Archivalien aus Frauenburg. Es folgten drei Jahre mit leeren Versprechungen. Am 09.06.1948 zu einer Anhörung nach Moskau gebracht. Tatsächliches Ziel: das Lefortowska-Gefängnis bis 31.03.1950. Anschließend Überführung in das Butyraska-Militär-Gefängnis. 1 1/2 Jahre später Anklageerhebung wegen Spionage im Dienst des Vatikans. Ohne Gerichtsverhandlung wurden beide am 01.12.1951 zu je 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Eine Begründung gab es nicht. Berufung war nicht zulässig. Der anschließende Weg in die Verbannung führte über Kuibyschew, Tscheljabinsk, Omsk, Irkutsk ins Gefängnis nach Alexandrowsk (Baikalsee). Am 19.09.1955 Mitteilung über Amnestie-Erlaß vom 17.09.55. Sie seien nunmehr "Freie Bürger". Beginn des Heimtransportes am 20.09.55. In Swerdlowsk ging es aber wiederum in ein Lager aus dem die Weiterreise ständig verzögert und nur in Gruppen erfolgte. Generalvikar Marquardt traf endlich am 15. Dezember 1955 in West-Berlin ein. Sein Mithäftling Domvikar Johannes Parschau erreichte West-Berlin am 16.01.1956.

Nach kurzer Erholungspause stellten sich beide wieder ungebrochen in den Dienst der Kirche. Dr. Aloys Marquardt wirkte von 1956 bis zu seinem Tod am 01.08.1972 als Vize-Offizial beim Ordinariat zu Köln. Domvikar Parschau übernahm zunächst Aufgaben als Pfarrverwalter in Neumünster und Ellenz/Mosel, ehe er 1959 Pfarrer in Dernau an der Ahr wurde. Hier entfaltete er ein segensreiches Wirken. Sein 80. Geburtstag

und sein Goldenes Priesterjubiläum wurden Volksfeste für die ganze Gemeinde. Er starb am 20. März 1994.

Die Rückkehr von Domkapitularvikar Marquardt aus Rußland hatte für die Rechtsnachfolge des Bischofs von Ermland in der Zeit der Vakanz noch eine besondere Bedeutung. Als nämlich der auf Bischof Kaller gefolgte Kapitularvikar Arthur Kather am 25.07.1957 in Osnabrück starb, wählten die beiden noch lebenden Domkapitulare Dr. Marquardt und Dr. Schwark am 29.07.1957 den einstigen Pfarrer vom Oberhaberberg in Königsberg und von 1945 - 1947 dort amtierenden Generalvikar für das von Rußland beanspruchte nördliche Ostpreußen, **Paul Hoppe**, zum neuen Kapitularvikar und somit zum Rechtsnachfolger in der Leitung des Bistums Ermland während der Sedisvakanz. Dies sollte sich erst 1972 ändern, als die kirchlichen Verhältnisse in den von Polen beanspruchten deutschen Ostgebieten vom Vatikan neu geregelt wurden (Errichtung neuer Bistümer und Ernennung von Bischöfen). Mit der Ernennung von Bischof Jozef Drzazga zum Bischof von Ermland am 28.06.1972 erlosch das Amt des Kapitularvikars. Paul Hoppe wurde jedoch gleichzeitig aus seelsorgerischen Gründen zum Apostolischen Visitor für Priester und Gläubige aus der Diözese Ermland in der Bundesrepublik Deutschland ernannt. Der Apostolische Nuntius schrieb am Vortag an Prälat Hoppe: "Die Bedeutung Ihres neuen Amtes wird nicht geringer sein als die Ihres bisherigen: Mehr denn je brauchen die Ihnen anvertrauten Gläubigen Ihre Hilfe und Fürsorge."

Dompropst Franz Sander; von den Soldaten der Sowjetarmee vertrieben. Am 27.04.1945 in großem Elend im Alter von 82 Jahren verstorben. Beerdigt in Neukirch-Köhe.

Domkapitular Andreas Hinzmann; auch er mußte - wie alle Deutschen - Frauenburg verlassen und wurde fortgetrieben. Er kam bis Neukirch-Höhe und ist dort am 08.03.1945 infolge von Entbehrungen und Schwäche im Alter von 80 Jahren gestorben und begraben.

Domkapitular Dr. Wladislaus Switalski, wie oben bereits unter dem 09.02.1945 erwähnt, wurde von einem Sowjetsoldaten grundlos erschossen.

Domkapitular Joseph Steinki; wurde 1941 in einem NS-Prozeß zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach 30 Monaten Haft erreichte er seine Entlassung, nach dem er auf die Domherrnstelle verzichtet hatte. Er ging nach Allenstein, wurde dort von den Russen schwer mißhandelt und ist an den Folgen sowie einer zusätzlichen Ruhrerkrankung dort am 16.02.1945 verstorben.

Domkapitular Dr. Franz Heyduschka; auch er wurde von den Russen aus Frauenburg vertrieben. Dreimal kehrte er nach Frauenburg zurück. Dort ist er schließlich auch nach einer Typhuserkrankung und allgemeinem Kräfteverfall Ende Dezember 1945 im Alter von 66 Jahren verstorben. Seine letzte Ruhe fand er auf dem Domherrnfriedhof in Frauenburg.

Domkapitular Alfons Buchholz, saß zwei Jahre (27.05.37 - 03.04.39) nach einem NS-Prozeß im Gefängnis zu Stuhm und wurde anschließend nach Breslau ausgewiesen. Von dort erfolgte seine Aussiedlung nach Deutschland am 18.04.1947. In Gerlachsheim bei Lauda ist er am 01.07.1957 verstorben.

Domkapitular Anton Krause, von den Russen aus Frauenburg verjagt. Aufenthalte in Bludau, Steegen und Luxethen. Dort ist er infolge von Entbehrungen, Schlaganfall und Lungenentzündung im Alter von 70 Jahren auf einem Strohlager am 14.04.1945 verstorben. Zunächst begraben im Garten der dörflichen Schmiede. Später nach Frauenburg auf den Domherrnfriedhof umgebettet.

Domkapitular Dr. Bruno Schwark; wie die vorher Genannten wurde auch er von der Besatzungsmacht aus Frauenburg mehrmals vertrieben, nachdem er mehrfach dorthin zurückgekehrt war. Ab Mitte Mai 1945 war er dann wieder in Frauenburg, bis die Polen ihn und drei weitere Geistliche im August 1946 zusammen mit ca. 50 Frauenburgern zwangsweise aussiedelten.

Als Bischof Kaller am 07.07.1947 verstarb, war er der einzige noch lebende Domherr, dem es nach dem Kirchenrecht oblag, einen Kapitularvikar als Leiter der Diözese während der Vakanz zu wählen. (Vom Überleben des früheren Generalvikars und Domkapitulars Dr. Marquardt, der nach Rußland verschleppt worden war, hatte niemand eine Ahnung). Er kam dieser Verpflichtung mit großem Ernst nach und verkündete den ermländischen Priestern, daß er den Pfarrer Arthur Kather zum Kapitular-

vikar erwählt habe. Die päpstliche Kurie hat diese ungewöhnliche Wahl in einer außergewöhnlichen Zeit bestätigt. Hierin muß eine unzweideutige Antwort des Vatikans auf das unrechtmäßige Handeln des polnischen Kardinals Hlond gesehen werden.

Domkapitular Dr. Bruno Groß; als jüngster des Domkapitels (45 Jahre) wurde er sogleich von den Russen gefangengenommen und weggeschafft. Zunächst war er im Zuchthaus zu Insterburg; im März 1945 nach Rußland verschleppt. In einem Lager östlich von Moskau ist er im Juni 1946 an Entkräftung gestorben.

09.02.1945 Während in Frauenburg die sowjetische Soldateska ihr wahres Gesicht zeigt, gehen die schweren Bombenangriffe auf Braunsberg weiter.

10.02.1945 Von der Partei wird für die Zivilbevölkerung in Braunsberg der Räumungsbefehl gegeben. Polizei und Volksturm durchsuchen die Wohnungen und zwingen die Bevölkerung, ihre Häuser zu verlassen.

11.02.1945 Die letzten zivilen Dienststellen werden nach Heiligenbeil verlegt.

12.02.1945 Die militärische Ortskommandatur wird personell verstärkt und beginnt, die Lagerbestände in Braunsberg zu erfassen. Erstaunliches kommt zum Vorschein: 40.000 Sack Mehl, 35.000 Sack Zucker, 20.000 Paar Schuhe, 80.000 Flaschen Alkohol sowie große Mengen an Gebäck, Bonbons, Konfitüren und Schokolade. Alles wird dem Heeresverpflegungsamt unterstellt und nach Heiligenbeil geschafft.

13.02.1945 Erneute Bombenangriffe auf Braunsberg

14.02.1945 Wehrtaugliche männliche Personen unter 60 Jahren dürfen den Raum Braunsberg nicht mehr verlassen.

15.02.1945 Wieder wird Braunsberg aus der Luft angegriffen. Die Feuerwehr kann die Brände nicht mehr löschen. Nun entschließen sich auch die letzten Einwohner zur Flucht. Das Eis auf dem Haff hält noch. Doch an der Passarge-

- mündung steht bereits Wasser auf dem Eis. In den nächsten Tagen gelegentlich leichte Bombenangriffe.
- 17.02.1945** Die Städte Mehlsack und Wormditt fallen in die Hände der Roten Armee.
- 23.02.1945** Zinten wird von den Sowjets besetzt.
- 25.02.1945** 130 alte, kranke und hilflose Personen aus Braunsberg werden nach Heiligenbeil geschafft, die restlichen 70 im evgl. Krankenhaus an der Königsberger Straße untergebracht.
- 28.02.1945** Jeglicher Abtransport über das Haff wird eingestellt, da das Eis nicht mehr hält.
- 06.03.1945** Die russischen Truppen stoßen bei Bladiau bis ans Frische Haff vor und teilen damit die deutschen Truppen in zwei Kessel: Königsberg und Braunsberg/Heiligenbeil. Im Westen hält sich der Frontverlauf zwischen Frauenburg und Braunsberg an der Baude mit geringfügigen wechselseitigen Geländegewinnen.
- 11.03.1945** Artilleriebeschuß aus Nordosten der Gegend von Lindenu und Vogelsang. Die Lage um Braunsberg erweist sich als aussichtslos.
- 18.03.1945** Braunsberg wird aufgegeben. Die letzten deutschen Soldaten verlassen die Stadt.
- 20.03.1945** Sowjetrussische Truppen rücken in Braunsberg ein. Die zerstörte Stadt wird kampflös besetzt.
- 21.03.1945** Der russische Wehrmachtsbericht meldet die Einnahme der "Stadt Braunsberg am Frischen Haff".
- 26.03.1945** Heiligenbeil wird von der nachrückenden Roten Armee erobert.

" Erbarmung - Erbarmung "

Literatur:

- ◆ *Edgar Günther Lass: Die Flucht, Ostpreußen 1944/45, Podzun-Verlag 1964, S. 173 ff*
- ◆ *Kluth: Die letzten Tage von Braunsberg, "Braunsberg/Ostpreußen, Höhere Schulen", Heft 21, Sommer 1975*
- ◆ *Lew Kopelew: Aufbewahren für alle Zeit, Hoffmann und Campe-Verlag, Hamburg 1976*
- ◆ *Alexander Solschenizyn: Ostpreußische Nächte*
- ◆ *Michael Hartenstein: In Nemmersdorf begann die Zerstörung des deutschen Ostens, DOD Nr. 42/1994*
- ◆ *de Zayas: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen, München 1981*
- ◆ *Gerhard Pittkau: Mein 33. Jahr, Kösel-Verlag, München 1957.*
- ◆ *Franz Scholz: Zwischen Staatsräson und Evangelium . Kardinal Hlond und die Tragödie der ostdeutschen Diözesen, Verlag Knecht, Frankfurt, 1988*
- ◆ *Bruno Schwark: Den toten Domherrn, Ermländischer Hauskalender 1950, S. 109-128*
- ◆ *Bruno Schwark: Ihr Name lebt, Veröffentlichung der Bischof Maximilian Kaller Stiftung, Reihe II, Heimat und Geschichte, 1958*
- ◆ *Aloys Marquardt: Zehn Jahre Rußland, Ermländischer Hauskalender 1957, S. 115-175*
- ◆ *Otto Miller (nachgelassene biographische Fragmente): Ein schriftliches Ehrenmal für Bischof Maximilian, Ermländischer Hauskalender 1959, S. 64-96*
- ◆ *Gerhard Matern: Advent 1945, Ermlandbriefe Nr. 4/1985*
- ◆ *Hans Preuschhoff: Was geschah 1945 im Ermland, Ermlandbriefe Nr. 3/1986*

Die Einsetzung der Apostolischen Administratoren in den deutschen Ostprovinzen

Das Rätselraten um die zweifelhaften Ernennungen durch den Primas von Polen, **August Kardinal Hlond**, am 15. August 1945 mit Wirkung vom 01. September 1945 beginnt sich zu lüften.

Ausgerechnet ein indischer Historiker, der früher als Dozent am Osteuropa-Institut in Berlin wirkte, hat in Posen ein Buch veröffentlicht über "Die Kirche in Polen, Die Katholische Kirche und der Staat im Lichte von Dokumenten 1945 - 1989, Band I: Die Jahre 1945-59" (polnisch). Darin enthalten ist ein Dokument vom 24. Oktober 1946. Es handelt sich um einen "Bericht des Kardinals Hlond an das Vatikanische Staatssekretariat in der Frage der Kirchenverwaltung in den wiedergewonnenen Gebieten".



Augustin Kardinal Hlond. Primas von Polen

* 05.07.1881 + 22.10.1948

Doch zunächst ein paar Daten aus dem Lebensweg des Kardinals von 1939 bis 1945. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen begibt sich Kardinal Augustin Hlond am 04.09.1939 von Posen nach Warschau zu einer außerordentlichen Bischofskonferenz. Am 14.09. verläßt er Polen über Rumänien und trifft am 19. September in Rom ein. Im Juni 1940 geht er nach Frankreich, wo er sich zunächst drei Jahre in Lourdes und ab Juni 1943 in einer Benediktinerabtei in den Pyrenäen aufhält.

Am 03.02.1944 wird er dort von deutscher Polizei verhaftet und nach Paris gebracht. Seit dem 05.04.44 lebt er als "Internierter" in Bar le Duc

bei Verdun. Am 30.09.44 erhält er einen Zwangsaufenthalt bei katholischen Schwestern in Wiedenbrück (Westf.). Nach seiner Befreiung durch die Amerikaner am 01.04.45 fliegt Hlond eine Woche später nach Paris. Schließlich hielt er sich vom 24. April bis zum 10. Juli in Rom auf. Am 20.07.1945 kehrt er nach fast 5jähriger Abwesenheit nach Posen zurück, wo er in kürzester Zeit seine Entscheidungen zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Polen trifft.

In dem eingangs erwähnten Dokument vom 24.10.1946 gibt Kardinal Hlond zunächst einen Situationsbericht aus seiner Sicht über die kirchlichen Verhältnisse jener chaotischen Zeit, in der Vergewaltigung, Raub und Totschlag zum Alltag gehörten. Die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung wurde als besiegt betrachtet, verantwortlich für die Verbrechen Hitlers und verurteilt zur Sühne.

Die russischen Besatzungstruppen wie auch die neuen polnischen, kommunistischen Behörden sprachen den deutschen Ordinarien das Recht ab, ihre Jurisdiktion auch auf die polnische Bevölkerung auszudehnen. Ihr erklärtes Ziel war es vielmehr, die deutschen kirchlichen Amtsträger aus diesem Gebiet zu entfernen. Deshalb war alles bedroht: die Autorität der Kirche, die Gotteshäuser, die kirchlichen Gebäude und jeglicher Besitz.

In der Diözese Ermland waren von 235 Priestern ganze 40 zurückgeblieben. Ostpreußen war nach Beendigung der Kampfhandlungen ein Land des Todes, durch das Banden beutesuchender russischer Soldaten zogen. Das religiöse Leben war gleich einem Siechtum. Die neue Bevölkerung - vornehmlich aus dem Wilnaer Gebiet vertriebene Polen - verlangten religiöse Betreuung. Auf eigene Faust besetzten sie katholische und protestantische Gotteshäuser, die nicht zerstört waren und verlangten polnische Priester.

Der Aufbau einer polnischen Hierarchie war das Gebot der Stunde. In diese Zeit fielen die Beschlüsse von Potsdam [02.08.1945], in denen 'die Westgrenze Polens an der Oder festgelegt und die Umsiedelung der östlich dieser Grenze zurückgebliebenen Deutschen beschlossen wurde'. Unter den damaligen Bedingungen, gab es nur einen Weg, die Kirchenverwaltung in die Hände polnischer Prälaten zu legen, die fähig waren, die Lage zu beherrschen. Für die deutschen Ordinarien sah er - infolge der politischen Veränderungen - keine Wirkungsmöglichkeiten mehr.

Bei seinen Gesprächen mit dem Sekretär für außerordentliche Angelegenheiten des Vatikans sei auch über die Ernennung von Apostolischen Administratoren in Polen gesprochen worden und entsprechende Vollmachten

Kardinal Hlond gibt einen Fehler zu.

erteilt. Hinsichtlich der deutschen Territorien sei ihm jedoch gesagt worden, "das müsse zuvor mit den betroffenen Bischöfen durchdiskutiert werden". Erst Monate später sei ihm bewußt geworden, diese Worte falsch verstanden zu haben. Er sei stets fest davon überzeugt gewesen, daß die ihm übertragenen Vollmachten für das Gebiet Polens auch die bis vor kurzem deutschen Gebiete einschlosse und die Ernennung von Apostolischen Administratoren auf den einst deutschen Gebieten in der Absicht des Heiligen Stuhles läge. - So betrachtete er es als seine Aufgabe, mit den betroffenen Ordinarien Kontakt aufzunehmen und diesen einen offiziellen Standpunkt des Vatikans zu übermitteln, der auf falschen Prämissen fußte und sie zur Resignation zu veranlassen. (*Am 12.08.45 in Breslau den Kapitelsvikar der Erzdiözese Breslau Dr. F. Piontek, am 16.08.45 in Pelplin den Bischof von Ermland, Maximilian Kaller. Später folgten Schneidemühl, am 17.08 Branitz/Olmütz und im September Grafschaft Glatz/Prag*). Hlond bemerkt, er habe versucht, dies in einer höflichen Form zu tun, wobei er sich über die Unannehmlichkeiten im Klaren gewesen sei, die sie empfinden mochten. - Einen Einfluß auf die Ernennung der Administratoren hatte dies alles ohnehin nicht, denn die Ernennungsurkunden waren mit dem Datum vom 15. August ausgefertigt, obwohl diese bereits am 14.08. den Erwählten in Posen überreicht worden waren.

Im weiteren Verlauf seines Berichtes schildert er die Situation am 01.09.1946 in den einzelnen Diözesen und neu eingerichteten Kirchenbezirken.

In der **Diözese Ermland** gäbe es nur noch 15 Priester deutscher Nationalität; ihnen ständen bereits 140 Priester polnischer Nationalität gegenüber. Weitere 50 seien notwendig. - Er habe Grund sich über manche deutsche Pfarrer zu beklagen, die gegen seinen Willen nach Deutschland ausgereist seien und ihre deutschen Pfarrkinder zurückgelassen hätten.

Auch mit den Katharinen-Schwestern habe er Kummer. Der Abtransport der letzten Deutschen sei für den Monat November 1946 vorgesehen.

Kardinal Hlond bittet demütig um Verzeihung.

Am Ende seines Berichtes geht Kardinal Hlond auf die religiösen Veränderungen in Osteuropa ein, die ein Sendungsbewußtsein erkennen lassen, daß wir hier nicht kommentieren wollen.

Dann aber fügt er hinzu:

"Mir bleibt nichts übrig, als den Heiligen Vater demütig zu bitten, mir die begangenen Fehler und jene Unannehmlichkeiten zu verzeihen, mit denen ich sein väterliches Herz verwunden konnte".

Quellen: Informationen und Berichte - Digest des Ostens - Nr. 7:1994, Königstein
Petrusblatt, Erzbistum Berlin vom 18.09.1994
Scholz: Zwischen Staatsräson und Evangelium, Knecht-Verlag, Frankfurt

Anmerkung: Die Veröffentlichung bisher unbekannter kirchlicher Dokumente wird das Gespräch zwischen Deutschen und Polen beleben und hoffentlich im Geiste der Wahrheit zu einer ehrlichen Aufarbeitung der Nachkriegsjahre bis hin in die heutige Zeit führen.

Flüchtlingstragödien auf der Ostsee

**Durch sowjetische Torpedos wurden 1945 sieben Schiffe,
die keinem Kriegseinsatz dienten,
sondern allein zur Rettung von Menschenleben eingesetzt waren,
in der Ostsee versenkt.**

Mit ihnen versanken ca. 20.000 Menschen
in den eiskalten Fluten der Ostsee,
meist Frauen und Kinder sowie ältere Menschen.

Die Zahl der Opfer auf den größten versenkten Schiffen betrug:

"Wilhelm Gustloff"	5.100 Tote,
"Goya"	6.500 Tote,
"General Steuben"	3.000 Tote.

DER KAMPF UM OSTPREUSSEN 1944/45



1977

Frontverlauf am 21. Januar 1945
 Frontverlauf am 31. Januar 1945
 Am 13. März 1945 noch gehalten

BLAU Deutsche Verbände
 ROT Russische Verbände
 24.1 Tag der Besetzung



Ostsee

PEK
S.G.D.

Flucht aus dem Ermland

Schon im Herbst 1944 kamen die ersten Flüchtlinge zu uns. Manche von ihnen waren unterwegs schon kurze Zeit von den sowjetischen Truppen überrollt worden, so daß sie schon von Greuelthaten erzählten. Wir hatten natürlich furchtbare Angst, und meine Mutter machte sich große Sorgen um mich und drängte mich im Dezember, ich sollte noch versuchen, mit dem Zug nach Westfalen zu fahren.

Eine meiner Schwestern war kurz vorher gestorben, und wir hatten drei Kinder von ihr bei uns. Ich brachte es einfach nicht fertig, sie zu verlassen, da meine Mutter auch alt und krank war.

1. Flucht

Am 12.02.1945 flüchteten wir das erste Mal. Die Straßen waren verstopft, und wir kamen bis Grunenfeld. An Unterkunft war nicht zu denken, und es war schreckliches Wetter und kalt.

Zwei Bauern aus der Nachbarschaft und meine Familie kehrten um, weil Vater der Meinung war, daß wir besser in den eigenen vier Wänden sterben könnten als auf der Straße.

Als wir nach Haue zurückkamen, hatten sich bei uns schon Weißrussen und Polen gemütlich gemacht.

2. Flucht

Am 15.02.1945 kamen plötzlich zwei deutsche Soldaten und waren überrascht, daß sich noch Zivilbevölkerung in den Häusern aufhielt. Sie forderten uns auf, sofort zu fliehen, da die Infanterie ca. 1 km entfernt schon in Stellung gegangen war.

Ein Bauer, meine Schwester und ihre vier Kinder sowie zwei fremde Frauen mit Kindern, die die Soldaten ihr noch auf den Wagen gesetzt hatten, und unser Wagen fuhren am nächsten Morgen los. Mit uns fuhren noch drei andere Wagen. Ein Bauer blieb zurück, weil eine Entbindung im Hause bevorstand.

Wir fuhren über Schönau, Blumberg Lindenau bis nach Braunsberg-Güterbahnhof. Hier mußten wir ein Stück über den Acker, da die Straßen nicht befahrbar waren.

DER KAMPF UM OSTPREUSSEN 1944/45



- Frontverlauf am 21. Januar 1945
 - Frontverlauf am 31. Januar 1945
 - Am 13. März 1945 noch gehalten
- | | |
|------|--------------------|
| BLAU | Deutsche Verbände |
| ROT | Russische Verbände |
| 24.1 | Tag der Besetzung |



Ostsee

XX. AK

Flucht aus dem Ermland

Schon im Herbst 1944 kamen die ersten Flüchtlinge zu uns. Manche von ihnen waren unterwegs schon kurze Zeit von den sowjetischen Truppen überrollt worden, so daß sie schon von Greuelthaten erzählten. Wir hatten natürlich furchtbare Angst, und meine Mutter machte sich große Sorgen um mich und drängte mich im Dezember, ich sollte noch versuchen, mit dem Zug nach Westfalen zu fahren.

Eine meiner Schwestern war kurz vorher gestorben, und wir hatten drei Kinder von ihr bei uns. Ich brachte es einfach nicht fertig, sie zu verlassen, da meine Mutter auch alt und krank war.

1. Flucht

Am 12.02.1945 flüchteten wir das erste Mal. Die Straßen waren verstopft, und wir kamen bis Grunenfeld. An Unterkunft war nicht zu denken, und es war schreckliches Wetter und kalt.

Zwei Bauern aus der Nachbarschaft und meine Familie kehrten um, weil Vater der Meinung war, daß wir besser in den eigenen vier Wänden sterben könnten als auf der Straße.

Als wir nach Haue zurückkamen, hatten sich bei uns schon Weißrussen und Polen gemütlich gemacht.

2. Flucht

Am 15.02.1945 kamen plötzlich zwei deutsche Soldaten und waren überrascht, daß sich noch Zivilbevölkerung in den Häusern aufhielt. Sie forderten uns auf, sofort zu fliehen, da die Infanterie ca. 1 km entfernt schon in Stellung gegangen war.

Ein Bauer, meine Schwester und ihre vier Kinder sowie zwei fremde Frauen mit Kindern, die die Soldaten ihr noch auf den Wagen gesetzt hatten, und unser Wagen fuhren am nächsten Morgen los. Mit uns fuhren noch drei andere Wagen. Ein Bauer blieb zurück, weil eine Entbindung im Hause bevorstand.

Wir fuhren über Schönau, Blumberg Lindenau bis nach Braunsberg-Güterbahnhof. Hier mußten wir ein Stück über den Acker, da die Straßen nicht befahrbar waren.

In Braunsberg brannte es furchtbar. Aus einem Flugzeug, das abgeschossen wurde, löste sich der Motor und rollte wie ein großer Feuerball auf uns zu. Zum Glück blieb er im Chausseegraben liegen. Dann haben wir zweimal in Orten übernachtet, die ich nicht mehr benennen kann.

Am 17.02.1945, früh um 6.00 Uhr fuhren wir bei Leysuhnen auf das Frische Haff. Sobald es etwas heller wurde, kamen Flugzeuge und beschossen uns mit Bordwaffen. Sie waren noch nicht ganz verschwunden, da kam auch schon das nächste Geschwader. Es herrschte auf dem Eis ein Chaos, was man nicht in Worte fassen kann.

Vater schickte mich mit Mutter und den Kindern zu Fuß los, damit wir versuchen sollten, auf die Frische Nehrung zu kommen, was uns auch gelang. Dort standen wir zuerst in Neukrug in einem Unterstand. Er war aber offen, und wir gingen weiter und kamen in die Kirche des Ortes, die

voller Flüchtlinge war. Weil Mutter sich sehr elend fühlte, rückten ein paar Frauen zusammen, so daß sich Mutter setzen konnte.

Ich lief wieder zurück, um zu sehen, ob Vater nichts passiert war. Als ich zu den Wagen kam, waren meine Schwester, deren Sohn sowie zwei andere Frauen, die sich noch auf dem Wagen befanden, verwundet. Vater versuchte, den Wagen der im Eis eingebrochen war, rückwärts wieder herauszuziehen.

Mit meiner Schwester und Sohn ging ich auf die Nehrung zum Verbands-



Erich Behrendt

Auf dem Eis des Haffs

platz, der überfüllt war. Sie mußten lange warten, bis sie an die Reihe kamen. Die zwei verwundeten Frauen, von denen eine einen Kopfschuß und die andere einen Bauchschuß hatte, mußten weggetragen werden. Wie ich später hier im Westen erfahren habe, sind beide gestorben.

Wieder bin ich zu unserem Wagen auf das Eis gelaufen, habe die beiden kleinen Kinder meiner verwundeten Schwester genommen und auch zu Mutter in die Kirche gebracht. Unter andauerndem Beschuß bin ich immer hin- und hergelaufen, um Verbindung zu halten.



Treckwagen und ein verendetes Pferd auf dem Eis des Frischen Haffs

Immer wieder versanken plötzlich Wagen, oft mit Kind und Kegel, im Haff. Dicht gedrängt schoben sich die Flüchtlingswagen langsam voran. Es war so schrecklich, daß man es kaum beschreiben kann. Es liefen Kinder sogar barfuß auf dem Eis herum und schrieten nach ihren Eltern; Eltern suchten ihre Kinder. Jeder kämpfte um's Überleben und niemand dachte an das Schicksal des Nächsten. - Abends fand ich schließlich meine Schwester und deren Sohn auf dem Verbandsplatz und brachte sie zu ihrem Wagen. Mutter mit den Kindern war auch wieder bei uns.

Da das Militär untersagte, auf der Nehrung zu fahren, bewegte sich der Treck in Ufernähe auf dem Haff weiter. Um die Pferde nicht unnötig zu belasten, wechselten Vater und ich uns beim Fahren ab, während der andere jeweils neben dem Wagen herlief.

Endlich an der Weichsel angekommen, standen wir inmitten einer ungeheuren Wagenmenge. Obwohl sich die Wagen schon auf den Straßen und auf den Wegen stauten, drängte sich noch laufend Militär dazwischen. Nichts ging mehr, denn die Fähre konnte diesen Andrang nicht bewältigen.

Eines Nachts, als sich wieder Militärfahrzeuge zwischendrängten, vermißten wir plötzlich den Wagen meiner Schwester, den der Treck der anderen Bauern hatten wir schon vorher verloren. Ich bin hin- und hergelaufen und habe sie gesucht, doch ich fand sie nicht mehr. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, wie das geschehen konnte. Es waren Soldaten gekommen, um zu fragen, ob Verwundete auf ihrem Wagen waren. Durch das Militär bevorzugt, durften sie auf die Fähre.

Wir waren fix und fertig. Zwei Tage mußten wir noch vor der Fähre warten, bis wir hinübergebracht wurden. Am anderen Ufer bewegte sich der Treck in Richtung Stolp langsam weiter. Ca. 20 km vor der Stadt kamen die Sowjets von vorne, worauf der Wettlauf begann. Wir wurden in die Nähe von Neustadt-Putzig getrieben. Immer wieder hörten wir von den schrecklichen Taten der Rotarmisten und unsere Angst wuchs von Stunde zu Stunde. Vieles um uns herum nahmen wir nicht mehr wahr, auch vor Übermüdung.

In der Nähe von Putzig fuhren wir auf einer Chaussee, die durch einen Wald führte und an beiden Seiten Steigungen hatte. Da kamen plötzlich sowjetische Panzer von vorne und überrollten einfach einige Flüchtlingswagen, die nicht schnell genug zur Seite kamen. Es war ein Schreien und Krachen. Vater riß die Pferde rum, durch den Chausseegraben, die Steigung im Wald rauf, die Pferde krochen fast auf allen Vieren. Oben im Wald kamen wir auf einen kleinen Weg, den wir lang befuhren und erreichten einen kleinen Ort. Hier fuhren wir auf einen Hof, die Leute nahmen uns freundlich auf. Sie halfen Vater die Pferde ausspannen, die schon ein paar Wochen im Geschirr standen und fütterten sie.

Etwa eine Stunde später kamen die ersten Rotarmisten. Sie sahen sich im Haus um, nahmen die Pferde und gingen wieder.

Jetzt merkten wir erst, wo wir waren. Die Leute, die zuerst so freundlich waren und perfekt deutsch sprachen, konnten plötzlich in Gegenwart der sowjetischen Soldaten nur polnisch und von uns wollten sie nichts mehr

wissen. Sie nahmen uns alles weg. Selbst den Kindern rissen sie die Puppen aus den Armen und brachten uns in ein altes leeres Haus; es hatten wohl vorher Gefangene darin gewohnt.

Es waren Kaschuben, ein Völkchen, das sich immer nach dem Wind dreht, ein slawischer Volksstamm, der eine westslawische Sprache spricht, die der polnischen Sprache sehr ähnlich ist. Wohl dadurch bedingt, daß sie in den Jahrhunderten einmal unter polnischer Herrschaft standen und dann wieder unter deutscher.

Jetzt gingen auch die Vergewaltigungen los. Mein Vater hob mich des nachts auf den Boden, eine Leiter oder Treppe war nicht vorhanden. Hier lag etwas Stroh und ich verkroch mich darunter. Auf den Boden ist nie ein Rotarmist gekommen.

Wie lange wir in dem Ort geblieben sind, kann ich nicht mehr genau sagen. Es müßten ca. 14 Tage gewesen sein. Mutter, die Kinder und ich haben uns draußen nie blicken lassen. Einmal waren die Kinder rausgegangen, da wurden sie von den Kaschuben sofort bedroht.

Eines Tages kamen sowjetische Soldaten zu Pferde und trieben uns zur Chaussee. Dort waren schon etwa 350 Flüchtlinge. Jetzt wurden wir bei Regen und Schneematsch von den Reitern vorangetrieben. Wer nicht mehr konnte, blieb im Graben liegen. Manch einer von ihnen wurde erschossen. Es war ein Bild des Jammers: Alte, Kranke und Kinder, die schon ausgehungert waren, denn zu Essen gab es nichts.

Mutter konnte kaum noch weiter und wollte auch zurückbleiben. Die Hintersten bekamen die meisten Peitschenhiebe ab. Vater hatte Mutter untergehakt und schleppte sie förmlich mit. Die Jüngste unserer Kinder, die das ganze noch nicht begriff, weinte und wollte getragen werden. Die beiden Mädchen hatten auch die Füße von den Stiefeln so wund gelaufen.

Plötzlich sagte Vater zu mir: "Nimm mal Mutter", und ehe ich mich versah, war Vater weg. Die Straße machte eine Biegung und unmittelbar dahinter war ein Dorf und wir standen vor einem Schlagbaum, wo wir kontrolliert wurden. Die Männer und Frauen, die keine Kinder hatten, mußten dableiben und wurden nach Sibirien geschickt. Ich habe die drei Kinder als meine ausgegeben, so konnte ich weiterziehen.

Hinter dem Dorf tauchte Vater plötzlich wieder auf. Wie er das geschafft hat, ohne daß die Reiter es bemerkt hatten, weiß ich nicht. Er war nämlich um das Dorf herumgelaufen. Vater war sieben Jahre Soldat gewesen, und durch seine Erfahrungen sah er manche Gefahr im voraus. Er konnte mich daher immer vor schlimmen Dingen bewahren.

Wir zitterten vor Hunger und Kälte, denn wir waren durch und durch naß. Abends trieben sie uns in eine Scheune. Kurz darauf fielen die Rotarmisten über die Frauen her. Kinder weinten und Frauen schrieten. Ich kroch weiter in die Scheune und legte mich an einen Haufen. In der Dunkelheit konnte ich nichts erkennen, erst am nächsten Morgen sah ich, daß es tote Soldaten waren.

Am 31.03.1945 regnete es, und wir froren schrecklich. Gegen Abend brachte man uns wieder in eine Scheune, diese war halb mit Stroh bedeckt, und die andere Hälfte war Geräteschuppen. Wir lagen an den Geräten. Vater kam nach einiger Zeit und sagte zu mir: "Wenn es dunkel ist, und die Soldaten kommen, versuche durch die Geräte zu kriechen, denn in der Ecke an der Außenseite ist ein Brett lose, das kannst Du zur Seite schieben, dann bist Du draußen."

Kaum, daß es dunkel wurde, kamen mehrere Soldaten herein, und die Vergewaltigungen gingen wieder los. Ich bin sofort losgekrochen und kam unbemerkt an der anderen Seite an. Ich fand auch das Brett, was ich zur Seite schieben konnte. Draußen hinter der Scheune hörte ich, daß es drinnen immer lauter wurde. Dieses Weinen und Jammern konnte man kaum noch ertragen. Ich verbrachte die Nacht im Freien und zitterte vor Angst und Kälte.

In dieser Nacht waren die Sowjetsoldaten besonders brutal vorgegangen. Ein sechsjähriges Mädchen haben sie so vergewaltigt, daß es an den Verletzungen verblutete. Dann sind sie über die Mutter und die fünfzehnjährige Tochter hergefallen; dabei mußte der sechzehnjährige Sohn mit der Laterne leuchten.

Eine achtundzwanzigjährige Frau, die neben uns lag, haben sie in der Nacht vierunddreißig Mal vergewaltigt. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Nach drei Tagen, als wir weiterzogen, hat sie noch so stark geblutet, daß sie nicht mit konnte.

Am nächsten Tag, dem 01.04., hatte mein Neffe Geburtstag. Vater ging auf die Suche nach etwas Eßbarem. Weil Ostern war, brauchten wir zwei Tage nicht weiterzuziehen. Vater kam und hatte Kartoffeln gefunden. Jetzt mußte er noch einen Topf suchen und fand eine Art Auflaufform aus Blech. Er stellte ein paar Ziegelsteine aufeinander und machte ein Feuer. Bald waren die Kartoffeln gar. Ich werde nie die Augen von meinem achtjährigen Neffen vergessen, als er so glücklich sagte: "Wenigstens gibt es an meinem Geburtstag was zu essen und sogar gekochte Kartoffeln." Wenn man nur noch die Kleider am Leibe besaß, war das schon ein Geschenk Gottes.

An den nächsten Abenden, wenn es dunkel wurde, wartete ich erst gar nicht, bis die Sowjetrussen kamen, sondern suchte das Weite. Schlimm war es, daß man den Deutschen auch nicht trauen konnte. Es gab welche, die waren falsch und haben einen verraten.

Dann ging es wieder weiter. Tag für Tag das gleiche: Vergewaltigungen und Angst, und es regnete fast jeden Tag. Wir triefen nur noch vor Nässe.

An einem Mittwoch machten wir auf einem Gut in Pommern Halt. In einem Zimmer auf dem Gutshof waren wir mit einer Frau aus Memel, ihrer siebenjährigen Tochter und einer Frau aus Königsberg untergebracht. Im Laufe des Tages kam ein russischer Offizier und sagte, wir sollen auf keinen Fall weitergehen, dann kämen wir nach Sibirien. In der Zeit, die er auf dem Gutshof war, haben uns alle Soldaten in Ruhe gelassen, er sorgte für Ordnung. - Vater war damit beschäftigt, etwas Eßbares zu suchen.

Nach ca. zehn Tagen mußte der Offizier weg, und das ganze Drama ging wieder mit voller Härte los. - Ich habe fast jede Nacht im Freien geschlafen. Eine Nacht war ich mit meinem achtjährigen Neffen auf einer alten Schmiede. Allerlei Ungeziefer kroch herum und Eulen saßen und schauten uns an. Ich weiß nicht, wer mehr Angst hatte, der Junge oder ich. Mein Neffe wollte immer mit, denn er hatte schon mitbekommen, daß sie Frauen ohne Kinder mitnahmen.

In dieser Zeit holten sie auch das erste Mal Vater ab und brachten ihn nach Graudenz. Man hat ihm unterwegs die Schuhe ausgezogen, weil sie noch sehr gut waren. Dort ist er vernommen worden. Er hat sich total blöd angestellt, und sie haben ihn nach ca. einer Woche wieder freigelas-

sen. Die Läuse krochen nur so auf ihm herum. Wir hatten natürlich weder Seife noch Waschpulver. Die Kleider haben wir Stunden gekocht, so daß wir wenigstens einige von den Läusen wegbekamen.

Eines Tages kamen viele sowjetische Soldaten auf das Gut, und wir mußten aus dem Gutshaus raus. Ein Teil der Flüchtlinge kam in die Scheune, und wir kamen in den Schafstall. Hier wurde mir der Fluchtweg abgeschnitten. Die Soldaten standen an der Tür Wache. Als es dunkel wurde, kamen die Soldaten in den Stall, und man kann sagen, daß sie wie die Hammel über die Frauen herfielen. Vater hatte wie immer eine Idee, wo oder wie er mich verstecken konnte. Ich habe mich lang hingelegt und Vater hat eine Decke rübergelegt. Mutter, Vater und die drei Kinder benutzten mich als Kopfkissen. Ich habe zwar sehr gelitten, denn das ganze Käfergewirr was im Schafsmist war, kroch auch an mir rum, und ich durfte mich nicht rühren.

Das ging zwei Nächte gut, dann haben mich Frauen verraten, und ein Rot-armist kam und zog die Decke weg. Die drei Kinder meiner Schwester sprangen mir auf den Schoß und schrieten, als ob sie in Messern steckten. Er hat auch versucht die Kinder zu beruhigen, denn sie waren im allgemeinen sehr kinderlieb. Aber sie hörten nicht auf zu schreien, so daß der Soldat aus unserer Ecke wegging. Den nächsten Morgen sagte mein achtjähriger Neffe ganz stolz: "Ich hab' immer angestimmt."

Dann zog ein Teil der Soldaten wieder ab, und wir kamen in das Verwalter-Haus. Hier waren wir auch in einem kleinen Zimmer auf dem Boden untergebracht. In diesem Zimmer stand eine alte große Wäschetruhe, die schrecklich nach Mottenkugeln stank. - Gekocht haben wir auf einem kleinen alten Eisenofen auf dem Boden.

Auch jetzt mußte ich noch draußen auf dem Feld oder in den Büschen die Nächte verbringen, weil immer noch vergewaltigt wurde.

Unser Essen bestand aus Pellkartoffeln. Wir hatten Glück, daß noch Mieten mit Kartoffeln auf dem Feld waren, und so ging ich nachts mit meinem Neffen, und wir haben uns die Truhe voller Kartoffeln getragen, so daß wir den ganzen Sommer zu essen hatten.

Inzwischen war Mai, und wir haben Kartoffeln gepflanzt. Ein Ochsenführer mit Ochse tauchte plötzlich auf, der schon früher auf dem Gut gear-

beitet hatte. So ging die Arbeit zwar langsam, aber wir schafften es. Als die Russen merkten, daß noch Kartoffeln auf dem Feld waren, haben sie den Rest weggefahren.

Langsam wurden die Vergewaltigungen weniger, aber wir ließen uns nur sehen, wenn es unumgänglich war.

Die Suche nach was Eßbarem war groß, es wurde Sauerampfer gesucht, mein Neffe fing Vögel, nachts ging er an einen Teich auf das Nachbargut. Dort hatte er Dosen, oben mit Draht etwas zusammengemacht, ausgelegt, so daß es ihm gelang, ein paar kleine Fische zu fangen, die wir gekocht haben, natürlich ohne Salz oder sonstiges Gewürz. - Von den Besatzungssoldaten bekamen wir nichts zu essen.

Hier wurde Vater ein zweites Mal abgeholt. Er kam nach Lauenburg. Nach fünf Tagen haben sie ihn wieder freigelassen. Er wurde ja auch schon siebenundsechzig Jahre alt.

Wir waren ca. 360 Personen, als wir auf dem Gut ankamen, im Herbst waren es nur noch 198. Manche waren verschleppt, die anderen an Typhus gestorben. Die beiden Mädchen, fünf und sechs Jahre alt, standen oft an der Straße, und so wie viele andere bettelten sie, wenn russische Pferdefuhrwerke vorbeikamen, nach Brot Sie riefen: "Pan, Klebba, jest?"

Die Russen hatten selbst sehr wenig, aber sie gaben den Kindern manchmal ein Stückchen Brot. Auch wenn in der Nähe der Chaussee, wo die Russen öfter fuhren, ein Pferd kreperte, sind wir hingelaufen und haben versucht, auch etwas davon zu bekommen.

Auf den Feldern war noch Winterroggen sowie Weizen, den die Deutschen noch im Herbst gesät hatten. Als das Getreide reif war, kamen die Russen, und wir wurden zur Arbeit geholt. Sie kamen mit Traktoren, und es wurde gemäht und auch gleich gedroschen. Die Maschinen waren noch auf dem Gut vorhanden.

Ich mußte auf der Dreschmaschine einlegen. Eine Stunde hatten wir Mittagspause. Ich ging langsam an den Säcken vorbei und habe die Schürzentaschen voller Korn gemacht. Eine alte Kaffeemühle, die wir gefunden hatten, diente uns dazu, das Korn zu mahlen, und wir konnten davon Wasserbrei kochen. Den Raps, den ich nach Hause brachte, haben wir in

einer alten Steinpresse, die sich noch auf dem Gut befand, ausgepreßt. Wir bekamen davon drei Flaschen Oel.

Einmal holte nachts ein Russe Vater zum Schweineschlachten. Er überließ uns die Eingeweide, und wir bekamen von dem Fett an den Därmen ein kleines Töpfchen Schmalz.

Selbst jetzt, wo wir jeden Tag arbeiten mußten, bekamen wir nichts zu essen.

Mittlerweile hatten wir Läuse, Flöhe und die Krätze, die entsetzliches Jucken hervorrief. Wir waren am ganzen Körper wund gekratzt. Ein Litauer, der auch bei uns auf dem Gut war, bot uns Schwefelpulver an. Dieses mußte in Fett eingerührt werden, damit wir uns einsalben konnten. Vater fand auf dem Gut eine Dose Wagenschmiere, dort haben wir das Pulver eingerührt und uns zehn Abende damit eingerieben; dann war die Krätze weg. Was waren wir glücklich! Nur die Kleidung, die sah natürlich grauenhaft aus, da wir keine Seife, kein Seifenpulver, nichts hatten. Wir waren schwarz am Körper von dieser Wagenschmiere. Man muß sich überhaupt wundern, daß wir keine Infektionen bekommen haben.

Im Herbst, als die Kartoffeln geerntet wurden, kam das Militär und fuhr sie ab. Wir gingen nachts sofort auf das Feld und haben für das nächste Jahr Kartoffeln nach Hause getragen; es war ja unsere einzige Nahrung. Nach der Kartoffelernte übergaben die Russen einem Polen das Gut. Auch jetzt bekamen wir nichts zu essen. - Den Winter über haben wir im Wald gearbeitet.

Ich muß noch nachtragen, daß wir im Sommer auf den Feldern und im Wald tote deutsche Soldaten beerdigt haben. Vater hatte alle Anschriften aufgeschrieben, um, falls möglich, die Angehörigen zu benachrichtigen. Als wir 1946 ausgewiesen wurden, haben die Polen bei Stettin dem Vater die Zettel abgenommen.

Im Frühjahr 1946 hatte der Pole Saatgut besorgt, und wir haben gesät und gepflanzt.

Im August hieß es, im Nachbarort wäre ein kleines Geschäft eröffnet, und wir würden ab sofort für unsere Arbeit bezahlt. Vater und ich beka-

men zusammen 37 Zl im Monat, 60 Zloty kostete ein Brot und 34 Zloty ein Pfund Salz. Für das Letztere haben wir uns entschieden.

Anfang September kam eines Tages der Chef und sagte zu Vater, daß er mit Mutter und den Kindern am nächsten Morgen um 7.30 Uhr auf dem Bahnhof des Nachbarortes sein solle, sie würden ausgewiesen, als erste von dem Gut. Ich hatte nicht die Erlaubnis, da ich eine volle Arbeitskraft war. Vater hat darauf nochmals mit dem Chef gesprochen und ihm erklärt, daß Mutter doch alt und krank sei und unmöglich die Kinder versorgen könnte, was er wohl auch einsah. Er war eigentlich ganz anständig. Er ist auf's Amt gefahren und hat es geschafft, daß ich mit ausreisen durfte.

Eng gepreßt wurden wir in Güterwagen auf Abstellgleisen hin- und geschoben, so daß wir Tage später bei Stettin in ein Durchgangslager kamen.

Hier wurden wir entlaust und bekamen, wenn auch wenig, zu essen.

Nach vier Tagen kamen wir nach dem Westen. Hier sagten sie: "Die Zigeuner kommen." Wir boten auch nicht den besten Eindruck, denn die Kleidung hatten wir ja gut anderthalb Jahre täglich bei der Arbeit an. Uns hatten die Polen ja alles genommen.

Über das Leben hier im Westen ließe sich auch einiges berichten, es war auch nicht immer leicht.

Hedwig Bagus geb. Lehmann, Tolksdorf/Essen

Informationsschriften:

"Ermland - was ist das?"

kurze Darstellung der Geschichte, Menschen und Bedeutung

"Ostpreußen"

Das Land, die Bevölkerung und ihr Glaube im Laufe der Geschichte

(werden bei unseren Treffen angeboten)

Erlebnisse 1945 Russeneinfall, Flucht und Rückkehr nach Blumberg

Als im Januar 1945 die Katastrophe über Ostpreußen hereinbrach, hatten meine Eltern und wir Kinder die Absicht, nicht zu flüchten. Doch es kam alles anders. Ich selbst war damals 14 Jahre alt.

Kurz die Situation am 15.02.1945:

Die Sowjetarmee stand etwa an der Passarge. Auf der anderen Seite etwa bei Mehlsack, Hogendorf und im Norden bei Zinten, Hohenfürst. Der Zug Braunsberg - Mehlsack fuhr in der letzten Zeit nur noch für die Wehrmacht und hatte vor einigen Tagen die Fahrt ganz eingestellt.

Spähtrupps der Sowjets müssen aber schon vorübergehend in den Dörfern gewesen sein, denn als wir wieder zu Hause waren, es war der 15.05.45, fanden wir Gräber von deutschen Soldaten, die noch ordnungsmäßig begraben waren, mit Birkenkreuz, Helm und Namen, gefallen am 15.2.1945. Auch in unserem Obstgarten lagen welche begraben. Auf unserem Land und Wald waren etwa zehn solche Gräber.

Ein Russe lag in unserem Blumengarten unter einer Edeltanne begraben. Ich nehme an, daß es ein Offizier war mit dem Namen Mikolajew. Er war gesondert beerdigt. Alle anderen Russen waren schon mehrmals begraben worden; zuerst wo sie gefallen waren, dann sind sie gesammelt worden und lagen in Schönau auf Radaus Feld. Die Gräber lagen dort gleich neben der Scheune, hier hatte Bauer Radau immer seine Mieten.

Blumberg, Breitlinde usw. soll Hauptkampflinie gewesen sein. Hier soll sich dieser Mikolajew besonders hervorgetan haben, daher der jetzige Name für Blumberg = Mikolajewo. Bei meinen Reisen nach Blumberg versuchte ich herauszubekommen, warum unser Dorf den Namen des Offiziers erhalten hatte. Es konnte mir aber keiner etwas genaues berichten.

Die Russen liegen jetzt alle auf dem Friedhof an der Chaussee zwischen der Stadt Braunsberg und Stangendorf. Die Deutschen, die im Kampf gefallen waren, blieben zur Abschreckung bis September 1946 liegen, so am Bahnhof Schönau, der wohl hart umkämpft worden ist. Der Bahnhof

hatte etliche Treffer. Auch auf den Feldern lagen welche, die wohl nie ein Grab bekommen haben.

Februar 1945

Häuser, Scheunen und Ställe waren voll von zurückflutenden Soldaten, Flüchtlingen und Kriegsgefangenen. Diese Gefangenen sollten Panzergräben ausheben, was sowieso sinnlos war, den Russen konnte keiner mehr aufhalten. Alle mußten mit Essen versorgt werden, das Vieh hat entweder die Wehrmacht geschlachtet oder jeder, der etwas zum Essen brauchte. Man nahm sich ein Tier und hat es geschlachtet.

Brot mußte dauerns gebacken werden, da jeder Nachschub ausgeschlossen war. Pferde mußten auch abgegeben werden, aber ich glaube, mehr für die Herren Offiziere, die sich langsam absetzen wollten. Es war ein allgemeines Durcheinander, dazu Beschuß der feindlichen Artillerie und durch Tiefflieger. Die Soldaten hoben schon Schützengräben aus.



Flüchtlingstreck im Raum Braunsberg

Am 15.02.1945 wurden wir von der Feldgendarmarie doch noch zur Flucht gezwungen und gingen jetzt einer ungewissen Zukunft entgegen.

Wir waren sechs Personen -Eltern und vier Kinder- und gingen mit einem Wagen auf die Flucht. Unsere Instleute Bönik und Wölki, auch jeder mit sechs Personen, bekamen den zweiten Wagen. Mit uns fuhren noch aus Blumberg ein Wagen von Kraemer mit fünf Personen, ein Wagen von

Knoblauch mit acht Personen, ein Wagen von Anton Huhn mit neun Personen. Anton Huhn haben wir unterwegs verloren. Die anderen Familien aus Blumberg waren wohl schon weg.

Wir fuhren über Lindenau, Grunenfeld, Hammersdorf, Rossen und Leyshnen zum Frischen Haff. Bis Kahlberg auf der Frischen Nehrung waren wir ständig unter dem Beschuß der feindlichen Artillerie und der Tiefflieger; es war furchtbar. Zuerst haben wir uns noch hingelegt, aber mit der Zeit nicht mehr, man wird nach einiger Zeit abgestumpft. In Kahlberg angekommen, wollten wir uns etwas ausruhen, doch daran war nicht zu denken. Die Artillerie und die feindlichen Flieger setzten uns hart zu, und wir zogen weiter. Hinter Kahlberg mußten wir in der Nacht auf das Eis des Frischen Haffs und blieben auf dem Eis bis Stutthof. Dort war es noch relativ ruhig. Es gab sogar noch elektrisches Licht. Über Tiegenhof ging es durch das Danziger Werder, Richtung Danzig, aber wir kamen nie dorthin.

Inzwischen war die Rote Armee bis Stolp und zur Ostsee vorgedrungen. Nach einigen Tagen, etwa am 6.3.45 wurden wir in Robakau Krs. Neustadt/Westpr. untergebracht. Wir waren wieder in einem Kessel. Die Rotarmisten kamen am 11.03.45 unter den üblichen Begleiterscheinungen. Einige Tage hatten wir noch unsere Pferde und Wagen, dann wurden wir fast jeden Tag woanders hingejagt. Wir besaßen praktisch nichts mehr. Es spielten sich unbegreifliche Szenen ab, vor allem Vergewaltigungen. Die Bolschewiken machten nicht einmal vor 90jährigen Frauen halt.

Verschleppungen waren an der Tagesordnung. Man sah täglich lange Kolonnen mit Zivilisten, die von bewaffneten Soldaten weggetrieben wurden. Auch mein Vater wurde am 18.03.1945 verschleppt. Wir haben nichts mehr von ihm gehört. Er soll in Graudenz gewesen sein. Sicher ist er dort gestorben, denn in den Lagern herrschten alle möglichen Krankheiten, wie Ruhr, Typhus usw. Wir hofften, ihn in Blumberg wiederzusehen, denn wir hatten verabredet: Sollten wir irgendwie auseinanderkommen und noch leben, dann können wir uns nur in Blumberg wiederfinden.

Wir sind dann fast jeden Tag in anderen Dörfern und Häusern gewesen. Wir wollten weiter nach Pommern. Die Sachen, die wir noch hatten, haben wir nach und nach weggeworfen, oder sie wurden uns geklaut. Nach

einigen Tagen kamen wir nach Navitz, Krs. Lauenburg. Dort war das ganze Dorf aus Angst vor den Sowjets in einem Haus versammelt; wir schätzten etwa achtzig Personen.

Hier konnten wir nicht mehr unterkommen. Wir fragten eine Frau, wo wir hier im Dorf einige Tage bleiben könnten. Sie führte uns in ihr Haus und bot uns eine kleine Wohnung an. Weil wir jetzt in ihrem Haus wohnten, zog sie auch wieder zu uns. Ihr Name war Werner. Mit ihr zogen noch ihre drei Töchter und deren Kinder in das Haus. Die Männer dieser drei Frauen waren Soldaten. Wir wohnten dort etliche Tage.

Wir wollten aber weiter nach Pommern. Die Einwohner sagten: "Geht nicht weiter, die Rotarmisten treiben euch in Lauenburg in die Waggons und bringen Euch nach Rußland". Darauf sind wir dann doch etwas länger geblieben.

Anfang Mai sind wir nach Hause gegangen. Dort wollten wir uns ja treffen, wenn wir auseinanderkommen sollten. Wir sind dann am 05.05.1945 losgezogen. Frau Roski aus Schönau mit ihren zwei Töchtern Adelheid und Toni gingen mit uns. Wir hatten sie in Navitz getroffen. Als wir aber vor Karthaus waren, gingen die drei Frauen einen Schleichweg um die Stadt. Wir gingen durch Karthaus. Dort trafen wir Herrn Schacht aus Suginien mit Frau und Tochter; sie wollten auch nach Hause. Herr Schacht hatte sich bei der Bahn wegen der Rückfahrt erkundigt. Es gab kostenlose Fahrscheine für Flüchtlinge. Die Polen im Korridor waren doch noch einigermaßen gut zu uns.

Am 08.05.1945 holten wir uns auch einen Freifahrtschein und fuhren am nächsten Tag nach Berent/Westpr. Dort wurden wir von der Polizei empfangen und mußten in ein Lager. Wir konnten mit viel Glück aus dem Lager entkommen. Am gleichen Tag fuhren wir mit dem Schnellzug weiter nach Gotenhafen. Dort verbrachten wir die Nacht auf dem Bahnhof in der Unterführung. Am 10.05.1945 ging es weiter mit einem Güterzug bis Danzig und Dirschau. Dort war die Fahrt zu Ende, weil die Brücke gesprengt war. Mit der Fähre kamen wir nach einigen Stunden über die Weichsel. Von dort ging es zu Fuß weiter über Marienburg, Elbing, dann auf der Autobahn weiter bis Bludau. Dort war auch die Brücke gesprengt. Weiter ging es über Braunsberg, Sonnenstuhl, Vogelsang, Lindenu nach Blumberg. Wir Kinder immer vorneweg. Als wir aus dem Lind-

nauer Wald kamen, sahen wir schon das Dorf und freuten uns, als wir sahen, daß unser Haus - wenn auch beschädigt - noch stand.

Als wir in das Dorf kamen, stellten wir fest, daß wir wohl die einzigen Menschen hier waren. Alle Häuser waren leer, die Türen standen offen, die Fenster waren entzwei und viele Häuser hatten Treffer. Einige Häuser im Dorf standen nicht mehr. Es fehlten: die Wirtschaft von Anton Freund und das dazugehörige Insthaus, die Gebäude von Anton Huhn und auch das Insthaus. Ebenfalls fehlten auch die Häuser von Tolkmitt. Das übrige stand, wenn auch mit Treffern. Die Scheunen, in denen noch unausgedroschenes Getreide lagerte, hatten sicher die Deutschen noch angesteckt, damit das Getreide nicht den Feinden in die Hände fallen sollte. Auch eine Scheune von uns war abgebrannt. Vieh oder Pferde gab es in dem Dorf nicht mehr, ebenfalls keine Lebensmittel oder Kartoffeln. Ab und zu tauchten Hunde auf, die durch die Schießereien durchgedreht waren. Ein paar Katzen waren im Dorf, das war alles. Das ganze Dorf gab ein gespenstisches Bild. Wir wohnten wieder in unserem Haus (wohnen ist übertrieben). Die Möbel, oder was sonst noch einigermaßen überstanden hatte, holten die Rotarmisten uns nach und nach weg, so daß nur noch für uns übrig blieb, was man heute sofort zum Sperrmüll werfen würde.

Nach Hause kamen:

Bauer Hennig mit fünf Personen, einer verschleppt, Bauer Fischer mit drei Personen, einer später in Hoyerswerda an Entkräftung gestorben, Bauer Knoblauch mit fünf Personen, zwei verstorben - einer durch eine Mine, Bauer Schröter mit zwei Personen, einer gestorben, Instmann Prothmann mit drei Personen, zwei gestorben, Instmann Erdmann mit drei Personen, Instmann Huhn mit drei Personen und Verwandte von Huhn mit drei Personen, ich glaube sie stammten aus Antiken.

Meine Mutter war sehr krank und mußte liegen. Sie hatte ganz offene Beine. Wir waren als zivilisierte Menschen wieder zum Nomadentum zurückgefallen, und das dank Hitler und Stalin.

Täglich mußten wir nach Eßbarem suchen. Zu finden war immer etwas in den leeren Häusern, Ställen und Mieten. Von überallher holten wir uns Gartenfrüchte. In einer zusammengefallenen Miete fanden wir noch ein paar Kartoffeln. Nun ging es an das Kartoffelsetzen. Es war reichlich spät, aber sie sind doch noch gewachsen. Das Setzen machte ich mit mei-

ner Schwester, die damals 10 Jahre alt war. Wir pflanzten die Kartoffeln auf dem Acker, den mein Vater im Herbst dafür vorgesehen hatte. Zuerst haben wir mit bloßen Händen die zahlreichen Blindgänger abgesammelt. Es gab nur eins: Entweder klappt es, oder wir gehen mit der Granate hoch. Später haben wir ganz schön Kartoffeln geerntet. Aber es gab auch welche, die in der Nacht unsere Kartoffeln vom Feld geklaut haben. Gott möge ihnen verzeihen. Das Leben mußte ja weitergehen.

In Lindenau war eine Kommandantur, sie sollte für Ruhe und Ordnung sorgen. Das Gegenteil war der Fall. Jeder Rotarmist machte was er wollte. Die Frauen mußten sich dauernd verstecken. Auch sonst war nichts vor ihnen sicher. Was wir hatten, ging nach und nach verloren. So verlief der Sommer. Die Getreideernte wurde durch ein besonderes Kommando eingebracht, nicht in Scheunen, sondern in Strohmieten. Da sie ja den Deutschen, die diese Arbeit machen mußten, auch etwas zu Essen geben mußten, hatten sie einige große Kinder zusammen getrommelt, die Kartoffeln heranbringen mußten. Die Soldaten führen mit uns nach Gayl. Dort mußten wir bei Bauer Fox unter Bewachung die Kartoffeln herausnehmen. Eines Tages hat es dann geknallt. Wir hatten zwei Tote und etliche Verwundete. Die Toten waren: ein Soldat, dem eine Mine beide Beine abgerissen hatte und Stefan Stang aus Gayl. Georg Kraemer hatte wohl auch etwas abbekommen, konnte aber alleine nach Hause gehen.

Auch ich war so angeschlagen, daß mich die Soldaten nach Braunsberg brachten, wo ich in den Lazaretten "Landratsamt" und "Gut Lisettenhof" ein paar Wochen bleiben mußte.

Im Dorf hatten wir auch noch zwei Tote durch Minen. Es waren Gertrud Huhn geb. Fox, Blumberg etwa 39 Jahre alt und Theresa Stern aus Tolksdorf, gestorben in Blumberg; sie war etwa 43 Jahre alt.

Der Herbst und der Winter waren furchtbar. Wir hatten dann auch keine Streichhölzer mehr. In Wilhelmshof, einem Vorwerk von Lindenau, war eine zusammengeschossene Ziegelei. Unter dem Schutt fanden wir noch Briketts. Diese holten wir uns des Nachts mühselig nach Hause. Jetzt mußte immer einer aus dem Dorf nachts das Feuer unterhalten. Jeder hat von dort zum Feuermachen Glut geholt. Ja, es war wie in Sibirien. Sämtliche Hunde und Katzen, auch andere Tiere die noch herumliefen, wurden gegessen. Herbst und Winter gingen dahin. Es war die Zeit des

Wechsels von den Truppen der Eroberer auf die Polen. Die Soldaten hatten noch einige Menschen von Blumberg nach Heiligenbeil mitgeschleppt. Genaue Angaben kann ich nach 50 Jahren nicht mehr machen. Ich glaube, es waren Herr Kraemer und Herr Knoblauch und einige Kinder von Knoblauchs, die damals so 15 bis 20 Jahre alt waren. Aber sie konnten nach einigen Tagen wieder entkommen. Sie mußten sich aber noch eine Zeitlang verstecken.

Unter den Polen wurde es ruhiger, aber für uns nicht leichter. Die Lebensmittel gingen zur Neige. Man lebte fast nur von Kartoffeln und hatte ständig Durchfall. Viele hatten die Ruhr und auch Typhus trat auf. Einige Leute sind daran gestorben.

Gestorben sind: Bauer Schröter, zwei Kinder von Frau Prothmann geb. Erdmann. Frau Stern geb. 1854 aus Tolksdorf ist an Altersschwäche gestorben. Die Tochter Theresa Stern starb durch eine Mine.

März 1946

Langsam kamen die Polen, zuerst in Gruppen. Diese sahen sich die Wirtschaften an. Kriminelle waren auch darunter. Diese ließen noch einiges mitgehen; aber es gab nicht mehr viel, was für sie lohnenswert war. Auf unseren Hof kam einer aus der Gegend von Wilna. Er konnte deutsch. Seine Familie bestand aus fünf Personen. Er hat uns nichts getan. Leider war er Säufer.

Das Getreide, das noch in Strohmeten auf unserem Feld lagerte, hat er ausgedroschen und verkauft. Das Geld wurde für Schnaps gebraucht. Es kam vor, daß seine Familie auch nicht mehr zum Essen hatte als wir. Wir mußten für ihn arbeiten, bekamen aber kaum etwas dafür. Wir waren unter den Sowjets ausgehungert, und so ging es bei dem Polen weiter.

Bei uns waren der Breitlinder- und der Blumberger- sowie der Gayler Wald vermint. Dort lagen noch sehr viele tote Soldaten, meistens Deutsche. Die Polen haben uns wieder zum Beerdigen geholt. Die Toten wurden einfach in die Schützengräben geworfen, es waren fast nur noch Totenköpfe und Knochen. Dann kam 15 bis 20 Zentimeter Erde darüber und das war die Beerdigung. Die Erkennungsmarken wurden zwar gesammelt, aber ob von den Polen die Marken an das Deutsche Rote Kreuz weitergeleitet wurden, entzieht sich meiner Kenntnis.

Wenn sonst Umbettungen vorgenommen werden, erhält man Schutzhandschuhe usw., wir mußten diese Arbeit mit bloßen Händen machen.

Im November 1946 wurden wir dann endgültig rausgetrieben. Es ging über Breitlinde, Lindenau, Vogelsang, Sonnenstuhl nach Braunsberg. Hier mußten wir, völlig ausgeraubt, in Viehwagen steigen. Die Fahrt ging quer durch Polen. Wir blieben auch einige Male auf irgendeinem Bahnhof auf den Abstellgleisen liegen.



Aus dem Viehwagen ging's ins Lager

Am 15.11.1946 kamen wir erschöpft und durchgefroren in Elsterhorst Krs. Hoyerswerda an. Von da bekamen wir wenigstens jeden Tag unser Brot und einen Löffel Zucker und zu Mittag etwas Warmes zu essen. Jeder erhielt zu Mittag 1/4 Liter Suppe. In der Nudelsuppe waren etwa zwei Löffel Nudeln. In Elsterhorst Krs. Hoyerswerda mußten wir wieder Gräber schaufeln, weil viele an Entkräftung gestorben waren.

Völlig abgemagert kamen wir am 13.12.1946 dann hier in Oelsnitz an. Wir, das waren meine Mutter (1909 geboren) und wir vier Kinder, geboren 1931, 1935, 1938 und 1943. Jetzt gab es wenigstens regelmäßig Brot, etwas Fleisch und Milch. Mein jüngster Bruder, der schon einmal laufen konnte, hat sich dann auch wieder etwas erholt und lernte jetzt zum zwei-

ten Mal laufen. Langsam erholten wir uns. Es gab in den folgenden 15 Jahren immer noch Schwierigkeiten, man hatte kaum das Geld, die Lebensmittelkarten abzukaufen.

Dann wurde ich krank. Im Kniegelenk hatte ich eine Tbc, an der ich drei Jahre litt. Ja, man hat schon so allerhand hinter sich und könnte Bände schreiben. Leider wird man heute als Phantast hingestellt, obwohl mein Bericht der Wahrheit entspricht. Wir wollten auch in den Westen, aber wer keine Zuzugsgenehmigung hatte, durfte nicht rüber. Das wird heute oft nicht geglaubt. Man hört vielfach von den Westdeutschen, sogar von den Verwandten: Wäret Ihr bloß, oder warum seid Ihr damals nicht ? . . .

Gerhard Hennig, Blumberg/Oelsnitz



Ein endloser Zug - gleich einem Bandwurm - quält sich über das Eis

Meine Flucht 1945

Am 12. Februar 1945 ging es auf die Flucht. Ich war bei Bauer Schmidt in Palten Krs. Braunsberg in Stellung. Am Abend vorher bekamen wir von den Soldaten, die bei uns untergebracht waren, die dringende Aufforderung zum Flüchten.

Am darauffolgenden Morgen führen wir, Oma Schmidt, Hedwig Schmidt, ein Cousin von Schmidt's und ich mit drei Pferdefuhrwerken los. Frau Bibiko mit ihren fünf Kindern und die Großmutter wurden auch mitgenommen. An Hab und Gut wurde nicht gedacht, nur Lebensmittel und besonders Bekleidung wurde mitgenommen, es war ja Winter und sehr kalt.

Abends waren wir am Frischen Haff und mußten auf das Eis. Alle 10 Minuten kamen wir etwas weiter, so verstopft war alles. Das Wasser auf dem Eis stand fast zehn Zentimeter hoch. Die russische Artillerie schoß. Die Soldaten und die Trecks zogen hin und her. Viele Wagen brachen ein, auch zwei von den unseren. Nur einen Wagen konnten wir retten. Eine ganze Woche lagen wir unter freiem Himmel in Narmeln. Die russische Artillerie schoß oft, viele Wagen wurden getroffen. Es gab viele To-



Nach Tieffliegerangriffen auf dem Eis des Frischen Haffs

te, es war die Hölle. Vier Wochen waren wir unterwegs und haben nur unter freiem Himmel geschlafen. Nachts liefen deutsche Soldaten hin und her, kein Gespräch. Wir landeten in Pommern auf einem Bauernhof. Gerade angekommen, hörten wir schon das Rufen von den Russen, urää, urää. Es war bei Lauenburg in Pommern, Nähe Stolp. Die Mongolen haben uns geschlagen, getreten und vergewaltigt. Holten uns dann zum Arbeiten. Wir mußten waschen und putzen. Oft versteckten wir uns, es kamen stets neue Sowjetsoldaten. Mich wollten sie nach Sibirien mitnehmen. Ich bin ihnen ausgerissen, sie kamen auch hinterher. Hinter einem Strohhaufen hatte ich Glück, sie schliefen auf der anderen Seite, und ich konnte mich verkriechen. Dort verbrachte ich drei Tage und Nächte bei 30° Kälte. Ich erfuhr von Leuten, daß die Gruppe, die mich mitnehmen wollte, weggekommen sei. Fragt nicht, wie krank ich war. Eine polnische Familie nahm mich auf, und es ging mit der Zeit besser. Ich mußte wieder arbeiten, Torf stechen, die schwere Masse mit der Schubkarre wegfahren. Bei dieser Familie hatte ich aber Ruhe vor den Rotarmisten. Wenn sie kamen, versteckten uns die Polen in der Scheune, dort gab es unterirdische Gänge. Anfang Mai war der Krieg zu Ende, und wir durften nach Hause. Wir wurden mit vielen anderen Leuten in den Zug gesetzt, aber er fuhr immer nicht weit, es war schrecklich. Von der einen Seite kamen die Russen und von der anderen Seite die Polen, die uns noch das Letzte wegnahmen. Wir versteckten uns unter den Puffern des Zuges, damit wir vor den Russen Ruhe hatten. Auf Kohlenwagen sind wir nach Guttstadt gekommen. Von der Bahn nahmen wir zwei Schubkarren, setzten zwei Omas von sechzig Jahren, Frau Schmidt und Frau Reis hinein. Sie konnten nicht mehr laufen, so schwach waren sie. Es waren die Mutter von Frau Bibiko und die Mutter von Bauer Schmidt aus Palten. Zu essen hatten wir nichts, manchmal fanden wir ein paar Kartoffeln in den Dörfern. Am 30. Juli kamen wir in unserer Heimat an. Straßen und Häuser waren kaputt. In Palten war der Bauer Schrade schon zu Hause. Wir erkundigten uns, wer sonst noch da war. Er erzählte, daß meine Mutter schon im April zurückgekommen sei. Das war für mich eine große Freude. Ich hörte auch, daß mein jüngster Bruder auf eine Mine gelaufen und tödlich verletzt worden war. Geweint haben wir alle sehr oft und viel. Oft konnten wir gar nicht mehr weinen, denn wir mußten ja immer weiter. Das Insthaus von Bauer Schmidt stand noch, es war sehr kaputt. Auch das Haus von Bauer Schmidt stand noch, die Türen waren aber mit Brettern vernagelt.

Aus den Bunkern, die sich die Soldaten gebaut hatten, holten wir uns Matratzen und Decken in unsere Unterkunft. In der kurzen Zeit unserer Abwesenheit war doch sehr viel kaputt gemacht worden. Wir wohnten alle im Insthaus des Bauern Schmidt. In anderen Dörfern bin ich nicht gewesen. Wir wagten uns auch nicht viel heraus, denn es lagen überall Minen, tote Pferde und tote Soldaten. Die Russen holten uns zum Arbeiten, das ganze Getreide mußte gebunden werden. Alle nahmen sie mit. Es war eine harte Arbeit. Ein bißchen bekamen wir zum Essen. Die alten Leute und die Kinder sind verhungert. Es starben Oma Schmidt, Oma Reiß, Monika und Frieda Bibiko. Wollten wir uns noch einige Ähren holen, kamen wir in Gefahr von den Russen entdeckt zu werden. Hatte wir mal ein bißchen, dann wurde das durch die Kaffeemühle gedreht, und wir hatten Mehl. Von Wasser und Mehl haben wir uns ernährt. Ein bißchen Viehsalz fanden wir schon mal auf den Speichern der Bauern.

Zu meiner Mutter ging ich mit Bibikos immer einen um den anderen Tag. Sie wohnte in Klafkis Insthaus, das nicht allzu viel kaputt war. Sie wohnte mit ihrer Schwester Rosa Roski, mit den Kindern von Frau Roski, Gertrud, Anton und Maria zusammen.

Bei Fox und Marquardt standen viele Panzer. Auch viele Soldaten lagen erschossen oder waren aufgehängt. Wir mußten ein Massengrab schaufeln. Wir haben etwa sechzig Soldaten hineingelegt. Die Soldbücher nahm der Russe. Es waren viele aus dem Rheinland und aus Westfalen.

Im Winter begruben wir unsere Angehörigen. Wir haben Bretter zusammenagelt, und mit dem Handschlitten haben wir die Toten zum Friedhof nach Peterswalde gefahren.

Der Rotarmist zog ab, und der Pole kam. Es wurde für uns wieder hart, und die Ängste hörten nicht auf.

Im Winter 1945/46 bin ich zu Frau Bibiko und ihren Kindern gezogen. Sie waren alle krank, und ich konnte mich dort besser vor den Russen verstecken. Wenn die Russen kamen schrieen alle "Lazarett", und die Russen zogen ab. Im Frühjahr 1946 bin ich zu meiner Mutter nach Gayl gezogen. Sie wohnte dort im Insthaus des Bauern Klafki. Wir jungen Leute hatten viele Geschwüre, auch Wasser hatten wir. Es wurde Birkenrinde gebrüht, und wir haben uns jeden Tag darin gewaschen. Es hat geholfen.

Am 1. Mai 1946 holten mich in der Nacht die Polen nach Braunsberg auf ein großes Gut zum Arbeiten. Der Wagen war schon mit mehreren Frauen besetzt, darunter war ein Mädchen aus Gayl. Jetzt kannte ich wieder Jemand, mit dem ich mich unterhalten konnte. Wir arbeiteten bei Braunsberg für eine Kommandantur. Als Posten hatten wir einen Polen. Er war nicht schlecht zu uns. Wir erhielten auch jeden Tag etwas Brot, aber es war viel zu wenig. Eine polnische Familie bearbeitete einen Garten. Aus diesem Garten haben wir uns am Abend oft etwas geholt. Der Posten ließ uns gewähren, er hatte Verständnis für unsere Not. Von den Polen erhielten wir ein Schreiben als Ausweis, damit wir unsere Angehörigen besuchen konnten. Mein erster Weg war nach Gayl zu meiner Mutter.

Die Arbeit wurde unerträglich, so daß fünf Frauen, drei stammten aus dem Westen, das Mädchen aus Gayl und ich, dieses Schreiben ausnutzten, um in den Westen zu kommen. Früh morgens, etwa Mitte Juli 1946, stiegen wir in Braunsberg in den Zug, kamen aber nur bis Elbing. Uns war alles egal. Wir wurden wieder geschlagen und ausgeplündert. Von Elbing gelangten wir nach Stettin. Wie es dort zuging, könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen. Es war grausam. Alle Transporte gingen in die DDR. Weil unser Transport der hundertste, so auch der letzte war, ging er in den Westen nach Detmold. Am 8.9.1946 sind wir in Detmold angekommen. Wir kamen in ein Lager. Es gab zu essen, wir wurden entlaust und kamen zur Untersuchung. Viele waren krank. Auch ich kam für eine Woche in ein Krankenhaus. Es ging wieder zurück in das Lager. Unternehmer holten uns ab zum Arbeiten. Ich kam in ein Hotel mit 32 Betten und mußte dort arbeiten. Mit der Zeit wurde ich etwas schlauer und nahm eine andere Stelle an. Mit viel Mühe erhielt ich mit einem anderen Mädchen eine Wohnung. Ich lernte jemand kennen, heiratete und das Leben ging weiter.

*Eine Einwohnerin aus Gayl
(Name und Anschrift der Redaktion bekannt)*

V o n L o t t e r b a c h i m E r m l a n d n a c h D i t t e r s b a c h i n S a c h s e n

so könnte man den 187 Seiten langen Bericht des Herrn Alois Huhn überschreiben, in dem er seine Erlebnisse aus der Zeit Herbst 1944 bis Dezember 1946 niederschreibt.

Die Familie Huhn floh wie ein Großteil der Bewohner Lotterbachs über Braunsberg, das Frische Haff bis Sierkowitz im ehemaligen Korridor, wurde dann von der sowjetrussischen Armee überrollt, fuhr heim, verlor nicht nur Hab und Gut auf dem Fluchtwagen, sondern auch noch Familienmitglieder, die sich dann aber alle in Lichtenau-Lotterbach wiederfanden. Dort versuchte die Familie nach dem Kriege auf eigener heimatlicher Scholle einen Neuanfang.

Wir zitieren nachfolgend Passagen dieses Berichtes:

"Wir kamen auf unseren Hof. Kein Mensch war zu Hause. Die Zimmer waren verwüstet, nur das Wohnzimmer war etwas aufgeräumt, als wenn einer schon dagewesen wäre. - Wir waren zu Hause, aber es fehlten Mutter und die zwei Schwestern. - Es war der 20. April 1945, vormittags, als wir unsere Mutter und die zwei Geschwister in die Arme nehmen konnten, wir waren wieder alle zusammen.

Am nächsten Tag, als ich aufstand, es war der 15. August 1945, und zu meinen Eltern ins Zimmer ging, saß Mutter mit den zwei Schwestern am Bett des Vaters. Mutter weinte und hielt Vaters Hand. Sie sagte: "Vater schläft für immer." Am 17. August 1945 wurde Vater beerdigt.

Anfang September kam der erste Pole nach Lichtenau. Er stellte sich als ein Angehöriger der polnischen Miliz vor. Er trug jetzt für Lichtenau und Umgebung die Verantwortung. Er ordnete an, daß jeder auf seinen Hof in die umliegenden Gemeinden ziehen kann. Dies war leichter gesagt als getan. Mutter war krank, von den Geschwistern, die noch kleine Kinder waren, konnte ich nichts verlangen. So waren wir auf die Hilfe anderer angewiesen, und sie halfen, wo sie konnten. Mit einem größeren Handwagen, den ein Zimmermann aufgebaut hatte, wurden alle Sachen nach Lotterbach verfrachtet.

Wir waren 1945 21 Personen, die von der Flucht zurückgekehrt waren. Von den Gebliebenen, die nicht geflüchtet waren, lebten zwei Personen.

drei hatten die sowjetischen Soldaten erschossen, und drei weitere ältere Einwohner hatten die Strapazen nicht überstanden. Vater war der vierte, der an den Folgen des Krieges verstorben war. Das war das Ergebnis eines wahnsinnigen Krieges und dazu kam noch das Grausamste von allem, die Ungewißheit, was wird mit der Heimat, wird man uns vertreiben oder können wir zu Hause bleiben.

Ende Januar 1946 bekamen wir Besuch durch eine polnische Familie aus Warschau. Ein Ehepaar. Sie konnten nur einige Brocken deutsch sprechen, wollten sich bei uns ansiedeln und suchten eine neue Heimat. Das Ehepaar hatte drei Kinder und noch Verwandte, die auch mitkommen wollten. Aber von Landwirtschaft hatten sie keine Ahnung. - In Warschau hatten sie kein Vieh noch sonst etwas. Nicht einmal genügend Brot und Kartoffeln hatten sie. Er sagte, Arbeit gäbe es in Polen keine. Dieses war uns unverständlich, denn wo in Polen auch alles durch den Krieg zerstört war, wurden doch Arbeitskräfte gebraucht. - Noch am Abend verschwanden sie so schnell wieder, wie sie gekommen waren.

Anfang Februar kamen von Eschenau 12 Personen mit Rucksäcken, es waren einige Kinder dabei. Es war die Besiedlung von Polen in Lotterbach. Die Polenfamilie kam ins Wohnzimmer, und der Pole stellt seine Familie vor. Sie hatten drei Kinder, und die Frau hatte noch ihre Schwester mitgebracht, sie war 17 Jahre alt. Der Pole bat Mutter, ob sie nicht etwas für sie zum Essen hatte. Sie machte sich sofort an die Arbeit, schälte Kartoffeln und setzte sie auf den Herd. Die Familie mit 6 Personen konnte sich wieder einmal richtig satt essen, so ungefähr war die Andeutung der Polen. Nach dem Essen stellte er sich mit Namen vor, die Familie hieß Wannek. Anschließend begaben sie sich in das hintere Zimmer und machten sich seßhaft.

Die Familie war etwa 10 Tage da, gegen Abend kam das Ehepaar zur Mutter. Herr Wannek deutete an, daß er jetzt der Bauer wäre und das Zimmer, wo sie wohnten, wäre doch zu klein. Sie wollten nach vorn ziehen und wir, da wir nur vier Personen waren, sollten nach hinten ziehen. Mutter war wie erschlagen.

Die Polen waren nun unsere Herren, und wir die Untertanen. Rechte hatten wir ja keine. Eines Abends wollten wir den Abendbrottisch fertigmachen, da kam Frau Wannek zu uns ins Zimmer und sagte, wir sollten heute Abend bei ihnen essen. Mutter wollte erst nicht, aber sie ließ sich

dann von ihr überzeugen. Der Tisch war bereits gedeckt, auf dem Tisch stand Weißbrot, Speck, Wurst und Wodka, für die Kinder Wasser zum Trinken. Herr Wannek wollte wissen, wo Vater geblieben war und vieles mehr von der Wirtschaft. Wie groß sie war und wo die Felder lagen und ob noch Wald vorhanden wäre.

So teilten wir mit ihnen, was wir hatten. Die Polen freuten sich, daß sie in Lotterbach untergekommen waren. Zu uns waren alle sehr freundlich. Am Ostersonnabend hatte Frau Wannek den Hof gekehrt und alles sauber gemacht. Noch vor dem Mittagessen kam Herr Wannek zu uns und lud uns zum Osterfest ein, wir sollten mit ihnen Ostern feiern. Wir konnten ihre Einladung nicht ablehnen und gingen mit ins Zimmer zu ihnen. Es waren schon einige andere Polen anwesend. So lernten wir auch die anderen, die mit ihnen gekommen waren, kennen.

Kurz nach Ostern kamen wieder fremde Leute ins Dorf. Es waren sechs Männer, sie suchten in erster Linie Bauernwirtschaften, wo deutsche Menschen wohnten. Da zwei gut deutsch sprechen konnten, mußte ich mit ihnen auf die einzelnen Wirtschaften mitgehen. Es waren Bauern aus dem Raum Wilna, die der Russe von zu Hause rausgeschmissen hatte, und jetzt suchten sie eine Bleibe. Das Vieh mit Wagen stand noch in Lichtenau. Das meiste hatten ihnen die sowjetischen Soldaten weggenommen, weil ihre Urgroßeltern einmal Deutsche gewesen seien, und sie hätten sie von Haus und Hof vertrieben. Sie waren auf die Soldaten sehr verbittert.

Sie wußten auch schon, daß sich einige Familien aus Warschau hier angesiedelt hatten. Ihre Antwort war, diese Polen seien zu Hause bloß zu faul zu arbeiten oder hätten zu Hause etwas ausgefressen. Sie besahen sich einige Wirtschaften, besonders die, wo noch keine deutschen Bauern zurückgekommen waren. Sie sagten: "Ja wir bleiben hier," und liefen nach Lichtenau, um ihre Wagen mit den Angehörigen zu holen. Am späten Nachmittag kamen sie mit ihren Wagen gefahren. Es waren Frauen, Männer und auch zwei Kinder. Sie waren alle sehr gedrückt, denn sie meinten: "Dies ist nicht unser zu Hause, wir werden das Eigentum dieser Bauern erhalten und hüten, als wäre es unsere Wirtschaft." Sie wollten wieder auf ihre Höfe zurückkehren.

Nach der Aussage von den jüngeren Menschen waren diese Bauern innerhalb kurzer Zeit von ihren Höfen vertrieben worden. Wer Widerstand geleistet habe, sei verschleppt worden. So hatten auch sie Angehörige zu beklagen. Angeblich habe zwischen Polen und der UdSSR ein Gebietsaus-tausch stattgefunden, und die Bevölkerung habe dabei den kürzeren gezogen.

Nach Lotterbach waren sechs Familien gekommen, wobei drei Bauern in Wirtschaften zogen, wo noch deutsche Eigentümer waren. Sie kamen wunderbar zurecht und verstanden sich reibungslos. Wir halfen bis in die späten Abendstunden die Sachen, die auf dem Wagen lagen, in das Wohnhaus zu tragen. Als wir fertig waren, war der alte Herr nirgends zu sehen. Er saß auf der Gartenbank, hatte den Kopf auf die Hände gestützt und weinte. Es war doch in den letzten Tagen etwas zu viel für ihn gewesen. Die Leute von Wilna waren vier Wochen unterwegs gewesen, man habe sie von einer Stadt zur anderen weitergeleitet. Erst in Wormditt hätten sie von Bekannten einen Hinweis bekommen, in unser Gebiet zu fahren, weil hier noch alles frei sei, und so seien sie hier gelandet.

Die Polen von Wilna waren sehr fleißige Leute. Da wir ihnen die Felder gezeigt hatten, die den Bauern gehörten, bestellten sie in erster Linie die Felder, die ihnen gehörten.

01. Mai 1946. An diesem Tag sollte gefeiert werden. Kajeck hatte sich bereiterklärt, mit seinem Schifferklavier Musik zumachen. Die Polen von Warschau hatten Wodka besorgt, und die Polen aus Wilna brachten etwas zu essen mit, so war alles vorhanden. Nachdem der Wodka reichlich geflossen war, stimmten die Polen aus Warschau die polnische Nationalhymne an. Nachdem diese verklungen war, stimmten die Polen aus Litauen ihre Nationalhymne an. Kajeck und Viteck sagten: "Jetzt, nun die Deutschen, ihre Nationalhymne singen." Alle sangen aus voller Kehle.

Die Frühjahrsbestellung war abgeschlossen, und wir hatten jetzt öfters Zeit. So spazierten wir sonntags mit unseren und auch mit den zwei Mädchen aus Wilna durch die Fluren, saßen an den Abenden zusammen, sangen Lieder und tanzten. Es war eine schöne Zeit, aber eine Zeit ohne Zukunft. Wir waren mit den Polen aus Wilna eine Gemeinschaft.

Im Sommer bekam Familie Wannek Besuch. Es war ein junges Ehepaar aus Warschau. Der junge Mann litt an einer Krankheit, Mutter sagte, es

sei der Feixtanz. Dieser junge Mann war zu faul, im Sommer einmal auf dem Feld etwas zu helfen, er lag immer mit seiner Frau auf der Wiese und beobachtete andere Leute bei der Arbeit.

Ende Juni begann die Heuernte. Während der Heuernte war Hochbetrieb, besonders bei den Bauern aus Wilna, einer half dem anderen. Zuletzt, wie immer, halfen wir Herrn Wannek. Er schimpfte jetzt plötzlich auf seinen Schwager und betitelte ihn mit: fauler Hund. Wir dachten so bei uns, etwas anderes hat dieser Mensch auch nicht verdient.

Mitte Oktober kam ein Angehöriger der polnischen Miliz zu uns ins Dorf. Er überbrachte uns die Nachricht, daß wir in etwa vier Wochen ausgesiedelt werden. Wir sollten mit einem Transport, der von Braunsberg wegging, nach Deutschland geschickt werden.

Mutter sagte an einem Abend, bevor wir eingeschlafen waren, jetzt haben sie alles: Kartoffeln, Eingewecktes, trocken Obst, Feuerung für den Winter, und jetzt schmeißen sie uns raus. Wir Kinder trösteten sie und meinten, so könne es doch auch nicht weitergehen, denn es gebe keine Schule, keine geregelte Arbeit, wir verdienten nichts, es sei kein Arzt für uns da und vieles mehr. Für Mutter war es sehr schwer, den Hof und die Heimat zu verlassen.

Am 05. November war es dann so weit. Wir bekamen die Information, daß wir am nächsten Tag mit einem Pferdewagen nach Braunsberg fahren würden. Am 06. November hieß es für uns, von der Heimat Abschied zu nehmen. Mutter war sehr traurig. Im Schrittempo ging es an unserem Feld vorbei. Da sagte Mutter plötzlich: "Gut, daß Vater dies nicht mehr erleben mußte." Auf dem letzten Berg vor unserm Dorf guckten sich alle noch einmal um, um ein letztes Mal von der Heimat Abschied zu nehmen.

**Ein letztes Winken, aber es winkte keiner mehr zurück.
Lotterbach war außer Sicht.**



Holzschnitt von Prof. Eduard Bischoff

Flüchtlingstreck am Frischen Haff

R e g i t t e n

Was Bewohner über die letzten Tage und die Flucht zu berichten wissen:

Es war Februar 1945. Das Näherrücken der Front machte sich immer mehr bemerkbar. Die Trecklinie war total verstopft, weil die Straße nach Elbing schon abgeschnitten war und es nur noch einen Ausweg über das Frische Haff, welches damals zugefroren war, gab. Laut Befehl der Ortskommandantur und der Feldgendarmarie mußte das Dorf geräumt werden. Die ersten Bewohner der Gemeinde machten sich ab dem 12. Februar auf den Weg ins Ungewisse. Die letzten verließen Regitten am 21. Februar. Wir wurden von Polizei und Wehrmacht förmlich hinausgeworfen.

Die Wagen wurden mit den notwendigen Sachen beladen. Es war der 20. Februar, als wir Haus und Hof verlassen mußten. Gegen Abend sind wir abgefahren, da es abends nicht so schmerzlich war, alles im Stich zu lassen. Noch am Abend kamen wir in Leysunen am Frischen Haff an. Wir waren noch keine 100 Meter auf dem Eis, da wurden wir von der Polizei zurückgeholt; denn das Eis sei vom Tag vorher ganz zerschossen, und so müsse eine neue Fahrrinne abgesteckt werden. Am Morgen des 21. Fe-

bruar kamen noch einige Wagen vom Eis zurück, die den feindlichen Beschuß mitgemacht hatten. Sie waren aber nicht mehr zu bewegen, noch einmal auf das Eis zu fahren. Am 21. Februar morgens 10 Uhr fuhren wir auf das Frische Haff und kamen mit nur wenig Störung von Bordwaffenbeschuß nachmittags gegen 17 Uhr in Kahlberg (25 km) auf der Frischen Nehrung an. Auf dem zerschossenen Eis entbot sich ein fürchterlicher Anblick, Versunkene Wagen, halbe und ganz zerfetzte Pferde und Menschen. Hier und da hörte man noch Hilferufe, aber niemand konnte hel-



Auf dem Eis des Frischen Haff.
Eingebrochene Wagen, durch Tieffliegerangriffe getötete Menschen und Pferde

fen. Weder eine N.S.V. noch das D.R.K. ließ sich blicken. Da Kahlberg auch unter Artilleriebeschuß lag, mußten wir sofort weiter. Von da aus ging es ein Stück der Frischen Nehrung entlang, dann wieder auf das Eis, und so kamen wir dann glücklich in Stutthof bei Danzig an.

Nun wurde der Treck hin- und hergeleitet, und so kamen wir Ende Februar in Hoppendorf Kr. Karthaus an. Hier mußten wir der Dinge warten, die da kommen sollten. Anfang März kam der Russe auch zu uns. Jetzt begann das große Plündern. Uhren, Ringe und Schmucksachen wurden uns sofort abgenommen. Im Nu hatten wir nichts mehr. Sogar unserer Schuhe und Stiefel (ganz gleich ob Mann, Frau oder Kind) wurden wir beraubt. Dann begann die große Frauen- und Mädchenschändung, was

wohl das Furchbarste von dem Erlebten war. Wie von der Kette losgelassen, stürzten sich die Horden auf wehrlose Frauen und Mädchen. Alles Schreien und Hilferufen half nichts. Der Mund wurde ihnen zugestopft, und wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde erschossen. Es verging kein Tag und keine Nacht, wo sie nicht belästigt wurden. Am 11. März waren verschiedene Russen auf Suche. Wer ihnen in die Finger fiel, wurde mitgenommen. Darunter war ich, zwei Söhne und eine Tochter. Wir kamen auf ein Kommando, wo wir laufend in Verhör genommen wurden. Dort ging es recht wüst zu. Ich selbst bekam einen Fußtritt vor die Brust, ohne jeden Grund, wovon ich noch lange Zeit Schmerzen hatte. Alles wurde zu Protokoll genommen, was wir unterschreiben mußten, obwohl wir es nicht lesen konnten. Zu essen gab es die ersten Tage nichts.

Als die Russen genug zusammengetrieben hatten, kamen wir weiter Richtung Rußland. Zuerst ging's ein Stück mit Lkw, dann ein paar Tage zu Fuß bis Konitz. Dort wurden wir zu einem Sammeltransport zusammengestellt und in kleine Waggons zusammengepfertcht, so daß man Tag und Nacht stehen mußte. Zum Hinlegen war kein Platz. Nach 2 Tagen kamen wir in Soldau an, wo wir ausgeladen und ins Gefängnis geworfen wurden. Hier brachten wir zusammengepfertcht 3 Wochen zu. Zur Notdurft wurden wir einmal am Tag herausgelassen. Sonst mußte man Tag und Nacht auf einer Stelle stehen. Es war eine furchtbare Zeit. Anfang April ging es, nachdem wir entlaust und unserer letzten Sachen, -sogar des Eßlöffels- beraubt wurden, nach Sibirien. Wir kamen in ganz schmutzige Waggons wo noch nicht einmal Stroh drin war. Nur waren sie, wenn sie auch hart waren, etwas bequemer. Unterwegs hatten wir auch schon verschiedene Sterbefälle. Nach 18 Tagen kamen wir in Kopeks bei Tscherlapinsk an. Ein Transport war schon früher angekommen - zum größten Teil Elbinger. Das ganze Lager mußte erst aufgebaut werden. Der Lagerleiter selbst war ein Grobian, und so mancher hat Schläge von ihm bekommen. Seine Worte waren immer: "Ihr müßt alle im Ural krepieren". Und viele sind durch schlechte Verpflegung und Strapazen gestorben. Ein Sohn und die Tochter von uns sollen auch schon in ersten Sommer dort gestorben sein. Unser Lager war etwas über 1.000 Mann stark. Aber der vielen Sterbefälle wegen schrumpfte es sehr zusammen. Die Toten wurden auf einen Wagen geladen, wo wir uns vorspannen mußten und des Nachts durch die von Panzern zerfahrenen Straßen ziehen. In Massengräbern wurden sie beerdigt. Die erste Zeit war schreck-

lich. Ich selbst habe auch schon mit 42° Fieber in der Totenbaracke gelegen. Aber mittlerweile waren auch schon deutsche Ärzte dorthin gekommen, welche sich viel Mühe gaben.

Dann kam endlich der Tag der Heimkehr. Im Sommer 1946 kam eine Kommission, und alle, die als Invalide geführt wurden, kamen zur Untersuchung. Nun wurde ein Transport zusammengestellt, und ein jeder freute sich auf die Rückkehr. Aber es verging der Sommer, es verging der Herbst, und endlich - mitten im Januar in der großen Kälte 1947 - wurden wir in Viehwagen geladen, und mancher ist noch auf der Heimreise gestorben. Denn wir brauchten 42 Tage, bis wir in Frankfurt/Oder ankamen. Genau 2 Jahre habe ich im Sowjetparadies zugebracht.

Und nun in kurzen Umrissen die Erlebnisse meiner Frau.

Zwei Tage nach meiner Verschleppung, also am 13. März 1945, wollte ein Russe meine Frau, welche sich mit noch 22 weiteren Personen in einem Raum befand, vergewaltigen, sie weigerte sich jedoch. Der Russe besann sich nicht lange und schoß sofort. Da meine Frau auf dem Rucksack saß, ging der Schuß in das linke Auge rein und durch den Mund raus. Ein russischer Arzt hatte die Wunde notdürftig verbunden. Schon am Tag darauf wurde meine Frau mit den restlichen zwei Kindern auf die Straße geworfen. Da sie nicht wußten, wohin und woher, traten sie die Heimreise zu Fuß nach Ostpreußen an. Übernachtet haben sie immer auf freiem Feld bei Wind und Wetter. Tagelang sind sie an der Weichsel entlang gegangen, da keine Brücke da war, wo sie rüberdurften. Am 1. April 1945 haben sie dann die Weichselbrücke überschritten. Nach mehrwöchigem Fußmarsch kam meine Frau mit Sohn Anfang Mai 1945 wieder in der Heimat an. Meine Tochter wurde unterwegs öfter zur Arbeit angehalten. Sie ist erst am 10. Juni 1945 nach Haue gekommen. Gelebt haben sie von Kartoffeln und Gemüse, welches zum Teil noch draußen in den Mieten zu finden war. Gekocht wurde im Freien.

In der Heimat angekommen, fängt ein neues Leben an Aber es war nichts mehr da, womit sie anfangen konnten. Alles war öde und verlassen, und es war keine richtige Heimat mehr. Die Verfolgung durch die Russen setzte sofort wieder ein. Das Dorf Regitten war wie ein Lager zusammengefaßt, wie es sie in Rußland überall gab. Aus allen Gegenden Ostpreußens hatte man Frauen, Männer - ja sogar Kinder - zusammengetrieben. Auch Kriegsgefangene waren dabei. Das Lager war 185 Mann

stark. Zu essen gab es 1/2 Liter Wassersuppe und 200 Gramm Brot pro Tag. Diese Portion erhielt nur meine Tochter, weil sie arbeitete. Meine Frau und der damals 10jährige Sohn mußten sehen, wie sie sich ernährten. Am 28. Oktober 1945 rückte dann die russische Kommandantur mit samt den Lagerinsassen Richtung Rußland ab. Meine Frau und die Kinder haben sich abermals versteckt, um nicht ins Sowjetparadies verfrachtet zu werden. Im November haben meine Frau und die Kinder noch Roggenähren geschnitten, welche zwar nach außen ausgewachsen, innen aber noch gut waren. Der Roggen stand in Hocken. Dann haben sie die Ähren getrocknet, mit dem Flegel gedroschen, mit der Hand gemahlen und dann Brot gebacken. Da es nachher nicht mehr auszuhalten war, haben sie sich von der polnischen Kommandantur mit vielen Strapazen und Hindernissen eine Ausreisegenehmigung erstanden

Am 13. Dezember 1945 ging dann der endgültige Weg von der Heimat zu Fuß 30 km bis Elbing, Ziel unbekannt. Bei Regen, Schnee und Kälte wurde auch dieser Weg unter mehrmaliger Razzia der Polen überstanden. Von Elbing ging der Transport über Posen, Thorn nach Berlin, wo sie nach Weihnachten ankamen. Von Berlin aus wurde der Transport in die Sowjetzone aufgeteilt. Das Auge meiner Frau blieb bis 1946 ohne jede Behandlung und wurde im Sommer 1946 in Halle an der Saale in Ordnung gebracht. Im Zuge der Familienzusammenführung sind wir dann im November 1950 über das Auffanglager Siegen in den Westen übergesiedelt.

Die Regitter Flüchtlingstrecks nahmen folgenden Weg:

- a) Regitten - Hammersdorf - Rossen - Alt Passarge - Haff oder
- b) Regitten - Hammersdorf - Gerlachs Dorf - Wachtbude - Haff.

Nach Überquerung des Haffes ging der Weg entweder auf der Nehrung oder unmittelbar neben der Nehrung auf dem Eis weiter in Richtung Bodenwinkel, Tiegenhof bis über die Weichsel hinaus. Bomben- und Tief-fliegerangriffe waren ständige Begleiter. Wegen Überfüllung der Straßen oder Ortschaften gab es oftmals Wartezeiten von mehreren Tagen. Oft ging es hin und zurück. Anfang März führte die Straße durch dichten Wald. Einen ganzen Tag lang und die folgende Nacht waren wir unterwegs. Als wir gegen 10 Uhr morgens bei starkem Regenwetter aus dem Wald heraus fuhren, nahm uns die feindliche Artillerie unter heftigen Be-

schuß, und wir mußten von der Straße runter. So fuhren wir zu ein Forsthaus, das am Wald lag. Innerhalb einer halben Stunde waren wir von Russen umzingelt. Pferde und Wagen wurden uns gleich weggenommen und auch das beste, was wir sonst mitführten. Das war am 9. März, und so ging es dann auf Anordnung der russischen Offiziere wieder zurück der Heimat entgegen. Zu Fuß aber ständig unter Überfällen, es wurde alles geraubt. Ich selbst wurde ab und zu auf eine Kommandantur befohlen, aber wieder freigelassen. Bei einem solchen Zwangsaufenthalt wurde ich von meiner Familie getrennt. In einem Dorf, drei km vor Möwe, wurde ich von den Polen zur Arbeit festgehalten. Meine Frau mit den Kindern ging dann weiter, die drei größeren Töchter wurden von den Russen ins Lager gesperrt und wochenlang zur Arbeit gezwungen. Mehrmals entlassen oder ausgerissen, erreichten sie schließlich völlig erschöpft und krank Regitten. Eine Tochter wurde nach Rußland verschleppt. Meine Frau mit den fünf kleinsten Kindern kam nach manchen Zwischenfällen am 8. April in Regitten an. Ich selbst kam am 8. Mai nach Regitten zurück und mußte gleich mit den Töchtern bei den Russen arbeiten. Andere Familien kamen in dieser Zeit ebenfalls in unser Dorf zurück.

In Regitten hatte sich ein Wirtschaftskommando eingerichtet, und so mußten alle, die zurückkamen oder auf dem Heimweg aufgegriffen wurden, dort bleiben. Unter harter Arbeit, Plünderung und Vergewaltigung hatten sie zu leiden. Zeitweilig 300 - 500 Menschen, überwiegend Frauen und Mädchen. Wer nicht arbeitete, bekam auch kein Essen. Es wurden Kartoffeln und Gemüse angebaut. Eine richtige Kolchoswirtschaft. Das meiste Land war voller Unkraut: 1 1/2 m hoch. Alle Wege waren unpassierbar, überall waren neue Wege entstanden, über die Felder gingen sie kreuz und quer; auf dem Schulland war die Hälfte des Landes in Wege verwandelt und 1 Morgen mit Salat und 2 Morgen mit Dill für Gurken angebaut. Auf 6 Morgen Land waren Gurken angebaut. Viel Land blieb unbebaut. Das Dorf machte einen schlechten Eindruck. Ab Mitte August nahmen die Überfälle bei Tag und Nacht immer mehr zu. Wir verließen unseren Hof und zogen mit anderen zusammen. Im Dorf standen Russen auf Posten, deshalb war es dort etwas sicherer.

Ein anderes Übel kam hinzu: die Krankheit. Alles wurde krank, zuerst die kleinen Kinder, dann die älteren. Ich allein blieb verschont. Jede Woche wurden von den 2.000 Menschen, die noch in Braunsberg waren, ca. 30 beerdigt. Auch von den Dorfbewohnern starben viele.

Ende Oktober verließ das russische Wirtschaftskommando Regitten und auch die Kommandantur mitsamt den Posten. Was folgte, war nicht auszuhalten. Tag und Nacht Überfälle. Alles wurde geraubt und die Mädel vergewaltigt. Uns blieb nichts anderes übrig als abzureisen. Dies geschah am 1.12.45. In Elbing wurde uns das letzte, was wir auf dem Leib trugen, noch ausgezogen, ich mußte in der Unterjacke fahren. So sind wir ganz bettelarm.

Rückblick:

Das Dorf Regitten ist 1945 zum größten Teil unversehrt geblieben. Lediglich 4 Gehöfte von Siedlern wurden zerstört.

Regitten hatte etwa 500 Einwohner. Keiner blieb nach dem 21. Februar 1945 zurück. Rückkehrer berichten, daß von den Scheunen alle Türen und Bretter entfernt und als Brennholz verwandt worden waren. Die Möbel in den Wohnungen waren fortgeschafft und zerschlagen worden. Insgesamt bot sich ein Bild der Verwüstung.

Etwa die Hälfte der Bewohner konnte sich nach dem Westen Deutschlands oder nach Dänemark in Sicherheit bringen. Ein Viertel blieb in der späteren DDR. 110 Personen gingen in die Heimat zurück. Bis auf drei Familien verließen alle in den Jahren 1945/46 wiederum Regitten entweder aus eigenem Entschluß oder aufgrund ihrer Ausweisung.

Quellen: Berichte von Bruno Steffen und Benno Grunwald, sowie aus Briefen von Lehrer Grunenberg, alle Regitten. Die Berichte liegen auch im Bundesarchiv in Koblenz.

Zum Schicksal des Bauern **Heinrich Federau** aus Regitten zitieren wir aus einem Protokoll des Bürgermeisters der Gemeinde Balenthien im Kreis Schlawe in Pommern vom 23.09.1945:

Die Bauern Heinrich F e d e r a u , * 23.06.1888 in Gr. Rautenberg Kr. Braunsberg(Ostpr.), wohnhaft in Regitten Kr. Braunsberg(Ostpr.) und der Bauer Otto W e g n e r aus Balenthien Kr. Schlawe in Pommern, * 15.01.1899 zu Balenthien Kr. Schlawe sind in der Nacht vom 19.09. zum 20.09.1945 auf der Straße zwischen Wusterwitz Kr. Schlawe und Wußow Kr. Rummelsburg in Pommern ermordet worden.

Am 19.09.1945 gegen 22.30 Uhr erschienen zwei bewaffnete polnische Soldaten und eine bewaffnete Zivilperson bei mir und forderten zwei Männer, vier Pferde und einen Wagen zum Abschleppen eines Autos von der Straße Wusterwitz - Wußow an. Es sollte nach Balenthien gebracht werden, wo für die polnische Begleitmannschaft ein Zimmer zum Übernachten hergerichtet werden mußte. Ich beauftragte zu dieser Arbeit die oben näher bezeichneten Bauern. Wie die beiden Nachtwachtmänner Franz S a g u r n a und Hugo K i e s e l b a c h bezeugen, setzte sich Federau auf den Wagen. Neben ihm setzten sich die polnischen Soldaten. Ihre Fahrräder, auf denen sie gekommen waren, legten sie auf den Wagen. Dann fuhr Federau ab zum abzuschleppenden Auto. Der Bauer Otto Wegner führte zwei Pferde an der Leine. Der Zivilist führte sein Fahrrad.

In der Nacht vom 21.09.1945 zum 22.09.1945 brachten zwei Frauen, die von Wußow kamen und durch Balenthien nach Segenthien gingen, dem Nachtwachmann Otto Medinus die Nachricht, daß an der Straße Wusterwitz-Wußow, dort wo die Straße nach Jannowitz abzweigt, zwei tote Männer liegen. Darauf fuhren am Morgen des 22.09.45 drei Bauern sowie der Sohn und die Ehefrau des Otto Wegner zu der bezeichneten Stelle. Sie fanden die beiden Männer etwas südlich der Straße tot im Walde liegend. Die Toten wurden nach Balenthien in die Schule gebracht und am 23.09.1945 nach Besichtigung der Leichen durch eine russische Kommission zur Beerdigung freigegeben. Beide wurden am 23.09.1945 auf dem Friedhof Balenthien Kr. Schlawe in Pommern beerdigt.

**Wir gedenken in Ehrfucht
aller Opfer von Krieg und Gewalt.
Wir gedenken derer,
die verfolgt und getötet wurden,
weil sie einem anderen Volk angehörten.**

**Herr, schenk Erbarmen jenen,
die in Verblendung nicht wußten, was sie taten.**

Ein Stückchen Brot

*Ein Stückchen Brot, - du weißt was es bedeutet!
Doch hast du früher drüber nachgedacht,*

*Als es mit Wurst und Butter zubereitet
Dir täglich wurde auf den Tisch gebracht ?*

*Du nahmst es hin, ohn viel zu überlegen,
Was galt dir denn schon eine Schnitte Brot ?*

Heut ist das Brot für dich ein Gottessegen,
Du lernstest schätzen es erst in der Not.*

Ein Stückchen Brot, - mit dankerfüllten Blicken

Nimmst du es heute wohl in deine Hand.

Es kann ein Stückchen Brot dich schon beglücken

Und Achtung hast du vor dem Bauernstand.

Siehst auf dem Feld du wieder Ähren reifen,

Im Sommerwinde wogen hold,

Dann lerne Gottes Allmacht recht begreifen

Es ist das liebe Brot - der Erde Gold !

Ein Stückchen Brot, - nie sollst du es vergessen,

Wenn einmal wieder du zu Hause bist,

Wie du mit Andacht hast dein Brot gegessen,

Wie heilig es dir hier gewesen ist.

Was du dir still geschworen - sollst du halten,

Gedenken stets im Glück - der Zeit der Not.

Lehr du dein Kind schon früh die Hände falten:*

•Gib lieber Gott uns, unser täglich Brot !•

HERBERT WEGENER geschrieben in der russischen Gefangenschaft 1946

Berichte von evangelischen Diakonissen über Erlebnisse in den Jahren 1945/1946

*Das evangelische Mädchen-Erziehungsheim in Braunsberg (Ostpr.),
Teichstr. 37*

war im Sommer 1944 mit ca. 110 Mädchen belegt, die zum Teil nach Schlesien evakuiert wurden. Es kamen aber immer neue hinzu. Seit Oktober hatte das Provinzial-Erziehungsheim in Angerburg bei uns Aufnahme gefunden. Sie schafften mit großem Fleiß vier Waggonen an wertvollen Sachen heran, um sie sicherzustellen. Im Januar 1945 gingen die Leiterin, zwei Schwestern, mehrere Erzieherinnen und 60 Mädchen über Frauenburg und das Frische Haff, um weiter ins Reich zu kommen. Unser Haus füllte sich erneut mit Flüchtlingen des Ostens. Weil es Rettungsstelle der Stadt war und Platzmangel in den Krankenhäusern herrschte, wurde es mit Kranken belegt, die wir pflegten. Anfang Februar erlebten wir den Angriff des Feindes mit Bomben. Durch Treffer, die zum Teil im Garten niedergingen, wurden sämtliche Fenster und Türen des Hauses zerstört. Die Unterbringung der ca. 100 Kranken war nur in den Kellerräumen und Gängen möglich, ohne Wasserversorgung und Licht. Flüchtlinge mußten auf Anordnung die Stadt verlassen, und ihnen schlossen sich unsere Mädchen bis auf 11 an, die gerne zur Pflege der Kranken bleiben wollten und uns eine große Hilfe waren. Allmählich wurden die Kranken mit der Bahn und Autos nach Heiligenbeil gebracht, um von dort per Schiff weiterzukommen. Zu ihrer Betreuung gingen drei Schwestern und 10 Mädchen mit, sie sind jetzt in Oldenburg. Die Stadt und unser Heim stand unter heftigem Beschuß der Ferngeschütze. Das Kreisaltersheim in Regitten forderte zwei Schwestern von uns an, und beide sind später bei einem Angriff auf Heiligenbeil durch Granatsplitter getötet und dort beerdigt worden. Das Haus war leer, die Stadt auch, Fleischer und Bäcker, die ihren Dienst taten, abgefahren. Die Soldaten drängten schon sehr zur Flucht, weil wir im Wege waren. Da fuhren wir am 19.2.45 mit Fuhrwerk ab, erlebten auf der Fahrt über das Haff Tief- fliegerbeschuß und kamen in große Gefahr. Da wir einen Schein zum Einsatz auf der Nehrung hatten, konnten wir Narmeln, ein kleines Fischerdorf, anfahren, während die anderen Wagen meist 2-3 Tage auf dem Eis waren. Die Not und die Angst waren dort groß, Menschen mit Pferden und Wagen versanken im Wasser, die Umgebung kam in Gefahr,

auch fehlte es sehr an Trinkbarem, während der Durst unnatürlich groß war. Wir konnten vielen helfen, oft schon durch das Dasein. In der Ferne sahen wir die Heimat brennen, über uns flogen die Tiefflieger und später die Geschosse der Ferngeschütze. Der Weg führte dann am Ostseestrand entlang bis Kahlberg und über Stutthof zur Fähre. Oft blieben wir im Wald und auf dem Wagen über Nacht, es war recht kalt und um uns her große Flüchtlingsnot. So erreichten wir Danzig, besuchten das Mutterhaus, das uns etwas aufnahm und strebten die Bahnfahrt ins Reich an, die nicht mehr möglich war. Es erreichte uns in Neufahrwasser der Beschuß und Einzug des Feindes. Es war wie in der Hölle, weil Schiffs- und Landgeschütze, Panzer, Stalinorgeln, Bomben und Nahkampfmittel zusammentrafen. Aus dem brennenden Neufahrwasser gingen wir über das Kampffeld in der Nacht von Gründonnerstag zu Karfreitag nach Langfuhr, erhielten Unterkunft in Elsenstr. 1 und blieben dort bis Mai 1945. Gott hat uns dort gnädig beschützt und ernährt, es waren viel Flüchtlinge, die Lebensmittel sehr knapp und die Not groß, oft auch bei Schikane-Arbeiten. Im Mai gingen viele Bauern zurück zur Heimat, schon um für die Ernährung zu sorgen, und es war uns Schwestern selbstverständlich mitzugehen. So gingen wir zu Fuß über Dirschau nach Braunsberg. Der Weg war weit, überall Verwüstung und Not, es gab zu vermitteln und zu helfen, auch bei unseren von Hela zurückziehenden Soldaten. Erschütternd war der Weg vorbei an Danzigs großen Kirchenglocken, die geborsten dalagen, und der trutzigen Marienburg, die jetzt ein Schutthaufen ist. Der Frauenburger Dom steht, während die Stadt in Trümmern liegt. Eine unserer Schwestern schaffte den Weg nicht, wir mußten sie unterwegs lassen, fanden sie aber in Teltow wieder, wo sie sehr krank war und im Frühjahr 1946 heimging. In Braunsberg wurden wir von allen, auch von den Russen, freudig begrüßt und wir fünf Schwestern zur Arbeit in Gemeinde und Krankenhaus eingesetzt. Die Stadt war sehr verwüstet, unsere Kirche und die Anstalten nicht ausgebrannt, aber völlig ausgeraubt. Ein bewohnbarer Teil der Stadt war deutsche Kolonie, wo der Rest der Bevölkerung und alle Ankommenden wohnten, ca. 3.000 Menschen. Die Not war sehr groß, beengtes Wohnen, Hunger und die Fliegenplage hatten bald die Typhus-Epidemie zur Folge, die meist 16-18 Menschen in der Woche hinraffte. Der Erzpriester der katholischen Kirche beerdigte alle Verstorbenen, hielt Gottesdienst und ging wie ein Vater durch die Gemeinde, ihm zur Seite stand ein junger Pfarrer, der aber schwere Arbeit bei der Bahn tun mußte, erkrankte und verstarb.

Im Landratsamt war ein Krankenhaus eingerichtet mit einem Memeler Arzt, der viel Gutes tat, dann aber mit den Russen mitging unter Mitnahme aller Instrumente und fast aller Medikamente. Die Russen versorgten das Krankenhaus mit Verpflegung und Medikamenten, es gab allerdings nur Schwarzbrot auch für die schwer Typhuskranken. Der Arzt und fast alle Schwestern erkrankten an Typhus, eine davon ist daran verstorben und dort beerdigt. Eine Schwester richtete ein Geschlechtskrankenhaus mit 40 Betten ein und betreute es. Aus der Not heraus entstand ein Kinderheim, das bis zu 100 Betten anwuchs und ein Altersheim mit 50 Plätzen.

Die Not war sehr groß, die Eltern starben, und die Kinder hatten keine Versorgung. Die Flüchtlinge, die nicht weiter konnten oder nicht durften, alte Menschen und Kranke hatten keine Wohnung. Das Krankenhaus betreute 150 meist Typhusranke, ohne Wasser und Licht. Wir Evangelischen trugen schwer daran, keine Kirche zu haben, und ein Teil schloß sich der katholischen Kirche an, so lange Predigt und Lied deutsch waren; es wurde später polnisch.

Braunsberg wurde die Grenze zwischen Russen und Polen, es zog viel Militär ein und brauchte die Wohnungen der Deutschen. Sie zogen in das Gestüt, dem deutschen Lager, ohne Sachen und Betten.

Die Polen übernahmen auf unseren Antrag die Versorgung der Heime, die recht mäßig war, monatlang 200 Gramm Brot pro Kopf und Tag und dieses mit viel Anstehen und Bitten und sehr wenig Kartoffeln.

Bei den Anträgen half uns sehr ein polnischer Offizier, der von einer unserer Schwestern während seiner schweren Typhuserkrankung gepflegt wurde, sonst wäre es noch schlimmer gewesen. Im Oktober kam ein polnischer Arzt in die Stadt, die Verpflegung wurde besser, wir erhielten sogar für Schwerkranke etwas Milch. Er arbeitete sich ein, ließ Küchenschubel führen und Bestandsaufnahme machen. Wir erlebten Weihnachten, konnten das Evangelium sagen und Lieder singen, auch ein Bäumchen schmücken.

Nach dem Fest kamen polnische Pflegerinnen und übernahmen unsere Arbeit. Der Arzt beschlagnahmte unser Eigentum und sagte, wir möchten das Haus und die Stadt mit dem nächsten Transport verlassen. Zwei unserer Schwestern mußten dableiben, weil sie gebraucht würden. Es half

kein Bitten, wir mußten uns trennen, was bis heute schwer ist. Mit dem ersten Zug fuhr im Viehwagen das Kinderheim mit der Leiterin und dem Personal ab, versorgt mit Brot und Trockenmilch. Es ist bisher unbekannt, wohin sie gekommen sind. Am 19.1.1946 führen das Altersheim mit den Hauseltern, Kranke und Alte aus dem deutschen Lager und drei Schwestern. Unser Handgepäck und wir wurden zweimal durchsucht und erleichtert, den alten Menschen wurden Kissen und Decken genommen. So führen wir ohne Stroh im Viehwagen ab, ausgestattet mit 2 Broten pro Kopf. Der eiserne Ofen, den wir eingestellt hatten, wurde uns gelassen. Er war unbefestigt und fiel bei Erschütterungen um. Beim Kochern hat er uns aber gute Dienste getan.

Der Transport im Januar bei Kälte und ohne warme Versorgung ließ sieben alte Menschen unterwegs sterben. Acht Kranke konnten wir in Frankfurt (Oder) dem Roten Kreuz übergeben. Nach neun Tagen kamen wir mit dem Rest in Berlin an und waren dann zwei Tage im Bunker. Am Sonntag erlebten wir dort eine Andacht, erhielten Brot und warme Speisen und konnten nach der Säuberung weiterfahren oder wir Schwestern in das Mutterhaus gehen.

Mit den in Braunsberg zurückgebliebenen Schwestern stehe ich dauernd in Briefwechsel. Sie sind im August aus der Krankenhaustätigkeit entlassen und warten im Lager auf den Abtransport mit dem Rest der Deutschen, die noch dort sind.

Nach dem überstandenen Typhus ohne Pflege sind alle sehr elend und durch die lange Dauer auch müde und mutlos geworden. Möge Gott sie bald herausbringen und erholen lassen.

Es war Gottes Weg, der uns zurück zur verwüsteten Heimat führte. Es hat Kraft und Gesundheit gekostet. Wir haben aber auch viel bewahrende Gotteshilfe erfahren und konnten dort unseren Deutschen in der Not helfen.

Berlin-Zehlendorf, den 21.11.1946 - Luise Gasenzer, Diakonisse

*Kleiner Bericht über das Evangelische Krankenhaus in Braunsberg
(Ostpr.)*

Heute, am 10. Trinitatissonntag 1946, stellten wir uns unter das Wort von der Zerstörung Jerusalems: Jesus sah die Stadt an und weinte über sie; wohl war sie äußerlich nicht zerstört, sondern voller Leben, doch innerlich Gott ferne, sonst hätte der Heiland nicht gesagt: "Wenn du doch wüßtest, was zu deinem Frieden dient!"

Heute stehen wir Menschen vor den Trümmern unserer zerstörten Heimatstädte und weinen, weinen über das verlorene Erdengut, über unsere Armut, die durch die Zerstörung über uns gekommen. Wie lebten wir doch so sicher dahin. Wir hatten uns so eingerichtet, als wollten wir ewig hier leben, als wäre unser Hab und Gut von Dauer und unser Leben nur allein von den irdischen Sorgen abhängig. Wieviel Mal würde der Herr Jesus - wäre Er so wie damals auf Erden gewandelt, über uns geweint haben! So mußte Er nun ein anderes Mittel anwenden, um uns zur Buße und Umkehr zu rufen. Gott der Herr schritt in Seiner erschreckend großen Allmacht über unsere Heimat, nahm uns alle in Sein Gericht, indem Er im Augenblicke Städte und Länder zerschlug und trieb uns in Jammer und Herzeleid und Heimatlosigkeit.

Eine furchtbare Mahnung zur inneren Umkehr, ob wir ihr gefolgt sind? Wir weinen, ach leider, noch immer mehr um unsere irdische Heimatlosigkeit, als daß wir Verlangen tragen nach der ewigen Heimat! Und doch wartet Gott in Seiner Gnade täglich auf das Kommen, daß wir heimfinden zu Ihm.

Unsere irdische Heimat war das Evangelische Kranken- und Siechenhaus in Braunsberg (Ostpr.), Ihnen wohl bekannt durch die vielen Anstalten, mein Arbeitsplatz von fast 41 Jahren! Was liegt an Freud und Leid in diese Zeit eingeschlossen!

Seit dem Kriegsjahr 1939 führte unser Haus die Bezeichnung: Ziviles Hilfskrankenhaus, mit 40 Betten. Die Siechenstation mit gleichfalls 40 Betten bestand bis zum 1. September 1943, wurde dann aber infolge Überbelegung aus dem Krankenhaus herausgenommen und teils in den katholischen Anstalten der Stadt untergebracht, teils an die Behörde der Provinz zurückgegeben, die die Aufnahme der größtenteils sehr hilfsbedürftigen Alten veranlaßt hatte. Die Auflösung der Siechenstation brachte

großes Herzweh sowohl auf Seiten der Alten wie auch bei den Schwestern, bestand doch diese Station seit Gründung der Braunsberger Anstalten. Viele der Insassen waren zwanzig und mehr Jahre im Hause und so voller Elend und Gebrechen!

Mit dieser Maßnahme begannen wir nun die Härte des Krieges zu spüren, ging es uns doch, abgesehen von mehr erschwerter unruhevoller Arbeit, noch immer sehr gut.

Wir hatten nun auf der Krankenstation 90 Betten und darüber und waren so dankbar. Später wünschten wir uns drei- bis viermal soviel Plätze. Als im Sommer 1944 der große Angriff auf Königsberg war, wurden uns große Transporte mit Schwerverbrannten gebracht. Trotz der vergrößerten Bettenzahl konnten wir nur einen Teil derselben aufnehmen, den anderen Teil nach Mehlsack weiterleiten. Als dann im Oktober 1944 der große Flüchtlingsstrom aus den östlichen Grenzstädten einsetzte und Braunsberg überflutete, wie haben wir da im Hause gesorgt um mehr Plätze, um alle die aufzunehmen, die in großen Scharen ankamen, krank, elend zum Sterben und Gestorbene, mit und ohne Namen! Ach das unsagbare Elend des Flüchtens in den Straßen der Stadt, bei Tag und Nacht, wer es erlebt hat, kann es zeitlebens nicht vergessen.

Bis Mitte Januar 1945 geschah der Durchzug der Flüchtlingstrecks noch ziemlich geordnet, anders wurde es, als die vom südlichen Teil der Provinz anzogen. Die Front rückte mit Windeseile näher an uns heran. Die Verbindung mit dem Reiche hörte um den 25.1. auf, mit Königsberg schon viel früher. Es waren nur noch Braunsberg und Heiligenbeil frei. In diesen beiden Städten drängten sich nun Abertausende Menschen, um über das Frische Haff in das Reich abzuwandern. Angesichts dieses Elends hatten wir uns fest vorgenommen, auf unserem Arbeitsplatz zu bleiben und lieber zu Hause als auf der Straße umzukommen.

Anfang Februar, in den ersten Tagen, geschah der erste große Fliegerangriff auf unser schönes liebes Städtchen und zertrümmerte es sehr. Von dem Tag an fiel alles Denken und Vornehmen von uns ab, und wir konnten nur das tun, was der Augenblick von uns erforderte. Gottlob war unser Haus stehengeblieben, doch alle Türen und Fenster zersprungen. Es gab kein Licht und kein Wasser, aber unzählige Verletzte, die wir nun noch mit allen anderen Kranken aus dem Hause nur unten im Keller hal-

ten konnten. Um unser Haus herum waren Bombentrichter von drei und noch mehr Meter Breite und Tiefe. In diesen haben wir dann immer 20 und noch mehr Leichen begraben, da wir angesichts der vielen Angriffe, die sich täglich wiederholten, die Leichen nicht mehr auf den Friedhof bringen konnten und auch keine Kräfte aufzutreiben waren, die man zur Hilfe heranziehen konnte. Die gehfähigen Bewohner Braunsbergs hatten die Stadt schon längst verlassen, desgleichen auch die Ärzte des Hauses sowie des städtischen Krankenhauses von Tilsit, welches sich im evangelischen Knaben-Waisenhaus eine Ausweichstelle errichtet hatte. Beide Häuser arbeiteten zusammen. Nun waren wir nur noch auf die Hilfe der durchziehenden Ärzte angewiesen, die auch fast täglich wechselten. Dennoch, jeden Tag und jede Stunde erfuhren wir Gottes Hilfe und Bewahrung. Jede geschenkte Stunde, in der wir lebten, war ein Wunder Gottes. Wir konnten nur immer denken: "In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet!" Die Front war nun noch etwa 3-4 km von uns entfernt. Es wurde noch ein Abtransport aller Behinderten, Alten, Anstaltsinsassen und sonstigen Hilfsbedürftigen eingeleitet. Sie wurden von der Wehrmacht und dem Volkssturm aus den Häusern geholt und in unser Haus gebracht, hier in große Transportwagen umgeladen und nach Heiligenbeil - der einzige Weg der noch offen war - gefahren um sie dann weiter über Pillau ins Reich zu schaffen. Tausende sind in Heiligenbeil geblieben. Viele sind umgekommen, und von noch mehr weiß man überhaupt nichts.

Als diese Aktion beendet und keine Zivilpersonen mehr in der Stadt waren, sollten auch wir weggehen, denn wir hatten Anweisung bekommen, nur solange auf dem Platz zu bleiben, bis alle abtransportiert sind. Die Wehrmacht drängte auch schon sehr auf unser Fortgehen. Sie hatte mit dem Volkssturm unser Haus bereits in Besitz genommen. In Hof und Garten waren Feldküchen aufgefahren. Ein Verbleiben war nicht mehr möglich. Es kam der 23. Februar, unser Abschiedstag. Zeit zum Überlegen und Nachdenken blieb uns nicht. Wären wir uns damals bewußt gewesen, daß die Heimat für uns für immer verloren ist, wären wir nicht gefahren. Es blieb uns kaum Zeit, unser schon längst gepacktes Kofferchen in die Hand zu nehmen, schnell in den Wagen hinein, der zur Abfahrt bereitstand, um der Fliegergefahr, die allgegenwärtig war, zu entrinnen.

Wir waren ein Transport von 26 Personen Pflege- und Dienstpersonal. Einige Tage blieben wir in Heiligenbeil. Die jüngeren Schwestern und Rote-Kreuz-Helferinnen wurden unterwegs zur Arbeit eingesetzt, so in Heiligenbeil und Rosenberg. Wir älteren Schwestern gelangten durch gnädige Führung Gottes über Pillau und Swinemünde weiter ins Reich. Nach mehr als 4wöchentlicher Fahrt kamen wir nach Niederbayern. Durch freundliche Fürsorge fanden wir dann im Juli gütige Aufnahme im Neuendettelsauer Mutterhaus, wo wir abwarten, was mit unserem Mutterhaus "Barmherzigkeit" in Königsberg geschieht. Ob es noch einmal herauskommen wird und wir mit ihm vereinigt, das steht nur allein in Gottes Ratschluß. Wir haben keine Nachricht von dort. Im Februar gelangte eine kurze Nachricht von dort nach Kaiserswerth: Frau Oberin Renate von Stolberg ist am 2.2.46 gestorben.

In kurzen Worten habe ich nun dargelegt, was und wie wir die letzte Zeit erlebt haben. Wie es in der engeren Heimat nach der Besatzung aussieht, wird Ihnen bestimmt Schwester Luise Gasenzer berichten, denn sie war bis 19.1.46 dort noch tätig!

So schließe ich diese Aufzeichnung mit dem Gebet: Was gewesen, werde stille, was dereinst wird sein; all mein Wunsch und all mein Wille geh'n in Gottes Willen ein.

Schwester Helene Mitzkat.

Die beiden vorstehenden Berichte stammen aus dem Nachlaß von Pfarrer Johannes Sattler, dem letzten evangelischen Pfarrer von Braunsberg. Sie wurden uns von einem seiner Söhne zur Verfügung gestellt.

Aus schwerer Zeit

Aloys Mattern
* 20.06.1884 in Mehlsack
† 26.08.1959 in Karl-Marx-Stadt
(Chemnitz)
Erzpriester von Mehlsack seit 1937

*"Ich schreibe meine
Erinnerungen auf im
Bewußtsein der Fähigkeit,
die Wahrheit mitzuteilen
und in der Hoffnung, daß sie
später jemand mit Interesse
lesen wird."*



Im Herbst und im anbrechenden Winter 1944/45 zogen viele Flüchtlinge durch Mehlsack. Einmal hatte ich 60 Flüchtlinge unterzubringen, im Januar 1945 wurde auch meine Kirche mit Flüchtlingen belegt; die letzten kamen aus Wormditt, Osterode und Mohrungen. Inzwischen waren die Russen in die Nähe von Wormditt gekommen. Von der Front dröhnte ständig Kanonendonner herüber. Die Behörden empfahlen den Mehlsackern die Flucht, doch diese hingen zu sehr an der Heimat und am Eigentum. Soldaten erzählten Schauriges über russische Greuelthaten; man glaubte es nicht.

In der Nacht (27.01.1945) weckte mich eine schwere Explosion. Ich stand auf und verrichtete mein Morgengebet. Um 5 Uhr Fliegergeräusch, dann ein Bombeneinschlag hinter dem Haus, ein zweiter zwischen Haus und Kirche. Weitere Bombeneinschläge; das elektrische Licht erlosch. Die Schule erhielt einen Treffer, wobei 10 Menschen getötet wurden; auch im Hause der Konditorei wurden 10 Leute, meist Wormditter, getötet. Weil bei der Kirche Minen gelagert waren, veranlaßte ich deren Entfernung. Mein Haus hatte alle Fensterscheiben verloren. Mit Wirtin übersiedelte ich zu Frau Sch. (Raiffeisenbank), P. Jung zu Strehl. Durch die Bordwaffen der Flieger wurden manche Zivilisten getötet. Im Kranken-

großes Herzweh sowohl auf Seiten der Alten wie auch bei den Schwestern, bestand doch diese Station seit Gründung der Braunsberger Anstalten. Viele der Insassen waren zwanzig und mehr Jahre im Hause und so voller Elend und Gebrechen!

Mit dieser Maßnahme begannen wir nun die Härte des Krieges zu spüren, ging es uns doch, abgesehen von mehr erschwerter unruhevoller Arbeit, noch immer sehr gut.

Wir hatten nun auf der Krankenstation 90 Betten und darüber und waren so dankbar. Später wünschten wir uns drei- bis viermal soviel Plätze. Als im Sommer 1944 der große Angriff auf Königsberg war, wurden uns große Transporte mit Schwerverbrannten gebracht. Trotz der vergrößerten Bettenzahl konnten wir nur einen Teil derselben aufnehmen, den anderen Teil nach Mehlsack weiterleiten. Als dann im Oktober 1944 der große Flüchtlingsstrom aus den östlichen Grenzstädten einsetzte und Braunsberg überflutete, wie haben wir da im Hause gesorgt um mehr Plätze, um alle die aufzunehmen, die in großen Scharen ankamen, krank, elend zum Sterben und Gestorbene, mit und ohne Namen! Ach das unsagbare Elend des Flüchtens in den Straßen der Stadt, bei Tag und Nacht, wer es erlebt hat, kann es zeitlebens nicht vergessen.

Bis Mitte Januar 1945 geschah der Durchzug der Flüchtlingstrecks noch ziemlich geordnet, anders wurde es, als die vom südlichen Teil der Provinz anzogen. Die Front rückte mit Windeseile näher an uns heran. Die Verbindung mit dem Reiche hörte um den 25.1. auf, mit Königsberg schon viel früher. Es waren nur noch Braunsberg und Heiligenbeil frei. In diesen beiden Städten drängten sich nun Abertausende Menschen, um über das Frische Haff in das Reich abzuwandern. Angesichts dieses Elends hatten wir uns fest vorgenommen, auf unserem Arbeitsplatz zu bleiben und lieber zu Hause als auf der Straße umzukommen.

Anfang Februar, in den ersten Tagen, geschah der erste große Fliegerangriff auf unser schönes liebes Städtchen und zertrümmerte es sehr. Von dem Tag an fiel alles Denken und Vornehmen von uns ab, und wir konnten nur das tun, was der Augenblick von uns erforderte. Gottlob war unser Haus stehengeblieben, doch alle Türen und Fenster zersprungen. Es gab kein Licht und kein Wasser, aber unzählige Verletzte, die wir nun noch mit allen anderen Kranken aus dem Hause nur unten im Keller hal-

ten konnten. Um unser Haus herum waren Bombentrichter von drei und noch mehr Meter Breite und Tiefe. In diesen haben wir dann immer 20 und noch mehr Leichen begraben, da wir angesichts der vielen Angriffe, die sich täglich wiederholten, die Leichen nicht mehr auf den Friedhof bringen konnten und auch keine Kräfte aufzutreiben waren, die man zur Hilfe heranziehen konnte. Die gehfähigen Bewohner Braunsbergs hatten die Stadt schon längst verlassen, desgleichen auch die Ärzte des Hauses sowie des städtischen Krankenhauses von Tilsit, welches sich im evangelischen Knaben-Waisenhaus eine Ausweichstelle errichtet hatte. Beide Häuser arbeiteten zusammen. Nun waren wir nur noch auf die Hilfe der durchziehenden Ärzte angewiesen, die auch fast täglich wechselten. Dennoch, jeden Tag und jede Stunde erfuhren wir Gottes Hilfe und Bewahrung. Jede geschenkte Stunde, in der wir lebten, war ein Wunder Gottes. Wir konnten nur immer denken: "In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet!" Die Front war nun noch etwa 3-4 km von uns entfernt. Es wurde noch ein Abtransport aller Behinderten, Alten, Anstaltsinsassen und sonstigen Hilfsbedürftigen eingeleitet. Sie wurden von der Wehrmacht und dem Volkssturm aus den Häusern geholt und in unser Haus gebracht, hier in große Transportwagen umgeladen und nach Heiligenbeil - der einzige Weg der noch offen war - gefahren, um sie dann weiter über Pillau ins Reich zu schaffen. Tausende sind in Heiligenbeil geblieben. Viele sind umgekommen, und von noch mehr weiß man überhaupt nichts.

Als diese Aktion beendet und keine Zivilpersonen mehr in der Stadt waren, sollten auch wir weggehen, denn wir hatten Anweisung bekommen, nur solange auf dem Platz zu bleiben, bis alle abtransportiert sind. Die Wehrmacht drängte auch schon sehr auf unser Fortgehen. Sie hatte mit dem Volkssturm unser Haus bereits in Besitz genommen. In Hof und Garten waren Feldküchen aufgeföhren. Ein Verbleiben war nicht mehr möglich. Es kam der 23. Februar, unser Abschiedstag. Zeit zum Überlegen und Nachdenken blieb uns nicht. Wären wir uns damals bewußt gewesen, daß die Heimat für uns für immer verloren ist, wären wir nicht geföhren. Es blieb uns kaum Zeit, unser schon längst gepacktes Köffchen in die Hand zu nehmen, schnell in den Wagen hinein, der zur Abfahrt bereitstand, um der Fliegergefahr, die allgegenwärtig war, zu entrinnen.

haus war priesterliche Hilfeleistung nicht mehr möglich. Am Sonntag (28.01.) ermahnte ich in der Jakobikirche zu Ruhe und Gottvertrauen. Den Gottesdienst am 02.02. mußte ich wegen Fliegergefahr ausfallen lassen; ich hielt ihn dann im Kartoffelkeller bei Frau Schulz. Am 05.02. gab es auf Mehlsack, Zinten und Braunsberg schwere Luftangriffe. Deshalb erteilte ich den Besuchern in der Jakobikirche (8 Uhr) nur die hl. Kommunion. Als ein Flieger herankam, suchte ich neben dem Altar Deckung. Es gab einen Knall und eine Rauch- und Staubwolke hüllte uns ein. Eine Frau wurde verletzt, die Altarplatte wies 11 Einschüsse auf. Obwohl ich gestanden hatte, blieb ich unverletzt. Da habe ich Gottes Schutz ganz deutlich gespürt.

In der Erzpriesterei waren jetzt Soldaten einquartiert, die mit meinen Sachen nicht sehr sorgsam umgingen. Meine Wirtin traf einen General und klagte ihm das. Dieser: "Gute Frau, nach ein paar Tagen werden die Russen hier sein; dann ist es unwichtig, in welchem Stande die Sachen sind." Einige Bekannte aus dem Kreis Heilsberg erzählten von dem schlimmen Benehmen der Russen, wie sie die Männer erschießen (in Freudenberg 70 Männer), die Frauen und Mädchen schändeten. Da Mehlsack "Kampfstützpunkt" werden sollte und ein Offizier dringendst Sonnabend morgen zur Flucht in einem bereitgestellten Zug aufforderte, änderte auch ich meine Meinung und riet allen dazu. Mit P. Jung ging ich nochmals durch die leere Stadt. Bei Dr. Menzel fanden wir u.a. Erzpriester Lettau aus Wormditt, der in Heinrikau einen schweren Luftangriff überlebt hatte. Ich traf auch Propst Lunkwitz.

Jetzt kam der militärische Räumungsbefehl. Ich steckte mir Bargeld und Sparbücher ein. Zu meinem Gehpelz trug ich eine Pelzmütze und in der Westentasche meine goldene Uhr. Weiter nahm ich eine Decke, eine weitere Hose und ein Brot mit. Als letzter stieg ich in den Zug, der sich etwa um 9 Uhr in Bewegung setzte. So erlebte ich das Ende, den Untergang des Ermlands. Nach 700jähriger Geschichte hatte es einen Hochstand der Kultur und des Wohlstands erlebt und eine Blüte kirchlichen Lebens. Die wohlhabenden Ermländer irrten nun in der Fremde als Flüchtlinge und Habenichtse umher. Viele sind von den Russen erschossen worden, andere wurden nach Rußland verschleppt, wo die meisten noch im selben Jahr umkamen. Ich verließ Mehlsack im Viehwagen. Gegen Morgen waren wir in Braunsberg. Ich beschloß, in die Stadt zu gehen und zu sehen, was die Familie meines Bruders Bernhard machte. Bei meiner Schwägerin

Anna fand ich meine Schwester Kraft (Wormditt). Es war kalt in der Wohnung, denn alle Fensterscheiben waren entzwei.

Zunächst wollte ich in Braunsberg bleiben und trennte mich von meinen Mehlsäckern. Dies sah vielleicht nicht gut aus, aber ich glaube, Gott hat mich auch da geführt. Ich wäre vielleicht nach Dänemark gekommen und hätte dort nutzlose Jahre verbracht, und die Mehlsacker, die nach den Kampfhandlungen in ihre Heimat zurückgekehrt waren, wären 1945/46 ohne Seelsorger gewesen. Nach einer Stunde kam ein Mann und verkündete: "Räumungsbefehl! Alles über Neu-Passarge und das Haffeis nach Danzig". Da sagte ich: "Wir wollen dann auch nicht zögern und uns morgen auf den Weg nach Danzig machen." Es wurde besorgt, was mitzunehmen war, und wir gingen noch einmal in der Heimat schlafen. Da Schnee gefallen war, wurde das Gepäck auf einen Rodelschlitten geladen. Das Zugtier wurde ich. Vor dem Abmarsch ging ich noch einmal in die große Pfarrkirche; sie war verlassen. Im alten Kloster lasen Priester die hl Messe, waren viele Beter. Mein Beispiel veranlaßte den Regens und den Subregens des Priesterseminars, sich auf den Weg zu machen. Der Weg von Braunsberg die Passarge entlang nach Neu-Passarge war mühsam. Unterwegs sahen wir viele Flüchtlinge, die denselben Weg nahmen; herrenlose Hunde streunten hungrig herum. Mittags in Neu-Passarge bekamen wir kostenlos eine kräftige Suppe. Dann ging's auf das Haffeis. Oft hatte ich das Haff gesehen und mich an seiner ernsten Schönheit erfreut. Nun lag es still in das weiße Eis gefesselt, da. Links sahen wir die Türme von Frauenburg, von wo ein wütendes Artilleriegebrüll herübertönte, wie ich es noch nie vernommen hatte. Ob es wohl die Stalinorgel war, ein einziger furchtbarer Ton in längerer Wiederholung? Der Helm der Domkirche war ausgebrannt, sonst war aus der Entfernung keine Veränderung zu bemerken. Wir dachten an Schwester Maria, die dort sein mußte. Sie starb damals. Vor uns lag Narmeln mit der einzigen Wanderdüne der Frischen Nehrung. Eine Straße führte hinüber; links verlief eine andere, wegen Unsicherheit verlassene Straße. Auf ihr sah man in das Eis eingesunkene Autos, Bauernwagen, tote Pferde, ab und zu auch menschliche Leichen! Auf Wunsch meiner Schwägerin beteten wir unterwegs. Einmal schossen die Russen von Tolkemit herüber. Wir wandten uns Neukrug zu, das nun Lagerplatz für unzählige Flüchtlinge war. Sie kochten im Freien auf Feuere ihre Suppen. Wir zogen weiter - fast hätte ich im Getümmel die Meinen verloren. Durch Frl. Reimann (Mehlsack) fanden wir



Flucht über das Eis



Unterstände und in einem richteten wir uns für die Nacht ein. Als Schwägerin Anna und ich auf der Suche nach Eßbarem unseren Unterstand nicht mehr fanden, mußten wir uns notdürftig woanders hineinquetschen - sehr unbequem. Am Morgen sahen wir, daß unsere Unterkunft ganz in der Nähe war. Von einer Feldküche erhielten wir einen warmen Trunk. Dann ging es weiter, und wir kamen nach Kahlberg. Mit einer Wormditter Katharinenschwester gingen wir in das Heim St. Catharina. Dort erhielten wir ein Zimmer mit mehreren Betten. Es gab Verpflegung, und wir legten einen Ruhetag ein. Leider war Kahlberg stark verschmutzt. Hier waren auch Mehlsacker mit dem Bürgermeister. Ich hätte mich ihm anschließen sollen, aber ich mochte nicht. Donnerstag früh wanderten wir weiter über das Haffeis, bis zum Südufer. Bis Stutthof waren es noch 4 km. Da kam mit einem Lkw Sanitätsunteroffizier Bernhard Rosenberg angefahren, bis zuletzt in Mehlsack gewesen. Mit ihm fuhren wir bis Stutthof. Im KZ - jetzt geräumt - starb der ermländische Priester Ernst Karbaum (+18.12.1940). Vor ein paar Tagen war Bischof Kaller mit Gestapo-Begleitung hier. Jetzt lagen viele Flüchtlinge im Stroh. Auch wir suchten uns ein Plätzchen. Der alte Mann neben uns war am nächsten Morgen tot. Wir zogen weiter. Ein riesiges omnibusähnliches Fahrzeug nahm uns ein Stück mit. An einem Weichselarm stiegen wir in einen Dampfer und am Abend am Krantor in Danzig wieder aus (16.02.45). Schwester und Schwägerin fanden in einem Kino ein Notquartier, während ich im Pfarrhaus der Kgl. Kapelle (bei der Marienkirche) aufgenommen wurde. Dort traf ich Pfarrer Albert Gerra aus Peterswalde Kr. Braunsberg. Anderntags durften auch die beiden Frauen übersiedeln.

Am 18.02. ging ich nach Oliva und fand dort Bischof Kaller krank zu Bett liegend. Er betonte, von der Gestapo zur Flucht aus Frauenburg gezwungen worden zu sein. Eine Graue Schwester des Bernardusstiftes, welche den Bischof pflegte, bot uns Unterkunft an. So zogen wir drei nach Oliva. Ich zelebrierte in der Hauskapelle zweimal, dann wurde ich krank. Das rechte Knie war stark angeschwollen, eitrig; ich hatte 40° Fieber. Der mit viel Mühe herbeigeholte Arzt verfügte die Überführung in das St. Marienkrankenhaus. Ich sah dort Pfarrer Johannes Wien aus Schalmey, Erzpriester Bernhard Gischarowski von St. Katharina in Braunsberg, Pater Franz Hettwer SVD, Mehlsack und die beiden Bischöfe von Ermland und Danzig. Sie standen auch vor meinem Bett und erteilten mir den bischöflichen Segen. Bischof Kaller wollte meinen Nef-

fen, Pfarrer Josef Kraft, Rosenberg als Begleiter mitnehmen, doch dieser hatte seine Verwandten gefunden und blieb hier. Bischof Klett blieb in Danzig und wurde später von den Polen viele Jahre lang ins Gefängnis gesperrt. Im Krankenhaus wurde ich gut gepflegt und verpflegt. Am nächsten Tag operierte mich Dr. Neukirch. Ich blieb einige Wochen im Krankenhaus, das Bein in einer Schiene. Schwester Grete Kraft und Schwägerin Anna Mattern besuchten mich. Bald fielen russische Granaten auf die Stadt. Eine Krankenschwester verlor dabei ihr Leben. Am 09.03. gab es Fliegeralarm am Tage und auch abends wieder. Es war der erste große Luftangriff. Wir verblieben auf unseren Stationen. Angst vor dem Tode hatte ich nicht, doch es machte mich bang, evtl. verwundet oder verschüttet zu werden. Jetzt gibt es fast jeden Tag Luftangriffe, auch das Artillerief Feuer wird heftiger. Schließlich zogen wir für dauernd in den Luftschutzkeller. So saßen wir ungefähr eine Woche lang. Sobald ein Angriff begann, wurde gebetet. Liebe ist die Kraft der Frau, aber auch an Mut zeigten sie sich den Männern überlegen. Das Allerheiligste war in den zweiten Luftschutzkeller gebracht worden, wo Priester saßen. Von Kuratus Dr. Ernst Borchert wurde die hl. Messe gelesen und die hl. Kommunion ausgeteilt, zuletzt am Gründonnerstag. Am Vormittag hörten wir Geschrei von Russen: "Soldaten?" "Nein" antworteten die Schwestern. Ein Offizier ließ durch einen Dolmetscher verkünden, daß jede Feindseligkeit sofort mit dem Tode bestraft werde. Dann kam wieder ein Russe, hielt uns die Schandtaten der Deutschen vor und meinte, daß sich sein Volk besser benehmen würde gegenüber Zivilisten. Einige Male kamen Soldaten und verlangten "Uri". Noch hatte ich meine goldene Uhr, die mir 1912 geschenkt worden war (damaliger Preis 250 Mark). Ich hatte keine Aussicht, sie zu retten. Da verlangte wieder ein Russe eine Uhr; keiner hatte mehr eine. Da übergab ich meine goldene Uhr. Überrascht drehte er sie hin und her und suchte das Zifferblatt, es war eine Kapseluhr. - Bald darauf sollten wir innerhalb von 10 Minuten den Keller verlassen; dies geschah in 2 Minuten. Ein Offizier will mein Alter wissen (61), und dann mußte ich mich einer Gruppe Männer zugesellen. Schließlich hieß es "Pascholl" - irgendwohin in die Gefangenschaft. Mit meinem lahmen Knie kam ich nicht mit, blieb zurück. Der Soldat am Ende des Zuges sagte darauf: "Nach Haus!" Also kehrte ich um und ins Krankenhaus zurück. Wieder war ich mit Gottes Hilfe einer großen Gefahr entronnen.

Abends mußten alle in den großen Saal des Altersheimes. Dann kamen Russen, geplagt von der tierischen Sucht nach Weibern. Die Frauen hängten sich ineinander ein und schrien. Als die Russen nichts ausrichteten, ließ ein Leutnant uns alle den Saal verlassen. An der Tür standen Russen und hielten die ihnen gefallenden Frauen zurück. Die Oberin zeichnete ihnen ein Kreuz auf die Stirne und mußte sie den Wüstlingen überlassen. In der Nacht hörten wir viele Hilfeschreie. Im Schein des gegenüberliegenden brennenden Hauses zog ich mich mit 8 Personen in ein Zimmer eine Etage höher zurück. Traurig saßen wir dort zusammen bis der nächste Tag anbrach. Wieder kam ein Russe und wollte eine junge Frau entführen. Sie drückte ihr Kindlein an sich und schrie: "Nein!" Ich stellte mich wortlos daneben (was ich später öfter machte). Der Russe genierte sich und ließ ab. Wieder mußten alle Flüchtlinge das Krankenhaus verlassen. Ich aber blieb! Wenn ich Hunger und Durst verspürte, ging ich in die Klausur und bekam dann etwas Brot und Kaffee. Jetzt kam auch Prof. Dr. Rink, ein Priester, zu mir. Die Russen hatten ihm sein Haus angesteckt - nur so. Es waren auch Katharinerinnen aus Braunsberg hier; von den meist alten Schwestern, die in bitterster Not lebten, sind in wenigen Wochen an die 20 gestorben. Übrigens wurden von den in Heilsberg und Rastenburg zurückgebliebenen Schwestern je drei erschossen, andere nach Rußland verschleppt. In Danzig wurden sie vielfach vergewaltigt. In einem Nachbarhaus wurde einer Frau der Leib aufgeschlitzt. Sie wurde im Vorgarten ihres Hauses begraben. Überhaupt dienten die Vorgärten allgemein als Begräbnisstätten. Die Sterblichkeit war in diesen Tagen ungeheuer. Propst Paul Lunkwitz aus Crossen (+ 29.03.1945) erhielt einen Schuß und mußte sterbend zusehen, wie seine 62jährige Schwester vergewaltigt wurde. Viele starben auch an Hunger, Erschöpfung oder Selbstmord (Gift nehmen, sich die Adern öffnen oder ins Wasser gehen). Es war eine rechte Selbstmordwelle, die Katholiken aber weniger betraf.

Etwas Allgemeines zu den Vergewaltigungen: Etwa 80 - 90 % aller Frauen, die dafür in Frage kamen, haben sie erlitten, die meisten unzählige Male, mehrmals in der Nacht, auch alte Frauen oder Mädchen ab etwa 12 Jahren. So kam der Ostertag. Den Schwestern waren wir als unnütze Esser längst lästig. Jetzt aber kamen wieder Russen und nahmen sich von unserer Habe, was sie wollten. Auf Geheiß der Oberin zogen wir in ein anderes Haus mit 7 Personen; es war die Wohnung der Assistenzärzte.

Betten waren vorhanden und wir richteten uns ein. Ich schlief an der Türe, die aus angelegten Brettern bestand. In dieser Nacht erhielten wir keinen Besuch. Zu essen bekam ich immer wieder von guten Menschen. Ich ging auch ins Kinderheim und hackte dort Holz.

Als die Russen genug geplündert hatten, fanden sich nach etwa 14 Tage die Polen ein. Als Waffe hatten sie vielfach Klopfspeitschen bei sich, um die bösen Deutschen zur Arbeit zu pressen. Bald hatten sie sich Gewehre besorgt. Die Deutschen dachten nur daran, wie sie ihren Hunger stillen konnten. Wasser holte man aus Pumpen; die Kanalisation funktionierte noch. Nach russischen Bekanntmachungen sollte jetzt jeder seiner gewohnten bürgerlichen Beschäftigung nachgehen. Es war auch aufgezählt, was man bei Todesstrafe nicht besitzen durfte: Waffen, Radioapparate, Schreibmaschinen u.a. Dann wieder sollten sich alle bei der Kommandantur melden und Ausweise abholen. Als wir stundenlang angestanden hatten, kam ein Russe und suchte sich Leute zur Zwangsarbeit aus. Es waren Pferde zu begraben.

Als die Polen gekommen waren, konnte in der Krankenhauskapelle wieder regelmäßig die hl. Messe gelesen werden und im Mai Maiandachten gehalten. Auch ich konnte wieder zelebrieren. Schwierig war es mit Meßwein; ein paar Tropfen mußten genügen. Am 19.07.45 starb auch Pater Antonius Wessendorf SJ (von 1939-1945 in Königsberg). Die Polen plünderten anders als die Russen. Sie kamen mit nichts und trugen bald zusammen, was sie brauchten. Mit Gewehren zogen Patrouillen von Haus zu Haus, um Arbeiter zu holen. In der Nähe von Danzig wurde noch gekämpft. Am 1. Mai war großes Besäufnis der Russen. Als ich am 2. Mai an der Wasserpumpe anstand, waren auf einmal alle geflohen. Ein betrunkenener Russe kommt mit vorgehaltenem Gewehr auf mich zu. Er zeigt auf die Kanne; ich reiche sie ihm und er trinkt wie ein Pferd und dankt militärisch grüßend.

Die Ernährungslage der Deutschen wurde furchtbar, viele verhungerten, denn auch für Geld war nichts zu haben. Dafür gab es Gerüchte aller Art. Meine nach Danzig geflohenen Verwandten hatten die "Befreiung" überstanden. Die Kapitulation der deutschen Truppen wurde von den Russen mit allerhand "Feuerwerk" gefeiert. Am 11. Mai sahen wir durchziehende deutsche Soldaten, waffenlos, nur von wenigen russischen Reitern bewacht, - unbesiegt. Sie zogen ostwärts in die Sklaverei. Unter ihnen war

auch mein Neffe Franz; zu Weihnachten 1949 ist er "heimgekommen". Die Soldaten gaben von ihren Lebensmitteln an die hungernde Bevölkerung ab. So konnte ich mich kräftigen und wieder daran denken, nach Mehlsack zurückzuwandern. Zuvor ging ich nach meinen Verwandten sehen. Meine Schwägerin Anna war bereits nach Braunsberg zurückgegangen. Ich wollte die Mehlsacker Katharinschwwestern mitnehmen, doch sie hatten zuviel unter den Russen zu leiden gehabt und wollten nicht, zumal auch Schw. Oberin Eucheria an Flecktyphus verstorben war. Durch eine Frau, die nach Mehlsack zurückging, ließ ich Grüße bestellen und meine Ankunft ankündigen. Erzpriester Gischarowski sollte bereits in Braunsberg sein (bis 24.09.45), ebenso Dr. Franz Stoll in Wormditt. Von dem Zustand meiner Heimat hatte ich keine rechte Vorstellung. Am Bahnhof saß eine Frau. Ich hörte, sie sitze dort schon den 3. Tag, habe nichts zu essen und erwarte den Tod. Von der poln. Eisenbahndirektion erhielt ich eine Eisenbahn-Freikarte. Es hieß, daß ich in Dirschau über die Brücke gehen solle, um dann in den Zug nach Königsberg einzusteigen; in Ostpreußen verkehrten sämtliche Züge! Das stimmte natürlich nicht. Ich nahm Abschied von allen mir bekannten Personen und verließ um 4 Uhr morgens still und allein den Ort, an dem ich 4 Monate überstanden hatte. Viele Leute warteten am Bahnsteig auf den Zug. Als er endlich kam, gelangte ich mit meinem lahmen Knie nur mit Mühe in den Güterwagen hinein. In dem Wagen war ein solches Gedränge, daß ich kaum stehen konnte. Die Hälfte meiner wenigen Wäsche wurde mir hier gestohlen. Es war die abscheulichste Reise, die ich je erlebt habe. In Dirschau war von der Brücke nichts zu sehen; dafür fuhr eine Fähre von einem Ufer zum anderen. Das Fahrgeld betrug 10 Zloty, und wer die nicht hatte, bezahlte in "Sachwerten". Am andern Weichselufer bemerkte ich Domherr Franz Pingel, der seinem Pfarrort Marienburg zustrebte. Gern schloß ich mich ihm an. Unterwegs holten wir Kaufmann Blessmann aus Braunsberg ein.

Am Nachmittag kamen wir in Marienburg an. Die Stadt war ziemlich zerstört, die kath. Kirche neben der Burg nicht mehr vorhanden. Nach langem Warten im Bahnhof zeigte sich am anderen Tage (08.06.) ein Zug, der mit Eisenbahnschienen beladen war. Viele heimkehrende Flüchtlinge setzten sich auf diesen Zug, ich auch. Wir fuhren durch den strahlenden Junitag. Es ging durch das zerstörte Elbing nach Schlobitten. Hier begann die breitere Schienenspur der Russen und Kriegsgefangene

luden die Zugladung um. Bald ging es weiter. Als der Zug in Mühlhausen nicht hielt, erschrak ich. Weiter ging es durch Braunsberg, Heiligenbeil bis Wolitnick, wo ein Zug vorbeigelassen werden mußte. Ich kletterte schnell vom Wagen herunter, und der Zug fuhr weiter. Es war Mitternacht. Der Stationsvorsteher hielt mich für harmlos und zeigte mir sogar den einzuschlagenden Weg. Überall war das Feld mit den Hinterlassenschaften der blutigen Kämpfe um den Brückenkopf Braunsberg-Heiligenbeil übersät, zerstörte Panzer, Kanonen usw. Stundenlang ging ich durch diese unvergeßliche Gegend. Hier hatten die Soldaten der 4. deutschen Armee ihren letzten Kampf gekämpft. Im Dorf Kahlholz fand ich heimgekehrte Deutsche. Ich wanderte weiter und erkannte die Burggrüne Balga. Bei Gr. Hoppenbruch mußten deutsche Kriegsgefangene fronen.

Am Eingang zur Stadt Heiligenbeil stand ein russischer Soldat als "Verkehrspolizist", der aus Langerweile sang. Der brachte mir etwas Wasser. Die Stadt war gründlich zerstört. Da Pfarrer Westphal hier sein sollte, wollte ich ihn besuchen. Kirche und Pfarrhaus waren noch ganz gut erhalten. Westphal war im Krankenhaus, und ich fand ihn dort, spindeldürr, elend und schwach, seine Haushälterin nach Rußland verschleppt. Er kleidete sich an, und wir gingen zusammen ins Pfarrhaus. Westphal war in Lumpen gekleidet, die er sich aus dem Schutt herausgesucht hatte. Unvergeßlich wird mir seine Meßfeier sein. Auf dem Tisch in seinem Arbeitszimmer richtete er alles zurecht. Als Kelch diente ein kleines Schnapsgläschen, ein Schott mußte das Meßbuch ersetzen. In seinen Lumpen feierte er das hl. Opfer. Die Gemeinde bestand aus 6 Menschen. Gott hat diese Opfer wohl angenommen wie das Opfer Abels. Am nächsten Morgen gingen bzw. fuhren wir beide nach Braunsberg, das auch fast ganz zerstört war. Erzpriester Gischarowski gab Westphal und mir je einen Kriegselch, wovon er einen kleinen Vorrat hatte. Ich erfuhr, daß mein Bruder Paul in Bludau lebe, die Schwester Maria in Frauenburg gestorben und meine Schwägerin Anna in Braunsberg sei. Leider konnte ich sie nicht finden, da sie irgendwo arbeiten mußte, und hier in Braunsberg ist sie am 25.10.45 an Entkräftung und Typhus gestorben. Ich hätte sie gern nach Mehlsack mitgenommen, wo sie diese schlimme Zeit wohl überlebt hätte.

So wanderte ich zuerst nach Frauenburg, welches auch arg mitgenommen war, die Pfarrkirche vernichtet. Bei Pfarrer Arthur Ziegler bekam ich ein

erfreuliches Abendbrot und suchte dann Domherr Heyduschka auf. Er erzählte vom Ende der Domherren, besonders dem des Domherrn Switalski, den ein Russe erschöß. Allein wanderte ich weiter in Richtung Bludau. Ein Russe kam mit einem Ackerwagen angefahren; er nahm mich mit. Und so gelangte ich unbehelligt durch alle Russenansammlungen hindurch. So ein kleiner Soldatenjux ist schon manchem zum Verhängnis geworden. Als wir uns Bludau näherten, erkannten mich deutsche Leute, grüßten und lächelten. Der Russe lächelte mit. Kurz vor Bludau bog der Wagen ab, und ich ging zu Fuß weiter. Bludau war verwüstet, wenige Menschen darin und das Pfarrhaus ausgeplündert. Mein Bruder Paul wohnte im kleinen Schmiedehaus mit Leuten zusammen, die ihn betreuten. Seine Wirtin, Frl. Ehlert, mußte in der Gegend von Marienwerder arbeiten. Am nächsten Morgen begleitete mich mein Bruder, dem die Russen übel mitgespielt hatten, in Richtung Kurau. Über Ebersbach gelangte ich nach Borchertsdorf, wo ich die Passarge überschritt auf den Resten der zerstörten Brücke. Bei Plaßwisch "tauschte" ein Russe mein Jackett gegen eine üble, schmierige Jacke.

Ich wanderte weiter und schließlich war ich in Mehlsack (13.06.45 gegen 15 Uhr, dem Fest des hl. Antonius). Freudig begrüßten mich die Mehlsacker. Die Kirche war für mich schon saubergemacht. Man wies mich zur Bürgermeisterei im Anhut'schen Hause. Die Jacke warf ich sofort weg und zog es vor, künftig hemdsärmelig mit einem grünen Pullover einherzugehen. Bürgermeister war ein Herr Stange, der einige Monate wegen unvorsichtiger Äußerungen im Nazigefängnis gesessen hatte, noch von den Russen eingesetzt. Der eigentliche Machthaber war der russische Dolmetscher. Eine Woche wohnte ich bei Frau Neidhardt, die leider nach einigen Monaten starb. Am Tage meiner Ankunft brachten gute Menschen mir Betten und Speisen. Auch Frau N. mußte für die Russen -wie andere auch- arbeiten und Beutegut verladen, welches aus den Häusern herausgeholt worden war. Anschließend steckten die Russen die Gebäude in Brand. Auch die deutschen Männer mußten Zwangsarbeit leisten. Ich selbst galt als Arbeiter der Seelsorge und erhielt pro Tag 400 g Mehl. Wer nicht arbeitete 200 g. Nach einer Woche wies mir Stange eine Wohnung im Hause von Frau Weng über dem Radigschen Uhlraden zu. Das Haus war durch Granaten ziemlich demoliert. Hier lebte ich bis Februar 1946. Mich betreute die Kriegerwitwe Hennig und besonders Frau Klaffke, die, wie ich meine, mir das Leben gerettet hat. Im Hause wohn-

ten noch Mädchen, denen nachts die Russen nachstellten. Auf der einen Seite der Walsch lebten die Deutschen, auf der anderen Seite die Russen. Es mögen etwa 50 Menschen gewesen sein, welche Mehlsack bei der Räumung nicht verlassen haben, meist wegen kranker oder alter Angehöriger. Die wenigsten davon haben überlebt. Manche wurden umgebracht oder verschleppt, andere verhungerten oder starben an Krankheiten. Kirchenvorstandsmitglied und Ordner Schacht wurde verschleppt und mußte seine Frau hilflos zurücklassen. Bauer Schlesiger wurde erschossen. Seine Frau flüchtete ins Walschtal und wurde ein Jahr später als Leiche gefunden. In der Zeit meiner Rückkehr waren täglich ca. 3 Begräbnisse. 1945 starb von den Einwohnern Mehlsacks über ein Drittel. Ich war Mittwoch in Mehlsack angekommen und hielt schon am Sonntag Gemeindegottesdienst am Marienaltar der Pfarrkirche. Das Dach war undicht, die Fensterscheiben entzwei, die Altäre geplündert. Die Krippe stand noch auf dem Marienaltar, wenn auch ohne Figuren. Schneider Festtag verhalf mir zu einer Art Altarkleidung. Aus dem Krankenhausschutt hatten wir ein schwarzes Meßgewand und Manipel, auch einen Chorrock herausgesucht. Meßwein konnte Frl. Lilienthal aus Engelswalde spenden und Frl. Austen fertigte Hostien an. Ich begann sofort mit dem Religionsunterricht. Die Kinder waren nie unartig. Still, müde und schwach saßen sie da. Es waren ca. 500 Mehlsacker da, aber es war ein Kommen, Gehen und Sterben. Manche kamen aus Danzig, aus Königsberg, Samland oder Pommern. Die Familie Bäcker Klein gar aus Hamburg! Alle hofften, sich in der Heimat wieder einrichten zu können. Ab Juli hörte die Zuwanderung auf. Das ganze Land war gründlich ausgeraubt: es gab kein Vieh, kein Pferd, kein Geflügel, keine Bienen. Die letzten Hunde wurden verzehrt. In manchen Kellern fanden sich noch Kartoffeln. Wenn Viehherden, von deutschen Mädchen getrieben, auf einer Wiese Rast machten, stürzte alles, was melken konnte, hinzu, um etwas Milch zu ergattern. Aber leider wurden viele Menschen immer schwächer und starben. In einem Häuschen in Engelswalde habe ich alle acht Einwohner begraben. Selbstmord gab es aber nicht. Die Kraft des kath. Glaubens bewährte sich da wieder. Einmal kam ein ganzes russisches Regiment, besetzte die Ausgänge der Stadt und durchsuchte mehrmals jede Wohnung. Suchten sie Deserteure oder entlaufene Kriegsgefangene? Ende Sommer 1945 wurden die Russen seltener und auch die Kommandantur zog ab. Es blieben aber noch einige Erntekommandos. Als ich mich Ostern 1946 während der hl. Messe in der überfüllen Jakobikirche zum "Orate fratres"

umdrehte, sah ich einen zigarettenrauchenden Russen mit Karabiner stehen.

Die Polen übernahmen in Mehlsack am 15.08.1945 "die Macht". Es war Miliz in Zivil, mit Gewehren bewaffnet. Auch sie "suchten" überall nach nützlichen Dingen, welche die Russen verschmätzt hatten. Letztere hatten in der Kirche sogar das Altarglöcklein mitgenommen. Noch im Juni hatten sie die Eisenbahnbrücke gesprengt und die Layßer Orgel zerstört. Dennoch schleppten die Polen zusammen, was möglich war, und machten ihre Schiebergeschäfte damit, denn sie hatten einen enormen Branntweinbedarf.

Der neue polnische Bürgermeister war kein übler Mensch, doch mit seinem Gehalt konnte er seinen Schnapsdurst nicht löschen; so verschaffte er sich auf unredliche Art Geld. Schließlich konnte er im Braunsberger Gefängnis seine Kollegen aus Wormditt und Frauenburg begrüßen, die es ebenso gemacht hatten. Was die Polen an Schnaps konsumierten, ging auf keine "Kuhhaut". Selbst der Saat-Roggen wurde zu Alkohol gebrannt. Noch nie habe ich soviel Betrunkene gesehen wie Weihnachten 1945 und danach. Der erste Kommandant war abgelöst worden und hatte mehrere würdige Nachfolger. Dann wurde ein 19jähriger Kommandant, der gerecht war. Wenn "Zappzarappmacher" kamen, stellte ich mich neben sie, dann genierten sie sich und verschwanden. Ich war in Sonnwalde tätig, habe auch in den Kirchen von Plauten und Lichtenau Gottesdienst gehalten. Die Beteiligung der deutschen Katholiken war immer sehr gut. Sie nahmen oft Wege bis zu 20 km in Kauf. Am 02.09.1945 wurden in der Pfarrkirche zu Mehlsack 29 Kinder aus Mehlsack und Layß zur 1. hl. Kommunion angenommen, am 21.07.1946 weitere 24 in der Jakobikirche, am 25.08.46 ebenda 14 Kinder aus Plauten.

Im November 1945 wagten wir endlich, unseren Schatz zu heben. Als im Januar 1945 der Hotelier Behrendt beerdigt wurde (durch die Roratebrüder), setzten wir eine Kiste ins Grab hinein mit allerlei Wertstücken, darunter die 1 m hohe, künstlerisch und historisch wertvolle Monstranz aus dem Jahr 1670. Einen halben Tag suchten Becker und Kuhn, bis sie unter den vielen umgewühlten Hügeln das Grab und den Schatz fanden: die Monstranz, einige Kelche, Meßwein, Kerzen usw. Der in Heistern versteckte Kirchenschatz von St. Adalbert war jedoch entdeckt worden, doch gelang es Frau Krüger und Herrn Wein, die Herausgabe von einer

"fremden Frau" zu erwirken. Die Polen bekamen Wind davon, und ich wurde vernommen. Der arme Bauer Wein aber wurde 8 Tage in Braunsberg eingesperrt und wie üblich verprügelt. Den beschlagnahmten Schatz bekam St. Adalbert zurück.

Am 20.06.1946 übernahm Pater Kosnik die Seelsorge der Polen. Mehlsack, von den Polen Monkoworg, dann Wewno und schließlich Pieniezno genannt, erlebte 1945 eine riesige Fliegenplage und 1946 eine ungeheure Mäuseplage. Die Polen sperrten einige angebliche Nazis ins Gefängnis (Haus Ruhнау) und mißhandelten sie schändlichst. Nach "Sachbehandlung" in Braunsberg waren (außer Stellmacher Braun) bald alle tot: Rubel, Sommer, Tannenberg und Stange. Die Miliz unterhielt auf den Landstraßen Posten, die wie Wegelagerer die Deutschen ausraubte. In Heinrikau zogen räuberische Polen den Deutschen die Kleider aus.

Am 03.11.46 kam auch für mich der Ausreisebefehl. Am nächsten Tag ging es fort. Vorher noch ein letzter Blick auf das Ruinenfeld, mit Sträuchern überwachsen: meine Geburtsstadt war ein großer Friedhof geworden. Im Bewußtsein erfüllter Pflicht konnte ich meine Heimat verlassen - meine Pfarrgemeinde gab es hier nicht mehr. Mit Pferdewagen kamen wir bei Dunkelheit in Braunsberg an, unterwegs mal wieder ausgeplündert. Im "Neuen Kloster" traf ich meinen Bruder Paul, den letzten deutschen Priester des Dekanats Braunsberg - und ich war der letzte des Dekanats Mehlsack. Man hatte ihn und seine Wirtin fürchterlich geschlagen, ihm alle Schande angetan, er hat alles erlitten, was Jesus Christus erlitten hat, nur daß er nicht gekreuzigt wurde. Am 05.11.46 (Dienstag) wurden wir erneut ausgeplündert, auch am Mittwoch. Ich verlor etwa 1.600 RM, eine vergoldete Patene und den Gehpelz, den ich solange gerettet hatte. Während mein Bruder nur Lumpen anhatte, besaß ich noch eine Pelzmütze, einen Sommerüberzieher, eine zwei Jahre täglich getragene Hose, eine schlechte Jacke und Schuhe von 2 Paaren, die zu groß waren. - Abends (06.11.46) stiegen wir in den Zug, richteten uns im Viehwagen "häuslich" ein und aßen, was wir mitgebracht hatten. Der Zug, der uns aus der geliebten Heimat fortbrachte, fuhr über Thorn, Posen, gelangte schließlich nach Kohlfurth. Ein polnisches Zugbegleit-Kommando ließ unterwegs einmal Brot verteilen. Sicher wurde von dem, was man uns geben sollte, einiges beiseite gebracht.

In Kohlfurth blieben wir 2 Tage ohne Essen, mußten das polnische Geld abgeben und mehr. Erst am 3. Tag verließen wir den polnischen Machtbereich bei Wehrkirch. Wir kamen in das Lager Hoyerswerder-Elsterhorst (SBZ). Die Aufnahme war schlecht. Als "Transportführer" sagte ich dem Lagerführer, er möge den Leuten etwas zu essen besorgen und nicht nur mit Läusepulver füttern. Wir waren etwa 1.650 Menschen aus den Kreisen Braunsberg und Heiligenbeil. Vier Wochen mußten wir im Lager bleiben. In der Baracke, in der ich "Barackenältester" war, starben von 50 Bewohnern sechs!

Am 09.12.1946 brachte uns ein Flüchtlingszug weiter nach Leipzig, wo ich im St. Elisabeth-Krankenhaus für vier Wochen Aufnahme fand.

Anmerkung:

Erzpriester Mattern übernahm dann eine Diaspora-Seelsorgestelle in Neumühle. Ab Juli 1952 war er bis zu seinem Tode Hausgeistlicher in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

Es war ein Land, wie liebten dieses Land,
Aber Grauen sank drüber wie Dünensand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur
Ist die Fährte von Mensch und Kreatur.
Sie erstarrten im Schnee, sie verglühten im Brand,
Sie verdarben elend in Feindesland,
Sie liegen tief auf der Ostsee Grund,
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß,
Und wir Letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbstlaub im Wind,
Valer, Du weißt, wie einsam wir sind!

(Aus "Es war ein Land" von Agnes Miegel)

Meine Weihnachtsgeschichte

Wir waren nicht geflüchtet wie die meisten Leute aus unserem Dorf, im Gegenteil, unseren Eltern gelang es sogar, noch Mutters Schwester mit Familie aus Altwartenburg, die auf der Flucht waren, zu überreden, bei uns zu bleiben.

Die Front kam immer näher, wir spürten eine unheimliche Ruhe trotz des Getöses der Stalinorgeln und Flakgeschosse in der Ferne. Die Soldaten zogen sich zurück und gaben den Rat, uns in Sicherheit zu bringen.

Plötzlich war Ruhe, eine unheimliche Ruhe, und nachdem die Spannung zum Bersten war, wurde die Kellertür aufgerissen und wir hörten nur Uri, Uri und Soldati?

Am nächsten Morgen wurden meine Eltern, der Onkel und die Russin abgeführt. Unsere Großmutter, damals 72 Jahre alt, sollte uns drei Kinder versorgen. Wir ahnten auch nicht, wohin die Erwachsenen gebracht wurden, und wir liefen umher, um die Eltern zu suchen.

Mein Bruder Ulrich sah beim Schulhaus unsere Mutter aus dem Dachfenster schauen. Sie sagte: "Hol' die anderen und kommt her zur Tür!"

Wir standen dann da an der Schule, und unsere Mutter fand einen russischen Kommandanten, der Mitleid mit uns hatte, und er sagte: "Frau geh!" So haben wir unsere Mutter wiederbekommen (meine Brüder waren knapp 10 und ich 12 Jahre alt.)

Im Turmgebälk unserer Kirche fanden wir Wachsreste, und so haben wir daraus Kerzen gezogen und kleine Lichter gemacht. Die Zeit verging mit den täglichen Ängsten und Sorgen um ein Stückchen Brot oder einen Teller Suppe. Bis heute ist es für mich noch ein Wunder, daß wir überlebt haben und nicht weiter krank wurden.

Der Winter kam, Weihnachten rückte immer näher, wir haben eifrig Kerzen gemacht, und ich weiß es heute noch, so etwas wie Weihnachtsfreude kam auch auf. Heilig Abend war da, wir saßen alle zusammen, hatten die Fenster abgedichtet, die Kerzen angezündet und Weihnachtslieder gesungen.

Auf einmal klopft es ziemlich heftig an der Tür. Wir erschrecken alle sehr, Mutter faßt sich ein Herz und ging öffnen. Draußen standen zwei Männer, sie wären Deutsche und baten um Einlaß. Mutter glaubte ihnen und bat sie herein, wo 11 Menschen hausten, da war auch noch Platz für zwei arme Obdachlose. Und als die zwei hereinkamen und der zweite an Mutter vorbeiging, gab er ihr einen kleinen Stups und Mutter dachte: Jesus, Maria und Josef, das sind ja doch Vagabunden !

Nun standen die Männer in der halbdunklen Stube, wurden von uns Kindern bestaunt, und einer der Männer sagte: "Na, erkennt mich denn hier keiner?" - Es war unser Vater!

Gertraud Heyn geb. Schrade, Lichtenau

Hoffnung

Tot liegt Erde im Winterkleid,
umgeben von Kälte und Nacht.
Wir hoffen, daß in kurzer Zeit
im Frühling sie erwacht.

Sorge des Lebens verdeckt manchmal
der Sonne des Glücks das Licht,
doch tröstend schon ein Hoffnungsstrahl
die Finsternis durchbricht.

Manch Hoffen wohl in nichts zerrann,
doch leichter trägt den Schmerz,
wenn's auch zu wanken schon begann,
das hoffnungsstarke Herz.

Ein Funke Hoffnung gab zurück
so manchem schon das Leben,
bevor er noch im Augenblick
sich selbst schon aufgegeben.

Wenn täglich steigt die Sonne wieder,
weicht jedesmal die Nacht zum Licht,
spricht frohe Hoffnung immer wieder:
"O Menschenherz, verzage nicht!"

Josef Kluth



Die Flucht: grausam für Mensch und Tier



Im Schatten des Kreuzes

Gang in die Gefangenschaft im Jahre 1945

O heil'ges Kreuz, du birgst in dir
soviel Mühsal, Schmerz und Plage,
und doch bist du der einz'ge Trost
in dem Dunkel dieser Tage;

nun schenke uns auch deine Kraft,
den dornenvollen Weg zu gehn.
Ein schlichtes Kreuzlein soll dereinst
auf unserm Grabeshügel stehn.

Du sagst, mein Freund,
du glaubst nicht dran,
daß die Not nur Schicksal sei,
an deinem Leid wirst du zerbrechen,
am Kreuze kommst du nicht vorbei.

"Und wanderst du von Pol zu Pole,
und ziehest du von Meer zu Meer,
durchquerst am Stabe alle Breiten,
dein armes Herz bleibt kalt und leer." (Zitat)

Ich kann dir aus Erfahrung sagen,
denn einstens irrt' auch ich wie du,
nur in des Kreuzesstammes Schatten
zieht in die Seele Trost und Ruh!

Josef Kluth

Flucht mit Internierung Braunsberg - Kopenhagen

Am 24.01.1945, einem kalten, sonnigen Mittwoch, begann unsere Flucht. Wir gingen erst nach Rosenort bei Klenau. Meine Eltern meinten, daß man auf dem Land sicherer ist, und so wollten wir bei Familie Wiechert solange bleiben, bis der Krieg, d.h. die Russen, Braunsberg überrollt hatten. Mein Vater brachte mit 7 Autofahrten wenigstens für uns alle die Betten, Wäsche und Anzihsachen dorthin. Bis auf meine Mutter mußten wir alle zu Fuß gehen. Renate (eine Bekannte), Eva (meine Schwester), und ich zogen mit dem bepackten Rodelschlitten los. An der Passarge entlang, das letzte Mal einen kurzen Blick in die Kreuzkirche, und schon ging es weiter. Wo die anderen Geschwister waren, weiß ich gar nicht, aber wir kannten ja alle unser Ziel, wo wir dann auch abends alle zusammen waren. In den kommenden Tagen war es ziemlich ruhig, so daß meine beiden Schwestern Luzie und Eva mit einer Hausgehilfin und unserem Zivil-Polen wieder nach Braunsberg zurückgingen. Als dann der erste Bombenangriff auf Braunsberg war, kamen sie fluchtartig nach Rosenort zurück.

In der Zwischenzeit waren schon vier Kompanien mit Soldaten auf dem Gutshof. Schwere Artillerie war ebenfalls angerückt. Ein Teil der Soldaten gingen zur Nacht raus und die anderen am Tag. Verpflegung gab es immer erst bei Dunkelheit, denn der Gutshof lag auf einer kleinen Anhöhe, und somit hatten wir dauernd Feindeinsicht. Im Inspektorenhaus war oben ein Scherenfernrohr, so daß man auf der Frauenburger Chaussee die Russen mit den Panjewagen sehen konnte.

Mittlerweile lagen wir nun schon in der Hauptkampflinie. Mal wurden unsere Soldaten ein Stück zurückgeschlagen, dann konnten sie wieder etwas zurückerobern. Eines Tages trat eine Kompanie an, um Auszeichnungen wie "Eiserne Kreuze" zu empfangen. Die Russen hatten das alles genau beobachtet und schossen mit der Ari rein. Traurige Bilanz: 4 Tote und einige Verletzte. Die toten Soldaten wurden im Park begraben. Bald waren durch den Beschuß auch die Elektrizitätsleitungen zerstört. Da nun auch die Selbst-Tränken der Tiere ausfielen, hörte man das ständige Brüllen der Viecher. Durch die ständige Feindeinsicht traute keiner vom Haffgraben Wasser zu holen. Die Pferde wurden einfach zu kriegsdienli-

chen Zwecken aus dem Stall geholt. Kurz darauf wurden dann auch 120 Stück Vieh abgetrieben.

Die Beschießung wurde immer schlimmer, und so traf es auch das Gutshaus, das dann bis auf die Kellerräume abbrannte. Dort unten waren sonst die Küche und Vorratsräume des Gutshauses. Nun wurde da unten der Hauptverbandsplatz eingerichtet. Arzt und Sanitäter waren da. Ich habe schwere Verwundungen mitgekriegt, wie auch eine Amputation. Das Bein - noch im Stiefel steckend - wurde einfach den Hühnern zum Fraß hingeschmissen.

Wir sahen die Flüchtlinge über das zugefrorene Haff in Richtung Kahlberg ziehen, die beschossen wurden. Deshalb blieben wir solange in Rosenort, bis wir eines Tages sahen, daß die Fahrinne von Eisbrechern durchbrochen war. Nun ging es nur noch auf dem Weg Braunsberg - Heiligenbeil - Rosenberg - Pillau aus dem Kessel raus. Am 02.03.1945 trieb uns die Militärpolizei von Rosenort fort. Wir gingen zum letzten Mal durch Braunsberg nach Heiligenbeil. Dort mußten wir einige Tage warten, weil durch starkes Treibeis kein Schiff von Rosenberg nach Pillau fahren konnte. Wir haben die Zeit in einem Blumenladen kampiert. Erst am 07.03.1945 war es dann soweit, und wir kamen auf einem Kohlenfrachter unter. Im Laderaum lagen nur verwundete Soldaten. Die Flüchtlinge mußten sich oben rund um die Reeling kauern. Nach ca. 4 Stunden Fahrt und mehreren schweren Luftangriffen landeten wir in Pillau. Wir fanden in einem ehemaligen Hotel für einige Tage Unterschlupf. Unsere Luzie hatte dann durch gutes Reden und viel Geschick bei einem Kapitän einen Platz zur Überfahrt nach Gotenhafen auf einem Eisbrecher erhalten. Wir waren immerhin zwei Familien, nämlich Familie Wiechert: Vater, Mutter und drei Kinder und wir: Vater, Mutter und 6 Kinder. Bei Windstärke "9" erreichten wir nach der Nachtfahrt endlich Gotenhafen. Luzie kannte sich hier etwas aus, denn sie hatte in der Torpedo-Versuchs-Anstalt gearbeitet, die jetzt als Notkrankenhaus eingerichtet waren. Mit Familie Wiechert bekamen wir dort Unterkunft. Jeden Tag gingen wir zur hl. Messe - trotz schwerem Beschuß - wo wir Fräulein Else Gausowski (Lehrerin an der Elisabeth-Schule) noch trafen. Wir hatten viel Hunger. Jeden Tag fragten wir im Krankenhaus nach übriggebliebenem, angebissenem Brot und bekamen auch ab und zu etwas. Wir sahen mal zufällig, wie ein Mann seine eingekellerten Möhren in die Mülltonne warf. Das war natürlich eine Eroberung für uns. Die Fliegerangriffe und Beschüsse

von See her wurden immer stärker. Wir erfuhren, daß demnächst ein großes Schiff wieder abfahren soll. So tigerten wir mit Sack und Pack zum Hafen, wo wir noch die ganze Nacht gewartet haben. Mit kleinen Schiffen wurden wir auf die offene See gefahren, wo wir dann auf die "Deutschland" umsteigen mußten, die dort auf Reede lag. Es sollen ca. 20.000 Flüchtlinge und verwundete Soldaten auf diesem Schiff gewesen sein. Dort gab es keine Verpflegung für uns, nur die Verwundeten wurden spärlich ernährt. Unsere Familie kampierte auf den Tauen des Schiffes. Durch die großen runden Öffnungen - wo die Taue ein- und ausge lassen wurden - hätte man sehr leicht durchfallen können. Es gab auf der "Deutschland" keine Treppe, wo nicht auf jeder Stufe ein Mensch kauerte. Vier tote Soldaten habe ich auf dieser Fahrt -halb zugedeckt- gesehen.

Karfreitag 1945 landeten wir glücklich im Hafen von Kopenhagen. Dort wurden wir auf die "Monte Rosa" verladen, die dort manövrierunfähig lag. Die "Deutschland" mußte wieder zurück, um weitere Flüchtlinge zu bergen. Nun waren wir wenigstens aus dem Hexenkessel. Viel zu essen gab es auch jetzt nicht, aber wenigstens keine Angriffe und Beschüsse mehr.

Unter den Verbänden der Soldaten kribbelten die Läuse und oben die Kopfläuse. Wir bekamen die dann auch bald zu spüren.

In Kopenhagen kamen wir mit 230 Personen in eine kleine Schule. In den Klassenräumen lagen gepreßte Strohballen mit Draht umwickelt. Mein Vater hatte zum Glück eine Zange in der Tasche, so daß man wenigstens an das Stroh rankam. Wir waren mit 21 Personen im Zimmer. Morgens und abends saßen wir alle und suchten die Sachen nach Kleiderläusen ab. Auf dem Kopf wimmelte es auch. Mit großer Freude sahen wir dann dem ersten Entlausungstrupp entgegen. Zum Glück half diese Tortur. Anfangs standen noch deutsche Männer am Tor der Schule. Das Essen wurde angeliefert, woher weiß ich nicht. Aber bis dahin war ja noch alles unter deutscher Besatzung.

Nach dem 07. Mai 1945 wurde eben alles anders. Bewaffnete "Freiheitskämpfer" standen vor der Schule und "beschützten" uns. Vor wem? Wir waren doch nur Frauen, Kinder und alte, kranke Männer. Später kamen wir in eine größere Schule, in der wir anfangs in zwei Turnhallen untergebracht waren. Später kamen wir wieder in Schulklassen, wo wir uns

mit Schulbänken und Koffer unser Strohlager familiär abgrenzten. Die dänische Verpflegung war teilweise auch sehr karg und schlecht.

Durch demokratische Wahl sollte ein deutscher Lagerleiter gewählt werden. Die Obrigkeit hatten die Dänen. Unser Vater bekam die meisten Stimmen. Ich höre ihn noch heute nach der Wahl sagen: "Wir wollen gemeinsam singen: 'Nun danket alle Gott!'"

Kurz nach Weihnachten 1945 wurden wir dann in das Flüchtlingslager Klovermarken in Kopenhagen verlegt. Wir waren dort ca. 18.000 Flüchtlinge. Das Lager war in Bezirke aufgeteilt. In unserem gab es gottlob nur Baracken für 18 Personen. Aber es waren auch welche wo 60 Personen in einem großen Raum ohne Toilette lebten. Wir hatten auch bestimmt 100 Meter bis zu den Toiletten. Dort saß man dann zu zehnt nebeneinander. Furchtbar! Gekocht wurde für alle in einer großen Küche. Daß da auch schon mal eine Maus im Essen war, konnte der Koch nicht verhindern, denn die Kessel wurden mit Stroh beheizt. Das Lager war mit doppeltem Stacheldrahtzaun gesichert. Zwischen den beiden Zäunen gingen bewaffnete Dänen mit Hunden. Dabei wollte ja gar keiner ausreißen.

Im Laufe der Zeit bekamen wir auch regelmäßigen Schulunterricht. Schriftliche Arbeiten wurden auf den abgezählten Klopapierblättchen gemacht - danach konnten sie ja weiter verwendet werden.

Die Katholiken wurden von Pfarrer Grimme (damals sprach noch keiner von Geo Grimme) und Pater Jung bestens betreut. Ein evangelischer Pastor war auch unter den Flüchtlingen, den Namen weiß ich aber nicht.

Nach langem Warten bekamen wir eine Einreisegenehmigung für die amerikanische Zone. So endete im Mai 1947 nach 26 Monaten unsere Flucht mit Internierung.

Hildegard Rehaag geb. Schulz, Am Falder 91, 40589 Düsseldorf

Nicht vergessen !
Unser nächstes Kreistreffen
ist am 16./17. September 1995
in der Stadthalle Münster-Hiltrup.
Programm siehe Seite I.

Flüchtlinge in Dänemark 1945-1947

Ein Kinderbegräbnis mit militärischem Geleit

Am 5. Februar 1945 hatten wir im Treck unseren väterlichen Hof verlassen, am 21. März wurden wir in dem sauberen Fischerdorf **Hals ar Lijmfjord** untergebracht. Drei Tage dauerte die Fahrt von Danzig nach Kopenhagen, für Kinder keine Verpflegung, unglaubliche hygienische Zustände; zwei Tage fuhren wir in ungeheizten Zügen von Kopenhagen nach Jütland. Kein Wunder, daß unser jüngster Sohn Lothar erkrankte. In Hals war eine kleine Marinestation, von der wir betreut und gepflegt wurden. Unser Lothar hatte sich eine typhusartige Infektion zugezogen und starb wenige Tage nach unserer Ankunft am 26. März. Bei allem Elend war das unser größter Schmerz. Schnell beschafften die Matrosen einen weißen Sarg, darin lag der kleine Kerl im blauen Jäckchen, geschmückt mit Schneeglöckchen. Zwei blaue Matrosen und zwei graue Artilleristen trugen den Sarg zur Leichenhalle neben der Kirche. Dort erwartete uns der Pfarrer im Ornat und mit Zylinder. Auf seinen Vorschlag sangen wir ein Lied. Dann nahm er meine Frau und mich mit ins Pfarrhaus, wir besprachen die Beerdigung, die auf Gründonnerstag um 16³⁰ Uhr festgesetzt wurde. Zum Schluß sagte er: "Wenn manche Dänen Ihnen unfreundlich begegnen, so vergessen Sie nicht, daß etwa 10.000 Dänen in deutschen Konzentrationslagern sind, darunter 2.000 Polizisten. Fast jede dänische Familie hat einen Angehörigen in einem KZ, auch ein Vetter von mir ist dort. Jetzt hat auch Sie das Unglück betroffen, Elend auf beiden Seiten. Wozu all das Unheil!" Am Gründonnerstag wurde der kleine Sarg in die Kirche gebracht. Viele Flüchtlinge, auch der Standortälteste Offizier mit einer starken Abordnung von blauen Matrosen und grauen Marineartilleristen war erschienen. Jeder erhielt ein Blatt mit vier Liedern, der dänische Organist an der Orgel. Wir sangen: "Aus tiefer Not schrei ich zu Dir; Befiehl Du Deine Wege; Sorge doch für Deine Kinder; So nimm denn meine Hände".

Von der Kanzel hielt Pastor Enar Nielsen eine deutsche Ansprache, so voller Anteilnahme, wie sie ein deutscher Pfarrer nicht besser hätte machen können. Natürlich hatten wir ihm gesagt, daß unsere Familie katholisch ist. Nach der Kapitulation erfuhren wir, daß er ein Führer der dänischen Untergrundbewegung war, die die Deutschen mit allen Mitteln bekämpften. Vier Artilleristen trugen den kleinen Sarg zur Gruft, wo auch

der Standortälteste einen Kranz niederlegte. Ein Kind erhielt eine Beerdigung mit militärischem Geleit. Es war das erste Grab in einer Reihe, bald ruhten 18 Landsleute neben unserem Söhnchen, Kinder und Erwachsene. Der Totengräber drückte mir einen Zettel in die Hand, darauf stand: Ich werde das Grab gratis pflegen. Auf einem wohlgepflegten Dorffriedhof, im Schatten der weißen Kirche mußten wir unseren Liebling begraben, die Stürme des Kattogat singen ihm das Schlummerlied. R.i.p.

Ergänzung vom Sohn des Verfassers:

Durch die Bemühungen des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge in Kassel und die Bereitwilligkeit der dänischen Behörden, sowie der Stadtverwaltung Aalborg war es möglich, Umbettungen von deutschen Soldaten und Flüchtlingen in Dänemark vorzunehmen. So konnten u.a. auch mein Bruder Lothar und unsere langjährige Hauswirtin Gertrud Demmer auf den sehr gut gepflegten Friedhof in Aalborg umgebettet werden. Auf dem Friedhof "Søndre Kirkegard in Aalborg" haben sie nun die endgültige Ruhestätte gefunden:

Lothar Poschmann * 03.08.1942 + 26.03.1945 /35/140-141

Gertrud Demmer * 12.08.1873 + 20.06.1947 /35/138-139

Ostern 1972 konnte ich mit meinem Vater und meiner Mutter nach Aalborg fahren, und wir sind allen Behörden zu großem Dank verpflichtet, eine so würdige und gepflegte Friedhofsanlage vorgefunden zu haben.

Die Entnazifizierung im Flüchtlingslager

Einige Wochen nach der Kapitulation erschien in Hals ein Polizeioffizier mit mehreren Beamten in Zivil. Für jeden Flüchtling legten sie einen Personalbogen an, auf dem Name, Geburtstag, Beruf usw. verzeichnet wurden. Am wichtigsten waren die Fragen: Haben Sie der NSDAP angehört? Wann sind Sie in die Partei eingetreten? Welches Amt haben Sie bekleidet? Als ich angab, ich wäre Direktor eines ostpreußischen Gymnasiums gewesen, sagte einer der dänischen Herren: "Das bin ich auch, wir sind Kollegen. Nachher wollen wir uns noch unterhalten." Als ich weiter erklärte, ich wäre nie Mitglied der NSDAP gewesen, machte der Polizeioffizier auf dem Fragebogen ein großes Fragezeichen. Nachdem alle Flüchtlinge registriert waren, machte ich mit dem dänischen Kollegen

einen Spaziergang; wir unterhielten uns recht freundschaftlich über Jütland, über Land und Leute, sowie über Kopenhagen, nicht aber über Hitler und Nazismus. Einige Monate später, als wir schon in Aalborg Øst waren, kam wieder eine dänische Kommission mit unseren Personalbögen. Man sagte, diese wären inzwischen von den Alliierten in Berlin geprüft worden, dort haben man Mitgliederlisten der Partei gefunden. Kurz vorher waren mehrere Flüchtlinge, die offenbar falsche Angaben gemacht hatten, mit einem grünen Polizeiauto abgeholt worden. Darunter waren etliche Männer, die inzwischen die Stelle eines Lagerinspektors oder ein anderes Pöstchen erlangt hatten. Merkwürdigerweise waren es dieselben Männer, die schon mehrere unangenehme Zwischenfälle hervorgerufen hatten; sie hatten den schnauzigen Ton der SA und der SS beibehalten, hatten die Landsleute frech und anmaßend behandelt, daher wurde ihr Abtransport als Erleichterung empfunden.

Auch ich wurde wieder verhört. Auf meinem Personalbogen stand noch das große Fragezeichen. "Sie haben nicht der Partei angehört? Ihre Angabe wird bezweifelt." Da zog ich zwei Schreiben aus der Tasche. Eins vom früheren Reichstagsabgeordneten Hugo Neumann, der bis 1933 Landrat meines Heimatkreises Rößel gewesen war und nun als Flüchtling im Lager Klövermarken bei Kopenhagen saß. Der zweite "Persilschein" war unterzeichnet vom Bischof von Ermland. Da hieß es kurz und klar: Herr P. hat zu keiner Zeit der NSDAP oder einer der Gliederungen angehört. Sofort verschwand das böse Fragezeichen. Nachdem alle Fragebögen überprüft waren, mußten alle Männer antreten, wir wurden eingehend gemustert; man suchte nämlich den ostpreußischen Gauleiter Erich Koch, den man in Dänemark vermutete.

Noch am selben Tage beglückwünschte mich unser Lagerleiter Willy Nielsen "zu der glücklichen Entnazifizierung" und bat mich, die Leitung des Schulwesens zu übernehmen. "Wir Dänen sind auf unsere Schulen stolz. Obwohl Hitler großes Unheil über unser Land gebracht hat, sollen in allen Lagern Schulen eingerichtet werden, das ist das beste Mittel, um den Kommunismus fernzuhalten."

Ähnlich wie mir ging es dem Bauunternehmer Czigoleit, der Oberinspektor im Lager I war. Auch ihm wollte man anfangs nicht glauben, daß er kein PG¹⁾ gewesen wäre. Wiederholt sagte man uns: "Wie konnten Sie

¹⁾ Parteigenosse

beide sich in Ihren Stellungen halten, ohne in die Partei einzutreten?" Czigoleit war ein sehr rühriger gewandter Mann, er hat seine Landsleute bestens betreut und gelegentlich auch den Dänen gegenüber mannhaft vertreten.

Willy Nielsen, Chef des Lagers II war Prokurist im Eisengroßhandel, ein aufgeschlossener und taktvoller Mann. Jedem Flüchtling half er, so gut er konnte. Er tat alles, um unser schweres Los zu erleichtern. Die meisten anderen Lagerchefs waren pensionierte Polizeioffiziere, sie hatten natürlich eine andere Art, mit Menschen umzugehen. Mit Willy Nielsen blieb ich auch später in Verbindung, zu Weihnachten wechselten wir regelmäßig lange Briefe. Im Jahre 1961 ist er unerwartet gestorben.

Schulen im Flüchtlingslager Aalborg Øst

Als im Februar und März 1945 viele Flüchtlinge nach Jütland kamen, wurden in der Stadt Aalborg am Lijmfjord zwei Lager eingerichtet (Seefliegerhorst und Westernallee), die meisten wurden in etwa 30 Ortschaften der Umgebung untergebracht. Nach der Kapitulation wurden diese kleinen Lager allmählich aufgelöst und einige große Lager eingerichtet. Wir kamen aus dem Fischerdorf Hals in das Lager Aalborg Øst. Hier hatte die deutsche Wehrmacht einen großen Flugplatz angelegt, der über 1.000 Morgen groß war. Halbmassige Baracken, breite Asphaltstraßen, in der Mitte eine große Werkhalle mit Fernheizung zur Aufnahme der Flugzeuge. An drei Seiten der Werft waren Werkstätten angebaut, im Obergeschoß die Büroräume. Die Werkstätten wurden als Klassenräume hergerichtet, dänische Lastwagen rollten eine Menge Tische, Bänke und Schränke aus den Beständen der Wehrmacht heran. In den Büroräumen des Obergeschosses erhielten eine Reihe von Lehrern mit ihren Familien Wohnungen. Das war ein großer Vorzug, in den Baracken wohnten 10 - 30 Personen in einem Raum. Aus dem Verwaltungsgebäude der Wehrmacht erhielten wir von den Zahlmeistern große Mengen von Heften, Schnellheftern, Gummis, vor allem eine Unmenge von einseitig bedruckten Vordrucken - es waren die Vorräte einer Division.

Aus verwaltungstechnischen Gründen wurden zwei zusammenhängende Lager gebildet, jedes mit einem dänischen Chef. Später schafften die Dänen noch eine Menge kleiner, recht bescheidener Baracken heran und gliederten ein drittes Lager an. Das Ganze wurde mit einem Zaun von

Stacheldraht umgeben, dänische Soldaten bewachten die Ein- und Ausgänge. Alle kulturellen Einrichtungen wurden gemeinsam verwaltet. Auf Wunsch der drei Lagerchefs übernahm ich den Posten eines Kulturwarts; das brachte viel Arbeit, aber auch viel Freude.

Es gelang mir, aus anderen Lagern zahlreiche Schulmänner heranzuziehen, kinderreiche Familien beantragten ihre Verlegung nach unserem Lager; Aalborg Øst wurde das "Lager der Schulen". Unter den 13.000 Insassen des Lagers waren etwa 4.000 Schüler, die von 185 Lehrkräften betreut wurden. Im Einvernehmen mit den drei Lagerchefs und dem dänischen Schulrat Knud Hansen konnte ich als Beauftragter für das Schulwesen einrichten: zwei Volksschulen mit 1.300 und 1.500 Schülern, eine Oberschule mit 400 Schülern, zwei Berufsschulen und einen Kindergarten. Daneben eine Vortragsreihe in der Art einer Volkshochschule.

Von den 185 Lehrkräften waren etwa die Hälfte geprüfte Lehrer aller Kategorien, von der Kindergärtnerin bis zum Oberstudiendirektor. Es war erstaunlich, wie erfolgreich z.B. ein Vermessungsrat und ein Landwirtschaftsrat an der Oberschule unterrichteten. Ebenso bewährten sich an den Volksschulen Sekretärinnen, Bankangestellte, Buchhalterinnen und Hausfrauen.

Als die Papiervorräte der Wehrmacht zu Ende gingen, beschaffte der Lagerleiter Willy Nielsen Tausende von Heften und Bleistiften. Das waren unsere wichtigsten Lehrmittel. Da konnte man sehen, mit wie bescheidenen Mitteln man viel erreichen kann. Die Schüler waren fast durchweg ebenso eifrig wie die Lehrer.

Das schwierigste Problem war die Beschaffung von Lehrbüchern. Bücher der Nazizeit durften nicht benutzt werden, waren auch kaum vorhanden. Recht beachtlich waren die Büchereien der Einheiten der Wehrmacht, sie gaben uns eine Menge Lesestoff: deutsche Klassiker und moderne Dichter, aber auch englische und französische Literatur, sowie mathematische und naturwissenschaftliche Werke. Da ich im glücklichen Besitz eines Dauer-Passierscheines nach Aalborg war, war ich häufiger Gast in der Stadtbibliothek, die einen reichen Bestand von deutschen Werken besaß. Die Bibliothekare waren sehr hilfsbereit, war ein Kollege beim Unterricht in Verlegenheit, so konnte ich für längere Zeit einige Bücher leihen.

Trotz solcher Schwierigkeiten brachte jeder Lehrer seinen Lehrstoff zusammen, jeder war auf sein Gedächtnis und auf seinen Spürsinn angewiesen. Dabei gab es auch einen kleinen Anreiz: wie jeder Werktätige erhielt auch jeder Lehrer einen kleinen Zusatz bei der Verpflegung und wurde - so weit es möglich war - bei der Unterbringung bevorzugt. Eine Vergütung in Geld gab es natürlich nicht und konnte es nicht geben, die Flüchtlinge durften kein dänisches Geld besitzen.

Der dänische Schulrat Knud Hansen war uns sehr wohl gesinnt. Er stammte aus Sonderburg auf der Insel Als, hatte dort das Gymnasium besucht und war 1914 gleich nach dem Abitur zur deutschen Wehrmacht einberufen worden. Mehrere Jahre hatte er an der Westfront gekämpft, als aber nach dem Versailler Diktatfrieden seine Heimat Als an Dänemark abgetreten wurde, blieb er dort und wurde dänischer Staatsangehöriger. Rühmend sprach er von seinem deutschen Geschichtslehrer. Dieser trug die deutsche Geschichte in der üblichen Weise vor, er wußte aber, daß unter seinen Schülern mehrere schon vor 1914 dänisch gesinnt waren. Hatte er einen Abschnitt über deutsch-dänische Beziehungen behandelt, z.B. den Krieg von 1864, so pflegte er zu sagen: Jetzt wollen wir die selben Ereignisse vom dänischen Standpunkt betrachten. Hansen fügte hinzu: "Das werde ich dem alten Herrn nie vergessen. Genau so frei von Vorurteilen möchte ich Ihnen gegenüber treten." Zu unserm großen Bedauern wurde Hansen nach einiger Zeit abgelöst von Schulrat Jensen. Man erzählte sich, Hansen sei bei den dänischen Behörden aufgefallen, weil er zu sehr deutschfreundlich war. Er besuchte uns fast jede Woche, öfter mußte ich ihn begleiten nach anderen Lagern zwecks Besprechung mit den Schulleitern. Jensen war uns ebenfalls wohl gesinnt, aber er ließ sich nur selten sehen, er betreute uns mehr vom Schreibtisch aus.

Kulturelles Leben im Flüchtlingslager Aalborg Øst

In allen dänischen Lagern waren viele Frauen mit ihren Kindern, die Männer waren Soldaten; andererseits waren auch viele Männer, die auf der Flucht von ihren Familien getrennt worden waren. Jeder hatte Sorgen um die Angehörigen. In den ersten Monaten erhielten wir keine Post aus Deutschland, auch durften wir nicht dorthin schreiben. Die Trauer um die Angehörigen, der Verlust von Hab und Gut, die Sorge um die Zukunft bedrückte die Menschen; das enge Zusammenleben in den Baracken machte sie nervös. In vielen Baracken gab es Zank und Streit, das Lager-

gericht hatte vollauf zu tun. Jede Woche war eine Sitzung des Schöffengerichts, jedes Mal standen mehrere Fälle zur Verhandlung, die Arrestzellen waren öfter besetzt.

Auch manche erfreuliche Beobachtung konnte man machen: Da war z.B. eine Gruppe von Fischern vom Kurischen Haff, die fest zusammenhielten; das waren prächtige Kerle, auf die man sich verlassen konnte. Sie wohnten in einer Junggesellenbaracke zusammen mit einem Amtsgerichtsrat und einigen Bauern. In dieser Baracke herrschte mustergültige Kameradschaft.

Sonst war jeder bestrebt, in seiner Baracke eine günstige Ecke zu erobern oder seine Lage irgendwie zu verbessern. Viele fingen an zu basteln, aus ein paar Brettern war bald ein Regal oder ein Schränkchen zusammengeschlagen. Das beste Mittel gegen die Langeweile war das Kartenspiel. Hier wurde Doppelkopf gespielt, dort Skat oder Whist.

Die Wehrmacht hatte in dem sauberen Fliegerlager einen Kinosaal mit 500 Sitzplätzen und einer geräumigen Bühne gebaut. Hier wurde jeden Sonntag katholischer und evangelischer Gottesdienst gehalten, der regelmäßig gut besucht war. Auch andere Glaubensgemeinschaften hatten ihre Zusammenkünfte. Einmal predigte ein Engländer, neben ihm stand an dem Altar seine Frau und wiederholte die Worte in deutscher Sprache. Eine Predigt mit einem weiblichen Dolmetscher hatte ich noch nicht gehört.

Am 15. November 1946 besuchte uns der dänische katholische Bischof. Feierlicher Empfang im Kinosaal, Willy Nielsen begrüßte den hohen Gast, er antwortete in dänischer und deutscher Sprache. Ein Schulmädchen überreichte einen Blumenstrauß und wollte ein Gedicht aufsagen, blieb aber rettungslos stecken. Der Bischof tröstete sie: "Ich konnte auch nie ein Gedicht aufsagen." Dann spendete er das Sakrament der Firmung und hielt ein feierliches Hochamt. Die Predigt des großen stattlichen Prälaten war sehr eindrucksvoll, obwohl er nicht sehr laut sprach (Lautsprecher hatten wir nicht).

Der Kinosaal wurde der kulturelle Mittelpunkt des Lagers. Es fanden sich Musiker und "Mimiker" zusammen, es dauerte nicht lange, da hatten wir den ersten "Bunten Abend". Jeder bot sein Bestes, jeder wußte, daß der Beifall der einzige Lohn für seine Mühe war, aber er hatte das stolze Gefühl, daß er den Landsleuten etwas geboten hatte. Diese Abwechslung

war sehr willkommen, jeder wollte solche Darbietungen sehen und hören, mehrmals mußten sie wiederholt werden. Der Erfolg ermutigte, es bildeten sich zwei Theatergruppen und zwei Gesangsgruppen. Bunte Abende wechselten mit Liederabenden, die Darbietungen wurden gehaltvoller, auch Operetten wurden aufgeführt.

Einige gewitzte Burschen hatten den Matrosen einige Schifferklaviere, Trompeten, Klarinetten und Flöten abgehandelt, andere Instrumente wurden herbeigezaubert. Nach einigen Wochen hatten wir zwei ansehnliche Orchester. Auch eine Ballettgruppe fehlte nicht. Jeden Vormittag wurde auf der Bühne geprobt, jeden Abend war der Saal besetzt. Als Kulturwart hatte ich Mühe, allen Wünschen nachzukommen und den Saal in gerechter Weise zu vergeben. Mittlerweile wurde das "Publikum" immer anspruchsvoller, Theater ohne Geld, das mußte man ausnutzen. In den Baracken hielt man es für selbstverständlich, daß man jede Woche ein oder zwei mal "ins Theater" ging. Von den 13.000 Lagerinsassen wollten mindestens 5.000 oder noch mehr die Vorführungen sehen. Bald gab es Beschwerden, wenn eine Baracke nicht zur ersten, sondern zur zweiten Vorstellung eingeladen war. Daher wurde ein besonderes Büro eingerichtet, in dem einige Damen Tag für Tag mit Hilfe von Stempeln Hunderte von Eintrittskarten herstellten. Jede Baracke erhielt für jede Vorstellung eine bestimmte Zahl von Eintrittskarten.

Bei soviel Theaterfreundlichkeit konnten die Oberschüler nicht zurückstehen. Zu Fastnacht hatten wir einen Elternabend mit zwei Hans Sachs-Spielen, dazu Chöre, Reigen und Gedichtvorträge. Es war ein voller Erfolg. Ich war überrascht, daß viele unserer Gäste diese bescheidenen Darbietungen höher einschätzten als die "bunten Abende". Das Hauptverdienst hatte unsere Musiklehrerin Fräulein Gerhardt aus Königsberg, eine erfahrene und schneidige Chordirigentin und ausgezeichnete Pianistin.

Unter ihrer Leitung kam auch ein Kirchkonzert zu stande. Schülerchöre und gemischte Chöre wechselten, dazu Klaviervorträge von Frl. Gerhardt, begleitet von einem Cellisten. Nachdem bisher die leichte Muse geherrscht hatte, war dies eine Erfrischung.

Allmählich wurden wir anspruchsvoller, wir wollten ein klassisches Stück aufführen. Zum Glück hatten wir in unserem Lager ein Fräulein Schröder vom Stadttheater in Königsberg. Ich bat Sie, mit der Oberschu-

le "Minna von Barnhelm" einzuüben. Frl. Schröder wählte die geeigneten Jungen und Mädels aus, und es wurde fleißig geprobt. Die Frauen schneiderten Kostüme, einige Uniformen besorgte Willy Nielsen aus der Stadt. Die Erstaufführung war zugleich die Abschiedsvorstellung für Frl. Schröder, die - von uns allen beneidet - vorzeitig nach Deutschland fahren konnte. Vor Beginn des Spiels sprach ich vor dem dicht besetzten Haus den Dank aller Mitwirkenden aus und begrüßte die Gäste. Darunter waren die Lagerchefs der benachbarten Lager und einige Herren aus Aalborg. "Minna von Barnhelm" ist das Werk eines wirklichen Dichters, es verfehlte auch hier nicht seine Wirkung auf alle Zuschauer, von denen viele noch nie ein klassisches Lustspiel gesehen hatten. Als der Beifall verklungen war, luden mehrere Lagerchefs uns ein, das Stück auch bei ihnen aufzuführen. Gerade darauf hatten wir gewartet. Einmal heraus zu kommen aus dem Stacheldraht, das war der sehnliche Wunsch eines jeden. Bald fuhr ein Rollwagen vor, 20 "Schauspieler" und Helfer stiegen mit ihren "Requisiten" auf, der Kutscher aus Pommern brachte den Thespiskarren²⁾ über holprige Straßen glücklich ans Ziel. Dort gab es zunächst ein fürstliches Abendessen. Das war durchaus möglich. Bei jeder Lieferung von Fett und Fleisch wurde je Person 1 Gramm mehr geliefert als ihr Zustand und zugeteilt war. Das machte je 1.000 Personen und je Zuteilung immer ein Kilo. Dieser kleine Überschuss wurde zur Bewirtung von Gästen verwandt. Diesmal waren wir "Künstler" die Gäste, wir ließen uns die Koteletts wohl schmecken und verzehrten die Gage schon vor der Aufführung. Für die Übernachtung war in einer Baracke auch noch Platz. 12 Gastvorstellungen gaben wir, zehnmal spielten wir in unserem Lager.

Vorträge

Die Bibliothek des Lagers, verwaltet von Dr. Geyer, war recht reichhaltig. Die meisten Bücher hatten wir von den Einheiten der Wehrmacht übernommen, und wir staunten, was da alles zu finden war. Zum Lesen gehört aber Ruhe, innere und äußere Ruhe, und die war bei vielen Landsleuten nicht vorhanden. So wurde bald der Wunsch nach Vorträgen laut, und es fehlte nicht an Männern, die etwas bieten konnten. Es begann Dr. Geyer, Königsberg, mit dem Thema "Der Mensch im deutschen

²⁾ Thespis, griech. Dichter; soll um 534 v. Chr. in Athen die erste Tragödie aufgeführt haben; Die Legende besagt, daß er mit einem Wagen, dem Thespiskarren, umhergezogen ist.

Recht". Es folgte Dr. Neumann, Danzig, der den Dichter Konrad Ferdinand Meyer behandelte. Jeden Montag um 17⁰⁰ Uhr war der Kinosaal gefüllt, auch zu den Vorträgen mußten Eintrittskarten ausgegeben werden. Ich erzählte von Reiseerlebnissen in Spanien, in zwei Lazaretten in Aalborg wiederholte ich den Vortrag; die Ärzte und die Schwestern hörten ebenso interessiert zu wie die Patienten.

Als Gastredner konnten wir Dipl. Ing. Ziegenberg aus dem Segelfliegerhorst begrüßen. Er sprach an vier Abenden über Atomenergie. Obwohl er keine Anschauungsmittel zur Verfügung hatte, verstand es der alte Herr, der selbst mehrere Patente besitzt, das überaus schwierige Thema allen Zuhörern verständlich zu machen. Auf meine Bitte kam er auch in die Oberschule und hielt an zwei Vormittagen mit den Primanern ein Kolloquium. Ich wünschte, alle Lehrer hätten so viel pädagogisches Geschick.

Bald darauf erschien ganz unerwartet ein Gast aus Kopenhagen, nämlich der Musikprofessor Savery. Er ist französisch-italienischer Herkunft, hat aber meist in Deutschland gelebt und wohnt jetzt in Kopenhagen. In seiner Ansprache bekannte er sich offen als Freund der Deutschen - das hörten wir 1946 im Flüchtlingslager wirklich gern. "In allen großen Städten Deutschlands habe ich Konzerte gegeben, überall habe ich Freunde gefunden, Deutschland verdanke ich mein Vorwärtskommen. Daher komme ich zu Ihnen ins Flüchtlingslager, damit Sie für ein paar Stunden Ihr Leid vergessen."

Dann folgten eine Reihe von klassischen und modernen Klavierstücken. Der Chor von Frau Peter und der Schülerchor von Frl. Gerhardt umrahmten die Darbietungen am 28. November und 4. Dezember 1946.

Volksfeste

Sommerferien vom 1. bis 14. Juli 1946. Als Anerkennung für die Schularbeit erhalten auch meine Frau und mein Sohn Rudolf am 4. Juli einen Passierschein nach Aalborg. Wir besuchen Dr. Zimmermann, der als Arzt im Lager 'Westre Allee' in Aalborg tätig ist. Nach dem Mittagessen machen wir einen Spaziergang durch die gepflegten Anlagen der Stadt bis zum Friedhof, wo auch eine Reihe von Flüchtlingen die letzte Ruhe gefunden hatten.

Am nächsten Tag (5. Juli 1946) Besprechung beim Lagerchef: Das Lager Aalborg Øst besteht jetzt ein Jahr, der Tag muß gefeiert werden mit ei-

nem Volksfest. Willy Nielsen wollte gleich am Sonntag, dem 7. Juli, feiern. Aber so schnell geht es nicht, eine Woche brauchen wir zur Vorbereitung, wir feiern also Sonntag, den 14. Juli.

Am Vormittag Gesänge, Sport, Spiele aller Jahrgänge, Ansprachen. Abends Tanz in der Werfthalle. Auf jeder Seite der großen Halle spielt eine verstärkte Kapelle. Die Zahl der Tanzenden ist schwer zu schätzen, es sollen über 4.000 gewesen sein.

Im folgenden Jahr (1947) feierten wir am 6. Juli, das ist der eigentliche Gründungstag des Lagers. Willy Nielsen hatte für 2.200 Schüler kleine Geschenke besorgt, die er zum großen Teil selbst überreichte.

Vor allem wurden die Sieger der Sportkämpfe ausgezeichnet. Abends wieder großer Tanz in der Werfthalle.

In ähnlicher Weise wurde auch Sylvester gefeiert. Die Menschen können gar nicht genug tanzen.

Die Werktätigen im Lager

Blau-weiß-kariert war die große Mode im Lager. Die Frauen und Mädchen trugen blau-weiße Blusen, die Jungen blau-weiße Sporthemden. Alle waren geschneidert aus den Bettbezügen der Soldaten. Wir Männer waren schlechter dran; nur wenige hatten eine Matrosenuniform oder einen grauen Soldatenmantel erwischt. Wohl aber erhielt jeder ein paar feste Schuhe, ich glaube, sie kamen aus amerikanischen Beständen. Für viele war es das einzige Schuhzeug, das sie besaßen, und das mußte geschont werden. Daher liefen die meisten in Holzschuhen herum. Diese fertigten die Tischler in großen Mengen an. In der Werkstatt der Tischler war reger Betrieb, aus Sperrholz wurden Dutzende von Koffern und Holzstühlchen hergestellt.

Ebenso eifrig waren die Schlosser und Schmiede. In einem benachbarten Lager wurden einige Flugzeuge abgewrackt, das Leichtmetall war sehr begehrt. Was konnte man daraus nicht alles herstellen: Bratpfannen und Kochtöpfe, Becher, sogar kleine Kochherde.

Das Essen erhielten wir aus der großen Küche; es hatte die nötigen Kalorien, aber es war doch Massenfraß. Auf unseren Wunsch wurden gewisse Lebensmittel in Natura zugeteilt; z.B. gab es am Freitag regelmäßig Fi-

sche, meist Makrelen. Diese bereiteten unsere Hausfrauen auf den kleinen Kochherden viel schmackhafter zu, als es in den großen Kesseln möglich gewesen wäre.

Nicht zu vergessen sind die Torfmänner. Dänemark hat sehr viel Torf, das ganze Lager wurde damit geheizt. Im Herbst traf auf dem kleinen Lagerbahnhof ein Torfzug ein, jede Baracke erhielt ihre Zuteilung, vor allem wurde der riesige Schuppen der Fernheizung bis oben gefüllt. Die Torfmänner waren wochenlang damit beschäftigt. Der Winter 1946/1947 war sehr lang und sehr kalt, öfter hatten wir 20 Grad unter Null, und das war in Dänemark schon lange nicht vorgekommen. Die Vorräte reichten nicht aus, jeden Tag kamen neue Ladungen. Einige Baracken hatten schlecht gewirtschaftet und mußten schnell neu beliefert werden. "Torfminister" war ein ostpreußischer Großbauer, er verstand es, seine Männer richtig anzustellen und wußte auch die ungeduldigen Frauen zu beruhigen.

Gewerbeausstellung am 21. August 1947

Der Kinosaal war nicht wieder zu erkennen, man glaubte, in ein großes Geschäft zu kommen. In der Eröffnungsansprache hob ich hervor: Jede Baracke hat etwas beigesteuert, der beste Beweis für das gute Einvernehmen zwischen dem Lagerchef und den Flüchtlingen. Die mittlere Tischreihe zeigt hervorragende Arbeiten der Schmiede, Schlosser, Klempner und Tischler, Arbeiten, die sich in den Aalborger Läden sehr wohl sehen lassen könnten. Auf den Tischen an den Fenstern stellen die Bastler und Bastlerinnen aus: Taschen und Täschchen, Körbe und Körbchen, Schreibmappen und Briefordner usw. Die dritte Tischreihe gehört den Schulen, sie zeigen allerlei Lehrmittel, besonders Landkarten, Zeichnungen und Modelle.

Willy Nielsen erhielt als Geschenk einen kunstvoll gearbeiteten Kronleuchter, ein Meisterwerk der Schmiede und Schlosser. Das war für ihn eine große Überraschung, er war sichtlich erfreut.

Am nächsten Tag kam die Nachricht, daß einige Familien - darunter auch Familie Poschmann - nach Deutschland reisen durften. Das war das wertvollste Geschenk.

Dr. Adolf Poschmann

Vor 50 Jahren oder Wie lange braucht man von Millenberg nach Berlin?

Millenberg war ein ermländisches Bauerndorf mittlerer Größe im Kreis Braunsberg und gehörte zum Kirchspiel Migehehen. Dort bin ich wohlbehütet und zugleich in großer Freiheit mit meinem Bruder Karl, den Kucklicks aus Berlin und den >Häuschenkindern< aufgewachsen.

Wenn ich von Millenberg spreche, meine ich fast immer nur den großen Bauernhof meiner Eltern, einen Abbauhof, idyllisch am >Mühlengrund< gelegen, den Urgroßvater Josef Behlau nach erfolgter Separation (Aussiedlung) etwa um 1850 großzügig auf eigener Scholle (84 ha) errichten ließ. Es gab auch noch den Rest eines Dorfkerns inmitten der Millenberger Flur, dort, wo vor über 650 Jahren ein gewisser Herman 10 Bauernhöfe von je 4 Hufen angelegt hatte. Aber im Zuge der Separation hatten die inzwischen zu >Großbauern< aufgestiegenen Besitzer ihre Höfe jeweils an zentraler Stelle auf ihrem eigenen >kleinen Königreich< erbaut. Und so hatte sich jede dieser Familien ihr >Millenberg< geschaffen. Das eigentliche - nun weitgehend verlassene - Dorf bot keinerlei Attraktion, keine Kapelle, keinen Verkaufsladen, keinen Krug, nur eine kleine Schmiede und eine einklassige Schule, in der vornehmlich die Kinder der Landarbeiter und Kleinbauern, kaum aber die Söhne und Töchter der Großgrundbesitzer in die notwendigen Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeführt wurden. Wenn die Berliner - d.h. die Kucklicks - nach Millenberg kamen, dann fuhren sie zu Tante Martha oder zu Tante Barbchen (meine Mutter) auf den Behlau-Schulzen-Hof. Dort - und nur dort - war ihr Millenberg.

Die elf Millenberger Großbauern mit Höfen von 55 bis 101 ha beschäftigten auf ihren Anwesen >Instfamilien<. Je nach Größe und Bedarf standen 2 - 4 Instmänner in festen Arbeitsverhältnissen. Der eine versorgte als Schweizer oder Melker das Rindvieh, die anderen beackerten als Gespannführer die großen Schläge mit Halm- oder Hackfrüchten, pflegten den Wald, sorgten im Winter für Brennholz, hielten Scheune, Stallungen und Weidegärten instand und lebten in der Regel mit ihren Großfamilien mietfrei im >Häuschen<. Arbeitszeit und Lohn (viel Deputat, wenig Bar-

geld) waren tariflich geregelt. Die Instfrauen, zuweilen auch die größeren Kinder, standen je nach Bedarf (vor allem in der Erntezeit) im Stundenlohn zur Verfügung.

Soweit ich denken kann, hatten meine Eltern drei Instmänner in Vertrag: den Melker Josef Schacht, den Vorarbeiter Johann Koll und als dritten - hier hatte es mehrfach einen Wechsel gegeben - zuletzt den Gespannführer Emil Schacht. Sie lebten mit ihren Familien im >Häuschen<, das noch Großmutter "Mariechen" kurz nach dem Ersten Weltkrieg jenseits der Beek - etwa 200 Meter vom Hof entfernt - hatte bauen lassen.

In dieser Idylle rund um den >Mühlengrund< mit Beek und Fuchsberg, weiten Feldern und Wald wuchsen wir auf wie in einem Paradies, wir: Mein zwei Jahre älterer Bruder Karl und ich, zwölf >Häuschenkinder< und - vor allem in den Sommerferien - die acht Kucklick-Kinder aus Berlin.

Berlin! Wie spitzte ich die Ohren, wenn die Berliner von der großen Reichshauptstadt erzählten, Abenteuerliches, geradezu Unglaubliches, was den Verkehr mit S-Bahn, U-Bahn, Straßenbahn und Reichsbahn, den tausend Bussen und unzähligen Autos anlangte, vom Flughafen Tempelhof, wo täglich Flugzeuge aus aller Welt starteten und landeten, vom Grunewald mit Wäldern und Seen, vom Olympiastadion und von der Waldbühne, wo bis zu hunderttausend Zuschauer gleichzeitig ein Fußballspiel oder andere Großveranstaltungen verfolgen konnten. Seit ich in Wormditt die Oberschule besuchen durfte, war für mich der Atlas das wichtigste Schulbuch. In ihm hatte ich einen Stadtplan von Großberlin entdeckt und dem Studium dieser Karte widmete ich nun manche Mußestunde. Berlin mit zahlreichen Stadtteilen war mir bald vertraut. Vor allem merkte ich mir, daß >Schöneberg< sich südlich vom Tiergarten an das Stadtzentrum anschloß, und daß die >Martin-Luther-Straße< (die Kucklicks hatten ihre Wohnung im Haus Nr. 37) in Nord-Süd-Richtung verlief und in die >Hauptstraße< einmündete. Heimlich packte mich die Sehnsucht: "Einmal im Leben Berlin erleben!" Ja, davon träumte ich.

Der Traum sollte Wirklichkeit werden, jedoch ganz anders, als es meine Phantasie mir vorgegaukelt hatte.

Es geschah vor 50 Jahren.

Im Januar 1945, als die russische Dampfwalze mit brutaler Gewalt und zehnfacher Übermacht gleichzeitig von Osten und Süden in unsere ostpreußische Heimat einbrach, hatte der Winter noch einmal alle Register seiner schnee- und eisspendenden Gaben gezogen, das Land in ein dickes weißes Tuch gehüllt und alles Lebendige mit klirrender Kälte überdeckt. Die deutschen Abwehrkräfte, geschwächt durch die wahnwitzige Ardenennenoffensive im Westen des Reiches kurz vor Weihnachten 1944, konnten dem Ansturm der Roten Armee nicht standhalten. Und so standen Stalins Truppen - vom Westen her vordringend - schon am 24. Januar an der Passarge kurz vor Wormditt. Heilsberg im Südosten Millenbergs fiel am 30. Januar. Unsere Chaussee (Wormditt - Frauendorf) war inzwischen



Ostpreußische Flüchtlinge auf ihrem Weg ins Ungewisse

mit Flüchtlingstrecks und deutschem Militär völlig verstopft. Eine Flucht mit Pferden und Wagen war nicht vorbereitet und schien nun aussichtslos. Wer sollte die Gespanne führen? Welchen Weg sollte man einschlagen? Unser Wohnhaus war überbelegt mit Flüchtlingen und Soldaten. Nur im sogenannten >Stübchen< mit Miniküche, Wohn- und Schlafzimmer, wo Großmutter nach der Verschreibung ihres Hofes an ihren Sohn Josef (meinen Vater) ihr Refugium eingerichtet und nach ihrem Tod an Tante Martha vererbt hatte, fand die inzwischen auf zehn Personen an-

gewachsene Großfamilie Zuflucht und Geborgenheit. Wir waren zu zehnt: Meine Mutter Barbchen, Tante Martha, unsere langjährige Großmagd Hedwig, die aus Jomendorf bei Allenstein geflüchteten Tanten Cläre und Maria, der aus dem unter Beschuß stehenden Wormditt herbeigeeilte Onkel Josef mit Tochter Ursula und Sohn Hansi, und schließlich ich, der 14jährige Sohn des Hauses, noch ganz Kind und doch zum Mannsein verurteilt, weil man meinte, mir fiel jetzt als ältestem männlichen Glied der Familie die Führung und Organisation der aussichtslosen Flucht zu.

Mein Vater hatte nach zehnjährigem Wirtschaften als angesehener Großbauer bereits 1936 für immer seine Augen geschlossen, Bruder Karl als Hoferbe diente seit November 1944 bei den Soldaten, und ich als kleiner >Butjer<, der ich noch war, sollte nun als halbwegs gescheiterter Gymnasiast - die Versetzung zu Ostern 1945 war dank Dr. Braun ausgeschlossen - Probleme bewältigen, deren Lösung es eines Alexanders bedurfte hätte, der bekanntlich mit dem unlösbaren >Gordischen Knoten< angemessen umzugehen wußte. Ich war überfordert. Die Lösung bescherte uns der Himmel, oder doch zumindest die heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria. Nimmermüde Tag und Nacht in den zwei Wochen vom 23. Januar bis zum 06. Februar beschworen, ja bestürmten unsere Lieben im Stübchen die große Schutzpatronin mit einem Rosenkranz nach dem anderen jeweils mit dem Zusatz nach jedem Gesetz: "Errette uns aus Not und Bedrängnis!". Die Rettung kam ganz unerwartet.

Auf unserem Hof hatte am 25. Januar eine Funkstaffel unter der umsichtigen Leitung von Leutnant Willy Stellung bezogen. Ihre strategische Aufgabe bestand vornehmlich in der Gewährleistung von Verbindungen über Kabel oder Funk zwischen der Hauptkampflinie - also der immer näherrückenden Front - und dem weiter im Hinterland operierenden Divisionsstab. Diese Truppe war auf das genaueste über den jeweiligen Frontverlauf unterrichtet. Sie ließ den Feind bis auf ca. 1 Kilometer heranrücken und setzte sich dann um 10 - 20 Kilometer nach rückwärts ab, um dort an geeigneter Stelle neu Stellung zu beziehen. Mit den Soldaten dieser Einheit - auch mit Leutnant Willy, der im Wohnhaus ein kleines Zimmer bezogen hatte - verband mich bald enge Vertrautheit. So durfte ich in einem der Funkwagen auf einem großen Meßtischblatt mit verfolgen, wie nahe die feindlichen Stellungen sich jeweils unserem Hof genähert hatten. Am Abend des 05. Februar bedurfte es schon gar nicht mehr des

Blicks auf die Karte. Im Osten, Süden und Westen um uns brannte der Himmel, die feindliche Artillerie schoß schon weit über unsere Köpfe auf Ziele im Hinterland. Maschinengewehrfeuer mit Leuchtschurmunition takkerte in Sichtweite. Mighnen stand unter starkem Beschuß. Es war grauenhaft. Nur in Richtung Norden, auf Mehlsack zu, blieb der Himmel dunkel. Wenn denn ein Entkommen noch möglich war, wenn es noch ein Schlupfloch gab, so lag es im Norden meines Paradieses.

Am Vormittag des 06. Februar - es war ein Dienstag und der Himmel hatte sich leicht aufgeklärt, die Temperatur war auf fast 0 Grad angestiegen - schossen russische Tiefflieger auf alles, was sich auf Hof und Umgebung bewegte. Es war ratsam, das noch relativ sichere Wohnhaus nicht zu verlassen. Da klopfte mittags um 11.30 Uhr Leutnant Willy an die Tür zum Stübchen und eröffnete meiner Mutter und den Tanten das Angebot, sie alle an einen sichereren Ort mitzunehmen, denn die Hauptkampflinie sei sehr nahe und sein Funktrupp mache sich bereit zum Stellungswechsel. Punkt 12.00 Uhr verlasse die Funkstaffel den Schulzen-Hof. Sieben Plätze in den insgesamt 6 Militärfahrzeugen seien für die Familie Schulz reserviert. Wir waren aber zu zehnt. Die drei Tanten (alle Schwestern meines Vaters) erblickten in diesem Angebot die gütige Hand der Gottesmutter und stimmten der Abreise ohne längeres Nachdenken zu. Onkel Josef entschloß sich zu bleiben. Er sei schon ein alter Mann, zudem etwas gehbehindert. Die Russen seien auch Menschen und würden gnädig mit ihm umgehen. Außerdem müsse ja jemand dableiben und den Hof im Auge behalten. Die schon herangewachsenen Mädchen Hedwig und Ursula hatten schon vorher gewisse Abkommen mit jungen Soldaten für den Ernstfall getroffen und belasteten das zur Verfügung gestellte Kontingent von sieben Freiplätzen nicht. Für Hansi und mich bestand kein Zweifel, daß wir mitfahren würden. Nur Mutter stand wie benommen, verwirrt und unschlüssig in dem Chaos, das sie jetzt beim überhasteten Aufbruch umgab. Die sechs Fahrzeuge standen bereits mit angeworfenen Motoren in Formation abfahrbereit auf dem Hof, als es den Tanten und mir in letzter Sekunde gelang, Mutter auf einen noch leeren Platz in einen SPW (Schützenpanzerwagen) zu drücken und die Tür zu schließen. Ein Platz war noch unbesetzt. Da sprang Adolf Koll, der mit mir gleichaltrige Sohn unseres Gespannführers Johann Koll, mit dem Mut der Verzweiflung, alle Angehörigen zurücklassend, auf den noch freien Platz, und ab ging die Reise in eine ungewisse Zukunft.

So nahm das zweite große Abenteuer meines Lebens seinen Anfang. Ein erstes hatte ich bereits im Sommer 1944 beim >Schippeinsatz< in Litauen heil überstanden. Aber das ist eine ganz andere Geschichte. Jetzt hieß es nur noch: Entwische ich den Russen aus dem bereits eingekesselten Ostpreußen und gelange endlich nach Berlin? Ja! Auf nach Berlin!

Bereits Wochen vor dem Ernstfall, der nun eingetreten war, hatte die Großfamilie beschlossen, sollte Ostpreußen in sowjetische Hände fallen und wir irgendwie auseinander geraten oder durch Mißgeschick getrennt werden, so ist unser Treffpunkt im Reich Berlin, genauer: Berlin-Schöneberg bei Kucklicks in der Martin-Luther-Straße 37.



Tante Martha mit den Kucklick-Kindern.
unten der kleine Sepp

Kucklicks: Die zweitjüngste Schwester meines Vaters, meine Tante Idchen, hatte, so ziemlich aus der Art geschlagen - denn Großbauern-Töchter haben der Tradition folgend Söhne entsprechender Besitzer zu ehelichen - den Polizeiinspektor Franz Kucklick aus Groß-Lemkendorf geheiratet. Die Trauung war am 24. September 1922 in der Mighener Pfarrkirche vollzogen worden, und die Hochzeitsfeier hatte Großmutter Mariechen auf ihrem Hof in Millenberg würdig ausgerichtet. Dann zog das junge Paar nach Königsberg, wo Onkel Franz bei der Kripo seines Amtes waltete. Die Eheleute wurden sehr bald eine richtige ermländische

Familie in der Diaspora. Nacheinander kamen Erika, Inge, Hans und Werner zur Welt. Herbert kündigte sich bereits an, als Onkel Franz in die Reichshauptstadt Berlin versetzt wurde. Indem er sich dort um eine passende Wohnung für seine immer noch wachsende Familie bemühte, kam Herbert noch in Ostpreußen - sozusagen unterwegs - in unserem lieben Wormditt zur Welt. In Berlin gesellten sich dann noch drei Mädchen hinzu: Elisabeth, meine Lieblingscousine, denn sie wuchs weitgehend in Millenberg bei Tante Martha auf und war mir wie eine Schwester; Maria, die wohl begabteste von den acht Kucklicks - sie starb aber schon neunjährig in Braunsberg an Diphtherie und wurde im Dezember 1943 in Mighennen zu Füßen meines Vaters zur letzten Ruhe gebettet; und schließlich Genovefa, das Nesthäkchen.

Die engen Bindungen der Kucklicks an unseren Bauernhof in Millenberg waren nur zu verständlich, denn mit einem mittleren Beamtengehalt eine zehnköpfige Familie in dem damals schon nicht gerade billigen Berlin durchzubringen, war für Onkel Franz nicht immer einfach. So verbrachten die Kinder grundsätzlich ihre Ferien in Ostpreußen. Sie wurden auf mehrere Verwandte verteilt; aber gegen Ende der schulfreien Zeit versammelte sich die muntere Gesellschaft regelmäßig in Millenberg, und die Rückkehr in das ferne Berlin - sozusagen in einem Sammeltransport von Wormditt aus - verlief selten ohne Tränen. Es war ja auch zu schön in Millenberg.

Nun verlief alles in umgekehrter Richtung. Die Millenberger befanden sich seit dem 06. Februar 1945 auf einer freilich beschwerlicheren Reise nach Berlin.

Unsere Militärkolonne bahnte sich mühsam einen Weg durch die hohen Schneeverwehungen in Richtung Norden. Wir fuhren ein letztes Mal durch die uns so vertraute Flur auf dem Weg, der von Millenberg über Sonnwalde nach Mehlsack und etwa einen Kilometer weit über unser Grundstück führt. Der Abschied vom Hof, von den Schlägen, deren Saaten der Schnee zudeckte, vom >Ellerbruch<, wo in der Jagdsaison Hasen und Rehe ihr Leben lassen mußten, fiel schwer. Schon war unser Wald in Sicht, als der Konvoi plötzlich am >Kreuzweg< nach rechts abbog, sich also nicht auf Mehlsack zubewegte, sondern über Lichtenau das Weite suchte. Ob Wermters schon mit Pferd und Wagen aufgebrochen waren? Ihr Hof gleich hinter dem Kreuzweg lag wie tot da. Überhaupt hatten wir allen Schlachtenlärm hinter uns gelassen. Keine Militärkolonne, kein

Flüchtlingstrecke hinderte das zügige Vorwärtskommen. Endlich in Lichtenau. Die Chaussee von Heilsberg über Mehlsack nach Braunsberg, die durch Lichtenau führt, war wieder sehr belebt. Alles strebte auf dieser festen Straße in Richtung Nord-Westen, also auf das Frische Haff zu, das, so war anzunehmen, jetzt eine dicke Eisschicht deckte und den Fuhrwerken Rettung auf der Frischen Nehrung bot. Denn nur über die Frische Nehrung, so hatten die Soldaten berichtet, führe der einzige noch offene Weg nach Danzig und dann weiter über Pommern in das Reich.

Das könnte auch unser Fluchtweg werden, kam mir plötzlich in den Sinn, denn wie anders sollten wir nach Berlin gelangen? Wie lange braucht man von Millenberg nach Berlin? Das war **die** Frage. Auf ihrer Reise von Berlin nach Millenberg benutzten die Kucklicks immer einen D-Zug, der vom >Schlesischen Bahnhof< durchgehend nach Königsberg fuhr. In Schlobitten mußten sie umsteigen und auf der Bummelbahn nach Wormditt weiterreisen. Alles in allem dauerte das ca. 12 Stunden. Und von Wormditt nach Millenberg, diese 12 Kilometer trabten unsere beiden >Brauner< (zwei Warmblüter aus der weltberühmten Trakehner Zucht) in einer knappen Stunde. Mit sage und schreibe 13 Stunden war diese Strecke diesmal nicht zu bewältigen. In 13 Tagen vielleicht!

Mein Nachsinnen über das, was uns bevorstehen könnte, wurde jäh unterbrochen. Die Funkstaffel war auf einen großen Abbauhof nördlich des Dorfes eingeschwenkt, um hier erneut Stellung zu beziehen. Tante Martha fand sogleich heraus, daß wir auf dem Anwesen des Lichtenauer Großbauern Porsch gelandet waren. Hier lief noch alles seinen gewohnten Gang; nichts deutete hin auf Flucht oder auch nur auf Fluchtvorbereitung. Die Funkstaffel von Leutnant Willy war hier offensichtlich die erste >Einquartierung< seit der großen russischen Offensive vom 13. Januar. Wir Zivilisten - das Wort >Flüchtlinge< wollte noch nicht so recht über unsere Lippen - wurden von einer Magd in ein kaltes, sparsam möbliertes Zimmer im Obergeschoß des Hauses geführt, wo wir die aufziehende Nacht verbringen sollten. Bei dem plötzlichen Aufbruch in Millenberg hatten wir es versäumt, ausreichend Lebensmittel mitzunehmen. Ein jeder hatte immer nur sein kleines Handgepäck bereitgehalten, nur das Wichtigste und nur soviel, wie man es längere Strecken tragen kann. Ich hatte alle meine kleinen Habseligkeiten in einem Rucksack verstaut, aber nichts Eßbares. Adolf war völlig ohne Gepäck zugestiegen; er war unser "Hans im Glück."

Ehe es zu einer langen Diskussion darüber kam, wie nun vorzugehen sei, damit wir nicht vorzeitig Hungers sterben, sorgten die Soldaten für unser leibliches Wohl. Wir wurden ohne langes Bitten aus der Feldküche versorgt. Das war kein Problem, denn eines der mitgeführten Fahrzeuge entpuppte sich als großer Lkw-Anhänger, vollgepackt mit Lebensmitteln, hochprozentigen Getränken, Zigaretten, Bonbons und was sonst das Herz begehrt. Es war alles vorhanden. Daß niemand ungebeten oder auch nur unbefugt an diese fahrbare Vorratskammer ging, dafür sorgte Erwin, ein noch recht junger Gefreiter. Mit ihm habe ich mich bald darauf näher anfreunden können.

Die erste Nacht auf der Flucht in einem eiskalten Zimmer wirkte auf uns alle wie ein Schock. Der Kriegslärm lag hinter uns und war, wie wir wußten, doch so nahe. Keine 10 oder 12 Kilometer entfernt wurde verbissen um jeden Fußbreit an Boden gekämpft. Vielleicht war unser Hof bereits in russischer Hand. Wie lange würde es dauern, bis auch Lichtenau und der Bauer Porsch an der Reihe waren? Wie lange würden uns die freundlichen Soldaten von der Funkstaffel Schutz und Sicherheit gewährleisten?

Die Antwort auf die letzte Frage überraschte Mutter und die Tanten am frühen Morgen des 7. Februar. Leutnant Willy kam diesmal nicht persönlich, sondern ließ die Botschaft - sehr diplomatisch und mit vielen Windungen - durch seinen Adjutanten, einen älteren Feldwebel, überbringen: Man habe dem Versprechen gemäß für die Rückführung der Zivilisten in eine sichere Zone gesorgt, sie auch bis dato gepflegt. Nun aber sei es Zeit, daß man sich selbst um ein Weiterkommen bemühen müsse. Weitere Garantie der Zuflucht im Schutz der Truppe sei nicht möglich. Dies betreffe aber nur die Erwachsenen, also Mutter und die Tanten Martha, Cläre und Maria. Die "Jungens", so lautete die Botschaft - d. h. Hansi, Adolf und ich - könne man, natürlich nur auf freiwilliger Basis, bei der Einheit gebrauchen. Wir würden Uniformen bekommen und bei Aufgaben eingesetzt werden, die keinen Kombattantenstatus haben, d. h. wir fänden zwar Verwendung bei der Truppe, blieben aber Zivilisten. Über das weitere Schicksal der beiden Frauen, unserer Magd Hedwig und der Cousine Ursula, fiel kein Wort. Sie waren ja auch auf anderer Basis und nicht aufgrund der besonderen Einladung durch Leutnant Willy bei den Soldaten untergetaucht. Sie hatten auch nicht mit uns die Nacht im kalten

Stübchen auf dem Söller verbracht, sondern waren anderswo, sicher wärmer und angenehmer, verwöhnt worden.

Diese Hiobsbotschaft erschütterte Mutter und die Tanten zutiefst. Mutter und Tante Martha reagierten spontan: "Dann packen wir unsere Sachen und gehen wieder nach Hause." Tante Cläre und Tante Maria befahl Unsicherheit. Sie waren ja nun auch schon etwas länger auf der Flucht, genau zweieinhalb Wochen. Nun doch noch den Russen in die Hände fallen, ja, ihnen geradezu in die Arme laufen? Nein, das wollten sie nicht! Sie versuchten, Schwester und Schwägerin zu beruhigen und dann zum unbedingten Zusammenbleiben zu bewegen. Dies ist ihnen letztendlich auch gelungen.

Die älteste, Tante Cläre, war damals 54 Jahre alt. Mutter und Tante Martha hatten je 52 Lenze erlebt und Tante Maria, die jüngste, aber zugleich auch zarteste von den 14 Sprößlingen der Migehner/Millenberger Schulzen, zählte erst 43 Jahre. Alle vier besaßen ein unerschütterliches Gottvertrauen, wie es vielen unserer ermländischen Frauen und Männer jener Generation, die nun fast zwei Weltkriege überstanden hatten, eigen war, und sie wußten sich unter dem Schutzmantel der Madonna, die sie innigst verehrten, gut aufgehoben.

"Dann in Gottes Namen", sagte Tante Martha, ergriff ihr Köfferchen und trat entschieden vor die Tür. "In Gottes Namen!" echote es einmütig aus den verhärmtten Gesichtern der Drei, und dann folgten sie ihr stumm. Ich stand da wie belämmert. Meine Meinung war nun gar nicht mehr gefragt. Mutter wußte, daß ich die Chance, bei den Soldaten bleiben zu dürfen, nutzen würde. Aber so ganz ohne Verabschiedung, ohne eine letzte Umarmung, ohne Aufwiedersehen, sollte, ja durfte die Trennung - die nun zur völligen Abnabelung führen sollte - nicht über die Bühne gehen. Ich folgte den vier in Ehren ergrauten Damen durch den tiefen Schnee bis in die Dorfmitte von Lichtenau. Der Seniorin, Tante Cläre, die gerade von einer Gesichtsrose genesen war, habe ich den Koffer tragen dürfen. Dann standen wir vor der Kirche, und zufällig befand sich Pfarrer Braun auf dem Weg vom Gotteshaus in seine Pfarrwohnung.

Er erkannte Tante Martha, der er in Migehnen schon öfter begegnet war, und ohne Vorrede ging es um das Woher und Wohin. Ich verabschiedete mich, nahm Mutter noch einmal in die Arme, drückte den Tanten die

Hand, ließ mir von Tante Maria noch ein Kreuz auf die Stirn zeichnen und rief dann laut: "Also, Aufwiedersehen in Berlin!"

Im Eilschritt bewegte ich mich zurück zum Abbauhof des Bauern Porsch und wurde dort sogleich vom Spieß der Einheit, einem etwa 45jährigen, sehr väterlich wirkenden Hauptfeldwebel, dessen Name mir leider entfallen ist, in Empfang genommen. Er war ganz offensichtlich davon überzeugt, daß ich das Angebot, bei der Truppe sozusagen als "HIWI" zu dienen, akzeptiert hatte, und teilte mich ohne jede weitere Diskussion der Feldküche zu. Erwin versorgte mich mit Drillichzeug, Koppel und Mütze - Stahlhelm und Karabiner sollte ich später erhalten - forderte mich auf, die Klamotten zu wechseln, was ich auch unverzüglich tat, und bot mir an, die Zivilkleidung sorgfältig in einem Sack zu verstauen, der dann ganz hinten auf dem Küchenwagen einen sicheren Platz erhielt. Dann machte er mich kurz mit der militärischen Ehrenbezeugung vertraut, sagte mir auch, wann und bei welcher Gelegenheit zu grüßen ist, und führte mich anschließend zum Koch, der nun mein unmittelbarer Vorgesetzter war. Der Koch, ein gutmütiger, wohlgenährter End-Vierziger, fragte nach meinem Vornamen, wunderte sich über den >frommen Josef< und meinte, bei ihm daheim nenne man solche Geschöpfe "Sepp." Das war mir recht, denn an diesen Rufnamen war ich von zu Hause gewöhnt. Dann drückte er mir zwei leere Eimer in die Hände und befahl recht barsch: "Wasser holen!" So war ich denn in der Funkstaffel von Leutnant Willy als Küchenhilfe in Kost und Logis genommen.

Hansi und Adolf hatte man inzwischen auch zu Soldaten gemacht. Sie mußten Strippen legen und auch wieder einrollen, kurz, sie waren der technischen Abteilung zugeteilt und fühlten sich ebenfalls wohl. Ich sah sie vorerst nur bei der Essenausgabe. Hedwig und Ursula machten sich bei den Unteroffizieren bzw. Feldwebeln nützlich, denen sie in Ermangelung eines Putzers - den können sich niedere Chargen wohl nur in Friedenszeiten leisten - Wäsche besorgen, Knöpfe annähen und Stiefel wienern mußten.

Die Funkstaffel von Leutnant Willy versah auf dem Hof von Bauer Porsch noch weitere drei Tage den notwendigen Nachrichtenübermittlungsdienst. Inzwischen war die Front wieder bedenklich nahe gerückt, und es erging am Samstag, dem 10. Februar, der Befehl zum Stellungswechsel. Leutnant Willy traf die Anordnung, daß sich die Funkstaffel mit

ihren beiden SPWs und drei LKWs in der Nacht vom 10. zum 11. Februar absetzen und weit im Norden auf dem Rittergut Dösen, 6 Kilometer nord-westlich von Zinten, erneut Stellung beziehen sollte. Die Truppenverschiebung bei Nacht war aus Sicherheitsgründen angezeigt, weil die Wettervorhersage für den kommenden Tag wolkenfreien Himmel voraus sagte und mit starker Tiefflieger tätigkeit zu rechnen war. Der Küchenwagen sollte, von einem Trecker der Marke Lanz gezogen, bei Tage am Sonntag (11.2.) nachfolgen. So brach dann die Truppe kurz vor Mitternacht auf, und wir, Emil, Erwin und ich, nahmen im geräumigen, warmen Eßzimmer des Bauern Porsch eine Mütze voll Schlaf. Es dämmerte bereits, der Gefechtslärm der Front schien bedenklich nahe, da drängte Emil, ein gutherziger Obergefreiter, der unser kleines Kommando anführte, zum Aufbruch. Mit einer Karbidlampe wurde der Motor des Traktors vorgewärmt, das steife Öl wieder flüssig gemacht, und als der Trecker endlich ansprang, nahmen wir unsere Plätze ein, Emil auf dem Führersitz des Bulldozers, Erwin und ich auf dem Anhänger, und schlichen mit einem Höllenlärm über Feldwege bis Schönsee. Dort erreichten wir eine befestigte Straße, die, halbwegs frei, über Lotterfeld nach Mehlsack führte.

An diesem Sonntag fiel Wormditt, um das fast drei Wochen lang erbittert gekämpft worden war, endgültig in russische Hand. Das 12 Kilometer nördlich gelegene Mehlsack glich einem Hexenkessel. Aus drei Richtungen mühten sich endlose Flüchtlingstrecks in das enge Städtchen, um dann ineinander verzahnt, oft auseinandergerissen, nach Nordwesten über Engelswalde, Peterswalde, Lilienthal Richtung Haff abzufließen. Die Feldgendarmarie auf den Hauptkreuzungen gab ihr bestes und leitete das Chaos in halbwegs geordnete Bahnen. Mittendrin das Militär, auch wir mit unserer fahrbaren Vorratskammer; deutsche Truppen hatten immer Vorfahrt, und so gelang es Emil, unbeschadet in knapp zwei Stunden Mehlsack hinter sich zu bringen und auf der Braunsberger Chaussee mit Tempo 10 links an den Flüchtlingstrecks vorbei - sie waren auf den >Sommerweg< verbannt - nach Nordwesten zügig voranzukommen. Immer wieder mußten wir uns auf die rechte Fahrbahn zwischen Fuhrwerke quetschen, wenn entgegenkommende Truppen in Eilmärschen zur Verstärkung der Front uns entgegenrollten.

Kurz hinter Peterswalde kreuzen zwei Chausseen. Ein Hauptmann und zwei der berühmt-berüchtigten >Kettenhunde< (mit besonderen Befu-

gnissen ausgestattete Feldgendarmen, die vornehmlich Jagd auf Deserteure machten) durchsuchten alle Flüchtlingsfahrzeuge und natürlich auch unser verdächtig anmutendes >Gespann< nach Fahnenflüchtigen. Emil mußte seinen Marschbefehl vorzeigen; auch Erwin und ich wurden unter die Lupe genommen. Der Küchenwagen war aber >sauber<. Manch ein Familienvater, der im Krieg wegen Unabkömmlichkeit (u.k.-gestellt) vom Heeresdienst befreit worden war und sich jetzt als Treckführer mit Frau und Kindern auf der Flucht befand, wurde an solchen Sperrern aufgeschnappt, zu einer militärischen Sammelstelle geführt und der Kampftruppe einverleibt.

Der Obergefreite Emil mit seinen beiden Untergebenen samt Traktor und Anhänger durfte die Reise fortsetzen, jedoch nicht nach Emils Plan - er wollte geradeaus weiterfahren und bei Vogelsang auf die Reichsautobahn Richtung Königsberg einschwenken - sondern mußte hier nach Norden abbiegen und die Chaussee vorbei an Klein Klaussitten, Rauschbach direkt auf Zinten zu nutzen. Zuvor jedoch wurden wir vom Hauptmann beordert, eine kleine Flüchtlingsfamilie, die zu Fuß auf der Flucht war, ein Stück auf unserem Küchenwagen mitzunehmen. Die Mutter mit ihren beiden Töchtern im Alter etwa 16 bis 18 Jahren wurden von hinten auf den Anhänger gehievt und machten es sich auf Mehl- und Zuckersäcken bequem, während Erwin und ich, jeweils die weniger angenehme Außenposition einnehmend, die Frauen zwischen uns hatten. Diese Straße war weniger belastet, und wir kamen zügig voran. Bald kamen wir mit den Damen ins Gespräch. Vor allem die Mädchen wollten wissen, woher wir kämen und wohin die wertvolle Fracht gebracht werden sollte. Als sie hörten, daß wir unserer Einheit, die in Frontnähe bei Zinten operierte, nacheilten, waren sie besorgt, noch vorher, möglichst in der Nähe von Heiligenbeil, wieder auf eigene Füße gestellt zu werden. Kurz vor der Autobahn bei Dtsch. Thierau setzten wir die Drei wieder ab und ratterten auf der fahrzeugleeren Autobahn auf Zinten zu.

Das Gespräch mit den beiden jungen Damen hatte uns angenehm die Zeit verkürzt. Was aber für mein noch recht unterentwickeltes Wertgefühl von größter Wichtigkeit war, sie hatten mich als Soldat, als vollwertigen Mann, anerkannt und durch die Blume wissen lassen, daß, wenn die Umstände der gemeinsamen Reise nicht so extrem ungewöhnlich gewesen wären, ein längeres Beisammenbleiben sicher manchen Reiz gehabt hätte. Hatte ich mich gar auf einen ersten Flirt eingelassen?

Glutroter Himmel und näherrückender Kampfeslärm zwangen mich brutal in die Wirklichkeit zurück. Wir näherten uns unserem Ziel und dort wurde erbittert gekämpft. Auf der Höhe von Gut Diedersdorf verließ Emil die Autobahn und legte eine Verschnaufpause ein. Bis zu unserem Bestimmungsort Gut Dösen waren es der Karte nach noch etwa 6 Kilometer. Aber dort brannte der Himmel, und die Russen feuerten heftig mit Artillerie in unsere Richtung. Jetzt bei Dunkelheit den Weg verfehlen? In unmittelbares Kampfgebiet geraten? Das wollte Emil unbedingt vermeiden, und wir Jünglinge stimmten ihm zu.

Auf unserem Weg nach Gut Dösen lag das Dorf Kumgarben. Dort suchten wir für die Nacht ein Quartier und fanden es auf einem etwas abseits gelegenen Bauernhof. Dort waren andere Einheiten stationiert, aber man rückte zusammen und überließ uns im warmen Pferdestall eine leerstehende Box. Stroh war reichlich vorhanden, und wir sanken alle Drei nach kurzer Stärkung mit Kommißbrot und Dauerwurst - Emil tat sich noch ein kleines Fläschchen Schnaps zugute, "damit es besser rutscht" - in tiefen Schlaf.

Es mag wohl 6 Uhr am Morgen gewesen sein, da weckte uns äußerst unsanft deutsche Artillerie, die neben dem Pferdestall in Stellung gegangen war und nun aus zwei Rohren mit Kaliber 12 auf den Feind zurückschoß. Ohne Frühstück eilten wir in der Morgendämmerung zu unserer rollenden Vorratskammer, wärmten wieder umständlich den Bulldozer vor und tuckerten zurück auf die Hauptstraße. Ein taktisches Zeichen, notdürftig an einen Chausseebaum geheftet, wies uns den Weg. Die Division, der wir zugeordnet waren, führte als Erkennungszeichen ein springendes Pferd< und wies sich damit als eine einst aus Ostpreußen zusammengesetzte Truppe aus. Inzwischen war die Division natürlich auch mit Soldaten anderer Landmannschaften immer wieder aufgefüllt worden. Darum hatten wir auch einen eindeutig bayerischen Koch, der inzwischen voller Unmut auf seine Lebensmittel für die Feldküche wartete. Wir durften keine Zeit verlieren. Mit lautem Getöse zockelten wir auf Dösen zu. Auf einer Anhöhe, etwa einen Kilometer vor unserem Ziel, konnte man weit in das Natanger Land blicken, und noch in guter Sichtweite machte ich die feindlichen Stellungen aus. Mit auf uns drohend gerichteten Rohren standen Geschütz neben Geschütz, Artillerie, Stalinorgel, dazwischen Panzer, eine geballte Streitmacht, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Auf dieses Bollwerk bewegten wir uns im Laufschrift-Tempo zu. Wir befand-

den uns gerade in einem leicht abschüssigen Hohlweg, an den Böschungen rechts und links mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, als ein direkter Beschuß auf unser Gefährt einsetzte. Emil tuckerte ganz unbeeindruckt stur weiter, aber Erwin und ich sprangen in Todesangst - ich merkte das später an meinen vollen Hosen - vom Anhänger und suchten in den Gräben oder unter den Bäumen Schutz. Und dann im >Sprung-auf-Marsch-Marsch< dem Trecker hinterher. Da geschah es. Der Bulldozer wurde von einem Granatsplitter getroffen. Der Dieseltank hatte ein Loch und der Betriebsstoff drohte völlig auszulaufen. Emil reagierte schnell. Er brachte den Trecker zum Stehen und verstopfte blitzschnell das Loch mit einem immer griffbereiten Lappen. Als wäre nichts geschehen, schwang Emil sich wieder auf den Fahrersitz und dröhnte nun mit besonderer Lautstärke - so kam es mir wenigstens vor - den Hohlweg weiter hinunter, bis er rechts in ein Wäldchen abbiegen konnte. Wir waren nun außer Sichtweite und hatten eine Verschnaufpause nötig. Der direkte Beschuß wurde eingestellt, und vor uns entdeckten wir auch schon das Ortseingangsschild "Gut Dösen, Landkreis Heiligenbeil". Wir waren fast am Ziel. Nur noch zweihundert Meter Fahrt, und wir befanden uns auf einem geräumigen Gutshof, der über und über mit deutschen Truppen besetzt war.

Einheitskommandant Willy, der gerade seine Beförderung zum Oberleutnant feierte, erkundigte sich besorgt nach unserem Wohlergehen, denn man hatte uns bereits am Abend zuvor erwartet. Während Emil Bericht erstattete und auf den demolierten Traktor hinwies, eilten Erwin und ich erst einmal in die uns zugewiesene Unterkunft. Ich mußte dringend meine Wäsche wechseln. Daran herrschte Gott-sei-Dank kein Mangel.

Inzwischen war es Mittagszeit. Ich war gerade dabei, Dosen mit Gemüse vom Verpflegungswagen zur Feldküche zu transportieren, da überfielen den Gutshof mehrere Tiefflieger und richteten großen Schaden an. Den Anhänger hatte Emil unter einer großen Buche abgestellt. Er war gewissermaßen getarnt und zunächst kein unmittelbares Ziel der Angreifer. In einer kurzen Feuerpause konnte ich mich in einem festen Gebäude in Sicherheit bringen. Das Mittagessen fiel an diesem Montag (12.2.) aus. Am Abend wurde bekannt, daß dieser feindliche Luftangriff, der etwa zwei Stunden dauerte, über 30 Soldaten das Leben gekostet hatte, und daß fast 100 Verletzte zu beklagen waren. Der unsinnige Krieg in seiner ganzen Härte hatte uns fest im Griff. Bei der Essenausgabe am Abend sah ich

auch Hansi und Adolf. Sie waren wohlauf. Auch Ursula war mit dem Schrecken davon gekommen. Nur von Hedwig hörten wir nichts. Sie hat aber auch überlebt.

Zugegeben: So abenteuerlich, zuweilen interessant und besonders kameradschaftlich das Soldatenleben an der Front auch immer war, ich kam dabei nicht weiter auf meinem Weg nach Berlin. Dort heil anzukommen umkreiste mein Denken und beherrschte mein Streben. Insgeheim wartete ich jetzt auf den Eingriff einer höheren Macht. Er sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Am späten Nachmittag des 13. Februar rief der Spieß mich in seine Schreibstube. Zunächst blickte er mich lange stumm an und bereitete mir fast schon ein schlechtes Gewissen, obwohl ich mir keines Vergehens, keiner Verletzung der Ordnung bewußt war. Dann kam die väterliche, sehr fürsorgliche Eröffnung: "Schulz, Sie haben unserer Einheit sehr zufriedenstellend gedient, die Truppe möchte Sie gerne behalten. Auch Oberleutnant Willy äußerte sich in diesem Sinne. Aber ich sehe auch das Andere. Unser Schicksal hier im Kessel von Heiligenbeil ist ungewiß. Wir haben Befehl, ihn bis zur vollständigen Räumung von Zivilisten zu halten. Sie sind Zivilist. In einer halben Stunde verläßt ein LKW Gut Dösen und bringt alle Zivilisten nach Heiligenbeil. Von dort aus ist es nicht mehr weit bis zum Frischen Haff, das noch zugefroren ist. Über die Nehrung, die von der deutschen Wehrmacht unbedingt freigehalten wird, bietet sich ein einigermaßen sicherer Fluchtweg in den Westen. Sie müssen jetzt sofort entscheiden, ob Sie die Chance nutzen oder bei uns bleiben wollen." Für mich stand in diesem Moment sicher fest, daß ich die angebotene Rückkehr in das Zivilleben nutzen würde. Endlich ging es weiter nach Berlin. Da war aber noch die Frage offen, ob auch Hansi, Adolf, Ursula und Hedwig mit dem LKW Dösen verlassen würden. Der Spieß schien meine Gedanken zu lesen. "Ihre Angehörigen müssen ebenfalls die Kampfzone verlassen. Alle Zivilisten, sagte ich." Wie sich gleich ergeben sollte, befanden sich meine >Lieben< bereits während dieses Gesprächs auf dem Weg zum Sammelplatz. So sagte ich Ja zur Abreise, bedankte mich für die gute Behandlung, empfing vom Spieß noch einen Päckchen Feldpostbriefe, die ich, wenn möglich, bis ins Reichsgebiet mitnehmen sollte, machte eine zackige Ehrenbezeugung und beendete damit mein Soldatsein. Den Sack mit meiner Zivilkleidung fand ich auf dem Küchenwagen unversehrt vor. Erwin unterdrückte eine Träne, als wir Ab-

schied nahmen; in den sechs Tagen meines Soldatenlebens hatten wir echte Freundschaft geschlossen. Zu gern wäre er mit mir auf die Flucht gegangen. Aber das ging nicht. Er war ja ein richtiger Soldat.

Der abfahrbereite LKW mitten auf dem Gutshofplatz war schon mit ca. 30 Zivilisten besetzt, als ich als Letzter zustieg. Hansi, Adolf und Ursula, alle waren sie da, nur Hedwig fehlte. Ursula machte Andeutung, daß wir ohne sie abfahren sollten. Nun, sie war erwachsen genug, um zu wissen, was sie tat. Der offene Laster mit der menschlichen Fracht rumpelte über das Kopfsteinpflaster vom Hof und bog bereits in den Hohlweg ein, den ich in böser Erinnerung hatte. Die Russen machten gerade eine Feuerpause, und wir blieben unbehelligt. Es war schon völlig dunkel, als nach etwa zweistündiger Fahrt der LKW-Fahrer auf einem Bauernhof bei Heiligenbeil hielt. "Absteigen!" lautete sein Kommando. Ich hatte mein nächstes Etappenziel erreicht. Im duftenden Heu eines großräumigen Schuppens, unter dem Kühe friedlich wiederkäuten, sanken wir bald alle in tiefen, erholsamen Schlaf. Den hatten wir auch bitter nötig.

Am 14. Februar brachen wir in aller Frühe auf, um so schnell wie möglich das Frische Haff zu erreichen. Jetzt hieß es, die Strecke von gut 6 Kilometern bis zum Eis zu Fuß hinter sich zu bringen. Die Straße nach Rosenberg war hoffnungslos mit Flüchtlingstrecks verstopft. Die Wagen standen mehr, als daß die sich fortbewegten.

Da auch für Fußgänger das Vorwärtskommen auf größte Schwierigkeiten stieß, nahmen wir einen Feldweg geradewegs auf das Haff zu. Die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel, und der Schnee verwandelte sich zu sehens in breiigen Matsch. Wir, Ursula, Hansi, Adolf und ich, gelangten nur mühsam voran. Dann wurden wir Zeugen einer bisher nie erlebten Luftschlacht.

Als russische Tiefflieger von der Landseite auf das Haff zuflogen, um die Flüchtlingstrecks zu beschießen, stiegen vom nahen Flugplatz in Heiligenbeil deutsche Jäger auf und bekämpften die Angreifer in grandiosen Kapriolen. Nacheinander trudelten getroffene Flugzeuge, dunkle Rauchschwaden hinterherziehend, zu Boden und explodierten beim Aufschlag. Es war für uns Laien nicht immer genau auszumachen, ob russische Maschinen oder deutsche Jäger getroffen waren. Etwa 20 Minuten dauerte der Spuk, dann war die Welt wieder friedlich wie zuvor. Vom Schlach-

tenlärm bei Braunsberg im Südwesten oder von Brandenburg/Königsberg im Nordosten vernahmen wir keinen Laut.

Endlich war das Rettung verheißende Frische Haff erreicht. Vom hohen Ufer bot sich dem Betrachter ein Bild, so ungewöhnlich, so einmalig, daß es schwer zu beschreiben ist. In vier Kolonnen, die sich wie schwarze,



Der Treck über das Frische Haff (Gemälde von Erich Fritz)

endlose lange Würmer von den hellen, vielfach Schnee bedeckten Eisflächen abhoben - jeweils im Abstand von mehreren Kilometern - krochen Tausende von Pferdefuhrwerken auf die sich dunkel abhebende Frische Nehrung zu. Ein Exodus der ostpreußischen bäuerlichen Bevölkerung mit nur einem kleinen Rest an Habseligkeiten ihres einst sprichwörtlichen Reichtums vollzog sich hier fast lautlos und ohne Beispiel in der Geschichte.

Wir standen jetzt an der Stelle am Haffufer östlich von Deutsch Bahnau, von der aus die dritte Kolonne (vom Osten her gesehen) auf die Reise über das noch tragende Eis in eine ungewisse Zukunft entlassen wurde. Hinter uns drängte sich Fahrzeug an Fahrzeug, begierig, endlich auf das Eis zu gelangen und die von Ferne winkende Nehrung heil zu erreichen, wo noch sicheres Entkommen winkte. Doch ehe die zum Teil sehr voll-
gepackten Arbeitswagen das Eis betreten durften, wurden sie von Solda-

ten gnadenlos entrümpelt. Das war ein besonders trauriger Anblick. Da flogen Hafersäcke, Daunenkissen, Standuhren, Kommoden, Schweinehälften und was sonst den Flüchtlingen für die unbestimmte lange Reise lieb und teuer war, in den Schneematsch. Alle Proteste der Eigentümer halfen nichts. "Die Wagen brechen ein, wenn wir sie nicht erleichtern", hieß es kalt. "Außerdem müssen Sie die vielen Menschen ohne Fuhrwerk mitnehmen", wurde argumentiert. Diese standen - wie auch wir - zu Hunderten in Bereitschaft, einem gerade entrümpelten Wagen zugeteilt zu werden.

Nach etwa einer halben Stunde Wartezeit wies ein Soldat uns Vier einem von vier Pferden gezogenen Flüchtlingswagen zu, der ohne schützendes Dach die Reise angetreten hatte. Ein dreizehnjähriger Junge führte das Gespann und saß mit seiner Mutter vorne auf dem nur mäßig beladenen Gefährt. >Unserem< Fluchtwagen - wenn ich ihn so nennen darf - war die Entrümpelung erspart geblieben. Ursula, die über Magenschmerzen klagte, und Hansi, der einen dick geschwollenen Finger der rechten Hand mit Schmerzen unter seinem Mantel warmhielt, bekamen einen Platz auf Hafersäcken. Sie konnten sich auch noch notdürftig mit einer Pferdedecke vor der Kälte schützen. Adolf und ich wählten den Fußmarsch. Je an einer hinteren >Runge< Halt findend, trotteten oder schlidderten wir im Schritt-Tempo neben dem Wagen her. Die Füße in den durch und durch nassen Schuhen quatschten bei jedem Schritt, hielten sich nun aber dank der gleichmäßigen Bewegung in erträglicher >Temperatur<.

Wir hatten bereits drei der acht Kilometer langen Strecke bis zur Nehrung zurückgelegt, als wir auf eine seltsame, frisch aufgebrochene Fahrrinne stießen, die Pioniere notdürftig mit Bohlen überbrückt hatten. Später stellte sich heraus, daß diese Fahrrinne am Morgen dieses Mittwochs von einem Eisbrecher verursacht worden war, der einem mit unersetzlichen Kulturgütern vollgepackten Boot den Weg durch das Eis von Elbing bis nach Pillau bahnen mußte. Bei den Kulturgütern handelte es sich um nichts Geringeres als um Kunstschatze, die der ostpreußische Gauleiter, Erich Koch, in seiner nimmersatten Gier durch List und Betrug an sich gebracht hatte und nun irgendwo im Reich sicher verstecken wollte. Darunter soll sich auch - so geht ein Gerücht - das sagenhafte Bernsteinzimmer befunden haben, nach dessen Verbleib bis heute gefahndet wird. Erich Koch konnte später aus seinem Raub keinen Nutzen ziehen. Er wurde einige Jahre nach Kriegsende von den Engländern aufgespürt,

schließlich den Polen ausgeliefert und zum Tode verurteilt. Daß er dennoch weitere Jahrzehnte überlebte - freilich nur als Gefangener im Zuchthaus von Wartenburg - verdankte er seiner angeblich angeschlagenen Gesundheit. Die Polen exekutieren nach einem alten Gesetz nur gesunde Delinquenten.

Unser Wagen rumpelte über die Holzbrücke und weiter ging es zügig auf die Nehrung zu. Die Nacht war bereits hereingebrochen, das voranfahrende Fahrzeug nur noch schemenhaft zu erkennen - es mußte von Wagen zu Wagen ein Mindestabstand von 80 Metern eingehalten werden - da hieß es plötzlich "stop!". Irgendwo von vorne strömte Wasser entlang der Fahrspur auf uns zu. Adolf und ich standen schon knöcheltief in der kalten Suppe, als es hieß, ein paar Wagen vor uns sei ein Fahrzeug eingebrochen und mit Pferden und Besitzer ertrunken. Uns befiel Angst, sozusagen Todesangst, denn gleich konnte auch die Scholle, die uns jetzt noch trug, ebenfalls brechen und absacken. So nahe dem rettenden Ufer wollten wir auf keinen Fall den Hechten des Haffes zum Fraß werden. Kurz entschlossen ging ich zu einem der Leitpferde unseres Vierergespans - dem die Leinen haltenden Knaben war es recht - und führte den Fluchtwagen in einem großen Bogen um die Einbruchsstelle und fand nach mehreren hundert Metern wieder den Anschluß an die Kolonne. Das war geschafft. Der Mond stieg auf und erhellte die Szene dergestalt, daß ich wahrnehmen konnte: Wir fahren gar nicht mehr auf die Nehrung zu, sondern bewegen uns im Abstand von reichlich 500 Metern parallel zum Rettung verheißenden Land in Richtung Westen auf Danzig zu. Das war alarmierend. Ich stellte bereits Überlegungen an, den Treck unverzüglich zu verlassen und mit den Meinen auf das Festland auszurücken, als der Treck wieder zum Halten kam. Ein Soldat mit Laterne schlitterte die Kolonne entlang und vermeldete jedem Wagen: "Nachts wird aus Sicherheitsgründen nicht weitergetreckt. Erst bei Morgengrauen setzen Sie die Reise fort. Versuchen Sie etwas zu schlafen." Sprach's, reichte uns eine der Pullen Schnaps zum >Aufwärmen<, die er in einem Korb mit sich führte, und schritt zum nächsten Fuhrwerk.

Diese Nacht auf dem Eis war grausam. Es hatte wieder Frost eingesetzt, und unsere nassen Schuhe gefroren zu Eisklumpen. Adolf und ich suchten auf dem Wagen eine halbwegs bequeme Lage, hatten aber nichts zum Zudecken. So rutschte jeder von uns nach einer gewissen Zeit, wenn der Kälteschmerz an den Füßen unerträglich geworden war, wieder vom Wa-

gen in die Vertikale, um durch Trampeln und Stampfen erneut Leben, zumindest erträgliches Gefühl, in die untersten Extremitäten zu zaubern. Dieser nicht gerade angenehme, aber überlebensnotwendige Vorgang wiederholte sich mehrmals in dieser kalten, mondklaren Nacht. Wir empfanden es wie eine Erlösung, als gegen 6 Uhr früh wieder ein Soldat von Wagen zu Wagen eilte mit der Botschaft: "Der Treck bleibt noch etwa eine Stunde stehen. Aber auf der Nehrung in dieser Höhe befindet sich ein Forsthaus; dort wird Kaffee an die Flüchtlinge ausgeteilt, eventuell auch Brot und eine warme Suppe. Wenn Sie sich beeilen, bekommen sie noch ein warmes Frühstück, ehe die Fahrt weitergeht." Das war Musik in meinen Ohren. "Komm, Adolf, wir holen Kaffee!" Zu Ursulas Gepäck gehörte eine Milchkanne, die 2 Liter fassen konnte. Die ergriff ich, und schon eilten wir über das Eis auf das Festland zu. Wie herrlich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben! Das Forsthaus war schnell aufgespürt. Aber es gab keinen Kaffee. Es mangelte an Wasser. Der Brunnen war zugefroren und der angekündigte Lastzug mit dem lebenswichtigen Naß noch nicht eingetroffen. Auf die Idee, Schnee zu schmelzen, den es hier reichlich gab, war noch niemand gekommen. Wir würden folglich ohne Kaffee und ohne Suppe zum Treck zurückmüssen. Ehe wir aber den Rückweg antraten, schauten wir uns beim Forsthaus um und entdeckten, daß zahlreiche Flüchtlinge auf einer Lichtung geduldig ausharrten. LKWs waren angekündigt, die Frauen und Kinder auf der einzigen Straße, die die Frische Nehrung zu bieten hat, nach Danzig bringen sollten. Diese Transporte wurden nur bei Tageslicht durchgeführt. Der dichte Kiefernbestand, durch den sich die Straße schlängelt, bot hinlänglichen Schutz vor Tieffliegern.

Mein Plan stand fest, und Adolf stimmte ihm zu: Wir gehen zurück, verlassen alle gemeinsam den Treck auf dem Eis und nehmen den Landweg nach Danzig. Das wäre ein bedeutender Schritt in Richtung Berlin.

Wieder bei >unserem< Wagen angelangt, trug ich Ursula und Hansi meine Überlegungen vor und drängte auf unverzüglichen Aufbruch. Aber Ursula wollte nicht, und Hansi erklärte sich mit seiner Schwester solidarisch. Wo sie hingehet, gehe er mit. Beide waren nicht umzustimmen. Ich hatte mich inzwischen in Wut geredet und stellte bereits die Überlegung an, dann eben ohne Cousine und Cousin alleine mit Adolf die von mir als aussichtsreichsten Fluchtweg erkorene Route einzuschlagen, als der Treck sich wieder in Bewegung setzte. "Dann eben nicht!" brummelte ich

erbot in meinen noch gar nicht vorhandenen Bart, als Adolf plötzlich schrie: "Tiefflieger von hinten!" Da brausten sie heran, zwei russische Jagdbomber im Tiefflug, und schossen mit ihren MGs wahllos auf wehrlose Menschen, Pferde und Wagen. Adolf und ich spurteten weg von der Kolonne auf die Nehrung zu und suchten beim ersten Angriff Deckung hinter einem halbwegs eingefrorenen Pferdekadaver. Ehe die Jäger nach dem Ziehen einer Schleife zur zweiten Attacke ansetzten, hatten wir schon das Ufer erreicht und im Untergestrüpp Deckung gefunden. Die Russen flogen noch zwei weitere Angriffe und drehten dann ab. Wo blieben nur die deutschen Abfangjäger vom nahen Standort Heiligenbeil? Hatte sie die Luftschlacht vom Vortag so geschwächt, daß sie kein neues Abenteuer wagten?



Die Nehrung ist erreicht - Hoffnung kommt auf

Wir pirschten zu >unserem< Fluchtwagen zurück. Da sah es schlimm aus. Von den vier Pferden des Gespanns standen nur noch zwei. Die anderen waren getroffen worden und lagen nun blutend auf dem Eis. Ursula und Hansi waren verschwunden. Der Junge, sagte die Frau, habe unter dem Wagen Schutz gesucht, sei aber trotzdem in den Bauch geschossen worden. Ursula hatte eine leichte Schürfwunde am Bein davongetragen. Sanitäter hätten sie inzwischen fortgetragen. Wir fanden beide im eiligst zu einem Hilfslazarett umfunktionierten Forsthaus. Hansi rang bereits

mit dem Tod. Er war nicht mehr ansprechbar. Ursula blieb bei ihm. Sie hoffte, bald mit einem Sanitätsfahrzeug nach Danzig zu gelangen. Hansi ist noch am gleichen Tag gestorben und auf der Frischen Nehrung an unbekannter Stelle beigesetzt worden. Vermutlich endete er in einem Massengrab, denn er war nicht das einzige Opfer dieses russischen Überfalls aus der Luft. Später habe ich versucht, die Lage jener Stelle genauer zu lokalisieren, an der das Unglück geschah. Es muß sich unmittelbar vor der >Strauchbucht< zugetragen haben, etwa 5 Kilometer nordöstlich von Narmeln, denn dort ist ein Forsthaus verzeichnet, von denen es auf der Frischen Nehrung nur wenige gab.

Jetzt waren wir endgültig nur noch auf uns alleine gestellt, Adolf und ich, die letzten der zehn Millenberger, die vor 9 Tagen vom Behlau-Schulzenhof aufgebrochen waren, zugleich die Jüngsten, die nur noch ein Ziel vor Augen hatten: Sicher und unversehrt Berlin erreichen!

An der Sammelstelle beim Forsthaus hatten sich inzwischen Hunderte von Flüchtlingen eingefunden. Ein Militär-Laster wurde gerade beladen, zunächst mit Verwundeten, dann hatten Mütter mit Kleinkindern den Vortritt, soweit der Platz reichte. Endlich startete der LKW mit der menschlichen Fracht in Richtung Danzig. Ehe ein zweites Fahrzeug eintraf, verging eine Stunde. Dann die gleiche Prozedur. Für uns sah es schlecht aus. Die Chancen, mit einem LKW nach Danzig zu gelangen, waren äußerst gering. Zu viele Frauen und Kinder warteten auf den Transport. Es wuchs die Einsicht, die eigenen noch gesunden Füße zu benutzen, deren Verpackung, das Schuhwerk, langsam trocknete. Zunächst stärkten wir uns an der Feldküche, die neben dem Sammelplatz eine dampfende Erbsensuppe mit viel Fleisch und Speck bereithielt, versorgten uns auch noch mit Proviant, bestehend aus einem Kommißbrot, einer Dose Wurst, einem Stück Käse und einem dicken Streifen Speck. Alle unsere Habseligkeiten einschließlich Verpflegung verstauten wir in einem Getreidesack, der, fest zugebunden, nun abwechselnd von mir und Adolf getragen wurde. Mein Rucksack war mir abhanden gekommen. Da schon wieder der Abend dämmerte und ein Nachtmarsch auf unbekanntem Wegen ausgeschlossen war, suchten wir für die Nacht eine Bleibe. Nicht weit vom Sammelplatz hatten Pioniere einen provisorischen Bunker angelegt. Sie hatten einen zwei Meter tiefen Graben ausgehoben und darüber dachartig zurechtgesägte Baumstämme zusammengefügt. Das Ganze, mit Erde überdeckt, bot Schutz vor Schnee und Kälte. Im Inneren

brannten Holzfeuer, die zwar beißenden Rauch verursachten, aber die In-sassen wärmten. Unser Versuch, dort ein bescheidenes Plätzchen für die Nacht zu ergattern, scheiterte. Das Verlies war so vollgestopft mit Menschen, daß keine Maus mehr reingepaßt hätte. So suchten wir uns im dichten Gestrüpp unter Bäumen in Hörweite zum Sammelplatz ein Lager und verbrachten die Nacht eng aneinandergedauert im Freien.

Am nächsten Morgen gab es im Forsthaus Kaffee. Gestärkt und inzwischen wieder guten Mutes brachen wir zu Fuß auf in Richtung Pillau. Es sollten etwa 20 Kilometer bis Neutief sein. Die Flucht in westlicher Richtung bis Danzig wurde mit 90 bis 100 Kilometern gehandelt. Diese lange Strecke hatte uns abgeschreckt. Außerdem, so meinten die Soldaten, würden laufend Schiffe mit Flüchtlingen Pillau verlassen. Darauf setzten wir alle unsere Hoffnung. Die Straße nach Neutief erwies sich als ein sandiger besserer Feldweg. Aber was soll's! Zu Hause waren wir auch nicht nur auf festen Chausseen gewandelt. Wir waren nicht alleine auf der Flucht. Zuweilen überholten wir Gruppen mit Kindern, die langsam gehen mußten, mehrfach zogen an uns rüstige Burschen vorbei, die es noch eiliger als wir hatten. Grauenhaft erschienen uns die an Bäumen hängenden standrechtlich exekutierten Männer und Frauen mit einem Pappschild um den Hals: "Ich habe geplündert!" >Kettenhunde (=Feldgendarmen) hatten hier ganze Arbeit geleistet.

Am frühen Nachmittag standen wir unvermittelt vor dem Anleger in Neutief. Eine Fähre brachte uns unverzüglich hinüber nach Pillau. Durch das einschwappende Salzwasser blieb die Öffnung zum Meer eisfrei. Ein großer freier Platz unmittelbar neben dem Hafen war vollgestellt mit zurückgelassenen Flüchtlingswagen und zeigte an, daß aus Pillau ein Weiterkommen nur per Schiff möglich war. Wir standen am Hafen, konnten aber kein Schiff ausmachen, das für die Evakuierung von Flüchtlingen geeignet wäre. Nur kleinere Schiffe der Marine lagen vertäut weiter hinten an der Mole. Ein älterer Polizist in blauer Uniform wurde auf uns wie verlassen wirkenden >Kinder< aufmerksam. Er kam auf uns zu und erkundigte sich nach Angehörigen. Wir hatten keine, zumindest jetzt keine, die mit uns auf der Flucht wären. Er erbarmte sich der Waisen, nahm einen rechts, den anderen links an die Hand und führte uns in ein Haus an einer Straße ganz nahe dem Hafen. Im ersten Obergeschoß öffnete er die Tür zu einem Raum, der einst wohl als Wohnzimmer gedient hatte, nun aber mit Flüchtlingen überbelegt war. Ohne auf die Proteste der dort eng

nebeneinander liegenden Menschen zu achten, drängte er uns in den warmen Raum, und mit "Für diese zwei Jungens müßt ihr noch Platz machen!" schloß er wieder die Tür und verschwand. Zunächst unwillig, dann aber doch irgendwie Mitleid empfindend, rückte man ein wenig zusammen. Uns blieb ein knapper Quadratmeter gleich neben der Tür mit der Wand als Rückenlehne. Schließlich kamen wir mit unseren neuen Nachbarn ins Gespräch und erfuhren, daß sie - wenigstens die meisten von ihnen - bereits drei Wochen hier ausharrten und auf die Zuteilung eines Platzes auf einem Schiff warteten. Man räume die Stadt Pillau Straße für Straße vom äußersten Ende her. Die Hafengegend werde zuletzt evakuiert. Das könne noch dauern. "Schöne Aussichten!" dachte ich, verfiel aber keineswegs in Resignation. Ich beging an diesem Tag (17. Februar) meinen 15. Geburtstag, ohne daß es mir bewußt geworden wäre. Wir waren mit dem Kalender durcheinander geraten oder lebten einfach außerhalb jeder regulären Zeit.

Die Flüchtlinge wurden hier aus einer Gemeinschaftsküche versorgt. Uns wurden Tee, Brot und Margarine gereicht, dann überfiel uns auch schon wieder die Nacht. Trotz großer Müdigkeit konnte ich im >Hocksitz< nicht einschlafen. Adolf war besser dran. Er schnarchte den Schlaf des



Einschiffung von Flüchtlingen in Pillau

Gerechten. Es mag wohl 5 Uhr früh gewesen sein, als lautes Getrappel auf der Straße meine Ohren spitzen ließ. Aus der diagonal gegenüber liegenden Ecke des Zimmers stieß ein altes Muttchen auf echt Ermländisch die Klage aus: "Nu geehe se widder zum Schiff, on wea saie ömmer noch nich draing!". Das war wie eine Aufforderung. "Zum Schiff!". Ich weckte Adolf unsanft mit einem Rippenstoß, hielt ihm aber gleichzeitig den Mund zu, damit er mein Vorhaben nicht unzeitig verriet, und flüsterte ihm ins Ohr: "Wir hauen ab!", packte unseren >Sack<, und dann stahlen wir uns leise aus der Tür und reihten uns unauffällig in den Strom der Flüchtlinge ein, die dem Hafen zustrebten. Es klappte wunderbar. Nur vor der Gangway, die in den Schiffsbauch führte, und die nur im Gänsemarsch zurückzulegen war, kam es zu einem kurzen dramatischen Akt. Zwei >Kettenhunde< wachten über die Einsteiger mit dem Befehl, keine Männer zwischen 16 und 60 passieren zu lassen. Adolf hatte vor mir den Engpaß bereits überwunden, als mir einer der Feldgendarmen den Weg verspernte und mich anschrie: "Wie alt bist du?" - "Vierzehn", kam es kleinlaut über meine Lippen. "Kannst du dich ausweisen?" Gott-sei-Dank konnte ich es. Wir kannten damals noch keine Personalausweise, aber ich wußte meinen HJ-Ausweis in meiner Anzugtasche wohl verwahrt. Den zeigte ich nun vor. "Du lügst!", herrschte mich der grüne kettenbehängene Unteroffizier an, "Du bist Fünfzehn." Verschüchtert fragte ich nach dem Datum, das wir heute hätten. "Wir haben den 18. Februar", tönte es korrekt zurück. "Mein Gott, dann hatte ich ja gestern Geburtstag." Ein Glück, daß ich nicht schon ein Jahr älter war. Dann hätte Adolf von hier aus die Reise nach Berlin alleine fortsetzen müssen. So aber ließ man mich passieren, und wir verschwanden sogleich in dem riesigen Bauch des Frachtschiffes, das sich nun nach und nach statt mit Kies oder Schotter mit >Menschen auf der Flucht< füllte.

Nachts - ich hatte es gar nicht bemerkt, so müde war ich, und holte nun den versäumten Schlaf nach - hatte der Frachter abgelegt und war quer durch die >Danziger Bucht< bis nach Gotenhafen geschippert. Der Kahn hatte bereits am Kai im Ortsteil Oxhöft festgemacht, als ich wieder voll zu mir kam. Die erste größere Schiffsreise war beendet, ehe ich mich so recht an ihr hätte erfreuen können. In einem Barackenlager gleich neben der Mole fanden wir neue, provisorische Unterkunft. Immerhin, wir hatten es ohne all' zu große Strapazen auf Schusters Rappen bis in den Großraum Danzig geschafft. Ich empfand ganz deutlich unsere Führung

durch eine gütige Hand, dankte mit einem Stoßgebet und sah nun zuversichtlich auf alles, was uns noch bevorstand.

Von Danzig aus sollten noch Züge in das Reich verkehren. Aber Soldaten rieten uns von einer Bahnreise ab; ein Weiterkommen per Schiff sei sicherer und gehe vor allem schneller. Die schon mehrere Wochen auf eine Schiffspassage wartenden Mitflüchtlinge in unserer Baracke versicherten jedoch, daß von hier aus die Ausreise nur mit einer >Schiffskarte< erfolgen könne. Auf deren Zuteilung müsse man geduldig warten. Ausgenommen seien Marineangehörige, also Flüchtlinge, die Vater, Sohn oder Bruder bei den >Blauen Jungens< nachweisen konnten. Sogleich erinnerte ich mich an meinen Vetter Anton, der seit Kriegsbeginn bei der U-Boot-Flotte diente. Warum sollte ich meinen Cousin nicht als Bruder ausgeben? Mein Versuch, über diesen sicher verzeihlichen Betrug eine - nein, zwei - Schiffskarte zu ergattern, scheiterte an der zuständigen Marine-Dienststelle in Gotenhafen. Ich besaß keinerlei Dokumente, und auf >Treu und Glauben< ließen sich die Herren im tadellosen Blau gar nicht erst ein.

Es vergingen noch zwei weitere Tage im Lager von Oxhöft, als am späten Nachmittag ein älterer Maat unsere Baracke betrat und fragte, wer von den Flüchtlingen schon länger als drei Wochen auf die Evakuierung warte. Alle natürlich! Adolf und ich hatten keine Skrupel, um uns mit dieser Notlüge Vorteil zu verschaffen. Die schon länger wartenden Barackengenossen verrieten uns nicht, da der freundliche Matrose offensichtlich reichlich mit den begehrten Billetts versehen war. Alle wurden mit einer Schiffskarte bedacht, und nun konnte unsere Reise endlich ihre Fortsetzung finden.

Während noch der Maat unsere Baracke verließ und zur nächsten eilte, um auch dort das Ende der Wartezeit zu vermelden, ergriff Adolf unser Bündel, und wir eilten zum nahen Hafen. Da hatte ein riesiges Schiff am Kai festgemacht, und über zwei Gangways wurden verwundete Soldaten an Bord getragen bzw. strömten Flüchtlinge an Deck. Es war der einst von den Nazis in Auftrag gegebene KdF-Dampfer >Potsdam<, der, nun zum Flüchtlingstransporter umfunktioniert, über sechstausend >Eingeschlossenen< Rettung bringen sollte. Mit 17.528 BRT übertraf die >Potsdam< die Ladekapazität ihres Schwesterschiffes >Wilhelm-Gustloff<, die in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945 vor Stolpmün-

de von einem russischen U-Boot torpediert und versenkt worden war. Von 6.050 Passagieren hatten nur 964 die Katastrophe überlebt. Die Kriegsmarine hatte - um Panik zu vermeiden - in jenen Wochen Nachrichten über Schiffskatastrophen geheimgehalten. Wir wußten folglich nicht, welcher Gefahr wir uns da aussetzten, als wir frohgemut den Ozeanriesen bestiegen. Beim Betreten kontrollierte niemand unsere Schiffskarten. Sorgfältig und nach Plan wurden alle Kabinen, Salons, Speisesäle, Bars, ja, selbst die breiten Flure und Treppenaufgänge mit Passagieren belegt. Uns wies man einen Platz im »Kino« zu. Auf gepolsterten Klappstühlen sollten wir die kommenden Tage verbringen. Die Beladung der »Potsdam« mit 2.000 verwundeten Wehrmachtangehörigen und etwa 5.000 Flüchtlingen schritt nur langsam voran. Es dauerte noch bis in den späten Nachmittag des folgenden Tages, ehe die Anker gelichtet, die Tauten gelöst und der schwerfällige Riese seine Fahrt antreten konnte. Jungen im Alter von 14/15 Jahren haben bekanntlich kein »Sitzfleisch«. Und so kamen Adolf und ich überein, daß einer die Stellung im Kino hält, während der andere sich auf Deck tummeln kann. Als die Reise anging, befand ich mich gerade auf dem Oberdeck. Wir zogen im Geleitzug gerade an der Halbinsel Hela vorüber, als ich neben mir ein all zu vertrautes Gesicht erkannte. Das konnte doch nicht wahr sein! Neben mir stand Studienrat Dr. Franz Braun, mein letzter Klassenlehrer, eine erst 1943 der Oberschule für Jungen in Wormditt zugeteilte Lehrkraft mit der Fakultas in Griechisch, Latein und Geschichte. Da Griechisch an der Schule kaum nachgefragt war, mußte Dr. Braun in der Unter- und Mittelstufe auch Deutsch erteilen. Und so kam es, daß er uns Quartaner seit Sommer 1943 in den Fächern Deutsch, Geschichte und Latein traktierte. Die Versetzung in die Klasse 8 (Untertertia) hatte ich gerade noch geschafft, aber für den Sommer 1945 - Schuljahrswechsel waren seit Kriegsbeginn in die Sommerferien verlegt worden - bahnte sich eine Katastrophe an. Dank Dr. Brauns Lehrmethode, die alles andere als motivierte, drohte mir in Deutsch und Geschichte ein »mangelhaft« (5) auf dem Zeugnis und in Latein - da hatte ich völlig den Anschluß verpaßt - wäre ein »ungenügend« (6) fällig geworden. Darum gehörte er nicht gerade zu meinen »Lieblingslehrern«, wenn es solche überhaupt gab. Gegen Dr. Braun erfüllte mich blinder Haß.

Nun stand er neben mir, lächelte mich süß-sauer an und räusperte: "Das ist aber schön, daß ich hier einen meinen Schüler treffe." Er wußte sogar

noch meinen Namen - Familiennamen, versteht sich - denn er rief uns nie beim Vornamen wie andere, beliebtere Lehrkräfte unserer Penne. Und dann erklärte er mir väterlich, daß wir gerade die Halbinsel Hela passierten, fügte bedeutende Geschichtsfakten hinzu, die sich hier vor langer Zeit abgespielt hatten und meinte schließlich: "Morgen früh werden wir in Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen von Bord gehen." Ich ließ ihn wissen, daß mir dies gar nicht recht wäre, denn mein Ziel sei Berlin. Dann mußte ich ihm das Warum und Wieso erklären; zum Schluß unserer ersten Begegnung auf der >Potsdam< forderte Dr. Braun mich auf, ihn doch bald einmal im Speisesaal I aufzusuchen, dort sei er untergebracht. Ich hatte Adolf reichlich lange allein gelassen. Darum eilte ich zurück in unser Kino und gönnte meinem Gefährten ein langes Durchatmen an Deck. Es war schon Sonntag, der 25. Februar, als ich früh wieder zum Luftschnappen auf das Oberdeck stieg. Die >Potsdam< hatte Anker geworfen, die Sonne stieg im Osten empor, und wir lagen ein Stück weit draußen vor dem Hafen einer kleinen Stadt, die am rechten Stadtrand von einer Steilküste mit weißem Gestein überragt wurde. Das war bestimmt nicht Kopenhagen. Wie gerufen tauchte Dr. Braun wieder auf und belehrte mich, daß wir vor Saßnitz auf der Insel Rügen ankerten. Der Hafen sei nicht tief genug für Schiffe der Klasse Potsdam. Die Passagiere mußten umständlich ausgebootet werden, was bei annähernd 7.000 lange dauern würde. Dann der Steilküste zugewandt erfuhr ich, daß dies die berühmte >Stubbenkammer< sei. Im übrigen sei die Landung bei Saßnitz für mein Ziel Berlin außerordentlich günstig. Er wolle nach Hamburg weiter, wo er Verwandte habe.

Ich verschwand wieder im Schiffsinernen, erlöste Adolf von seiner Qual auf dem Kinositz, denn die Mitflüchtlinge hatten den Saal bereits verlassen und drängten sich vor einer der Luken, von der die Ausbootung erfolgte. Mittags hatten wir es geschafft. Direkt am Hafen wartete ein langer Güterzug auf die Ankömmlinge. Aus dem Boot kletterten wir unverzüglich in einen Waggon, der zum Lagern reichlich Stroh bot. Abends war der Transfer von der Marine zur Reichsbahn abgeschlossen. Ein lautes Pfeifen signalisierte den Aufbruch, und schon ratterten wir über die liebliche Insel dem Festland zu.

Gegen Morgen hielt der Flüchtlingstransport auf einem Abstellgleis in der Nähe einer größeren Stadt. Die schweren Türen wurden zur Seite geschoben, die NSV hielt warmen Tee und belegte Brote bereit, aber

daneben hatte sich ein >Goldfasan< (Nationalsozialistische Größe in brauner Parteiuniform) postiert, der wohl darauf zu achten hatte, daß niemand den Transport verließ. Adolfs scharfe Augen hatten auf einem Schild den Standort ausgemacht. Wir hielten in Rostock. Ich wurde plötzlich hellwach. Wenn meine geographischen Kenntnisse nicht trügen, so liegt Rostock an der Ostseeküste nördlich von Berlin. Es war höchste Zeit, den Transport zu verlassen, zumal der Goldfasan hatte verlauten lassen, daß unser Bestimmungsziel Dänemark sei. Wir paßten einen günstigen Moment ab, sprangen aus dem Güterwagen und gelangten in kurzen beherzten Sätzen bubbernden Herzens auf einen Bahnsteig des Hauptbahnhofs. Unsere unerlaubte Entfernung vom Transport war offensichtlich nicht bemerkt worden. Und - welch ein Wunder - Dr. Braun hatte sich auch schon abgesetzt und wartete hier auf einen planmäßigen D-Zug nach Hamburg. Er bemerkte uns sofort, rief uns eilig zu: "Fahrt mit bis Hamburg. Aus Richtung Westen gelangt Ihr am sichersten nach Berlin. Ob es noch direkte Verbindung von Rostock in die Reichshauptstadt gibt, ist fraglich." Das war ein guter Ratschlag. Mein Haß auf den gestrengen Klassenlehrer verflüchtigte sich mehr und mehr. Schon lief der D-Zug Stettin-Hamburg ein, wir drängten durch die vor uns offene Tür in den stark besetzten Wagen, und schon dampfte der Zug ab Richtung Elbmetropole. Die ganze Strecke mußten wir stehen. Kein Schaffner kontrollierte die Fahrkarten der Zugestiegenen. Nach zwei Stunden Fahrt hielt der D-Zug in einer großen Halle und aus dem Lautsprecher dröhnte eine laute Männerstimme: "Hamburg-Altona, Endstation! Alles aussteigen!"

Nie hätte ich mir träumen lassen, daß meine erste Reise nach Berlin über Hamburg führt. Wir waren der Roten Armee nun sicher entwischt und hatten das bedeutendste und letzte Etappenziel erreicht. Der Rest müßte eigentlich problemlos zu meistern sein. Wir werden sehen.

Während wir unschlüssig, was nun zu tun sei, den Bahnsteig entlangschlenderten, wurde auf dem gegenüberliegenden Gleis ein Personenzug hereingeschoben. Und was lesen unsere wachen Augen? "Personenzug nach Berlin." "Hab Dank, lieber Schutzengel!" So prompte Bedienung hatten wir auf der ganzen Flucht nicht erlebt. Nun konnte eigentlich nichts mehr schief gehen. Wir wußten uns nun wahrlich von gütiger, weiser Hand geleitet. Heute noch würden wir in Berlin sein und die Kucklicks sehr überraschen. Schon nach einer halben Stunde setzte sich der Personenzug in Bewegung. Es ging nur sehr langsam voran. Hamburg

hatte unter den ständigen alliierten Luftangriffen entsetzlich gelitten und war schrecklich zerstört. Auch die Bahngleise waren nicht verschont geblieben. Die Räder knirschten verdächtig, wenn der Zug im Schnecken-tempo über Flickstellen hinwegfuhr. Bald öffnete sich vor unseren Augen die Norddeutsche Tiefebene mit endlosen Weiden, Heidegebieten und Geesten. In Wittenberge gab es einen längeren Aufenthalt. "Lokwechsel", bemerkte Adolf kurz, aber sicher zutreffend. In Nauen wurde ich unruhig, denn diese Stadt, so hatte ich es mir beim Atlasstudium eingeprägt, grenzte unmittelbar an Berlin. Es kamen dann doch noch einige Stops, und dann fuhren wir in den Bahnhof von Spandau ein. "Adolf, wir sind in Berlin! Ich weiß es ganz genau, Spandau ist wie Schöneberg ein Bezirk in Berlin." Mein Gott, war das aufregend. Wir verließen den Zug, traten aus dem Bahnhofsgebäude und schöpften erst einmal tief Luft. Das also war Berlin, und wir atmeten echte >Berliner Luft<. Aber wie geht es weiter nach Schöneberg? Keine Menschenseele ließ sich auf dem geräumigen Platz vor uns blicken. Endlich; da strebte ein Mann dem Bahnhof zu. Auf meine Frage nach dem kürzesten Weg nach Schöneberg bekamen wir die knappe, aber einzig richtige Antwort: "Da fahr'n se mit da S-Bahn." Richtig! In Berlin gab es die S-Bahn. Daß ich das vergessen hatte! Aber wo ist hier in Spandau die Haltestelle der S-Bahn? Da stieß mir Adolf unsanft in die Rippen - sozusagen als Revanche für das unzarte Wecken am Morgen in Pillau - wies auf eine große Halle vor uns und sagte: "Da steht's doch, S- Bahn." Ich hatte den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr bemerkt.

Wir betraten die große Vorhalle und erkundigten uns bei einem älteren Beamten, auf welchem Bahnsteig Züge nach Schöneberg abfahren. Er sah uns sofort an, alleine schon wegen der ungewöhnlichen Ausstaffierung, daß wir keine Berliner waren, sondern irgendwo aus der entlegendsten Provinz kommen mußten, womit er ja gar nicht Unrecht hatte. Darum informierte, ja, belehrte er uns umständlich, jedoch so, daß auch Dummchen es kapiert hätten: "Also, ihr geht hier die Treppe hoch und kommt auf den Bahnsteig. Dort fahren die Züge nach Westkreuz. In Westkreuz müßt ihr umsteigen in die Ringbahn. Das ist auch eine S-Bahn, aber sie liegt eine Etage tiefer. Mit der Ringbahn kommt ihr direkt nach Schöneberg. Am besten, dort erkundigt ihr Euch noch einmal. Wenn ihr lesen könnt, es steht auch überall angeschrieben." Das war eine klare Auskunft. "Merk dir, Adolf, in Westkreuz umsteigen!" Wir strebten

der angegebenen Treppe zu. Aber davor befand sich eine Sperre, und der Schaffner im Häuschen verlangte die Fahrkarten. Natürlich! Fahrkarten. Bis hierher hatte man uns unentgeltlich befördert. Hier herrschte wieder Ordnung, sozusagen stinknormaler Betrieb. Ich begab mich zum Fahrkartenschalter und verlangte zwei Billetts nach Schöneberg. "Achzig Pfennig", forderte die Dame hinter dem Schalter. Dann kam die Überraschung. Wir besaßen überhaupt kein Kleingeld, nicht einmal kleine Scheine. Mutter hatte mir schon Tage vor der Flucht fünf Hundertmarkscheine in die Hand gedrückt. "Für alle Fälle", hatte sie gesagt, und ich verwarhte diese wertvollen Scheine sicher in einem Geheimfach meines weitläufigen Winterpelzes. Diesen Schatz mußte ich umständlich suchen. Bis ich ihn endlich zutage förderte, verging eine Weile. Hinter uns hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet, und einige der Fahrgäste begannen zu meutern, weil es am Schalter nicht voran ging. Endlich hatte ich die Scheine gefunden und legte einen Hunderter auf den Drehteller. Die Schalterbeamtin machte große Augen: "Größer hamn ses wohl nich?" - "Nee, hab ick nich", erwiderte ich, den Berliner Dialekt nachäffend. Mich traf ein böser Blick. Die Dame mußte erst in einen Nebenraum gehen, um den Hunderter zu wechseln. Dann drückte sie mir einen Packen kleiner Scheine durch das Sprechfenster in die Hand und beförderte einiges Klimpergeld mit den Fahrkarten über den Drehteller. Nur nichts wie weg; ich hatte hier offenbar alles durcheinander gebracht.

An der Sperre wurden nun unsere Fahrscheine ordentlich gelocht, und wir stiegen die Treppe hoch zum Bahnsteig, auf dem Züge nach Westkreuz abfahren. Wann mag wohl der nächste Zug kommen? Das Fahrplanlesen war noch nicht unsere Stärke. Wir nahmen erst einmal bequem auf einer Bank Platz, und ich examinierte Adolf mindestens zum zehnten Mal: "Wo fahren wir hin?" - "Nach Berlin." - "Wir sind in Berlin; ich möchte von dir die genaue Anschrift wissen." Adolf zögerte, dachte nach und dann sagte er wie meist: "Ech weeis nich mea." Ich hatte auch kaum etwas anderes erwartet. Aus rein pädagogischen Erwägungen machte ich nun ein sehr ernstes Gesicht und hämmerte ihm ein: "Wir fahren nach Berlin-Schöneberg, Martin-Luther-Str. 37. Nun merk dir das endlich!" Während wir beide noch >glubsch< vor uns hinstarrten, da ging es plötzlich Sssssssst, und vor uns stand eine S-Bahn. Türen auf. Ein Fahrgast stieg aus. Wir hatten uns gerade von der Bank erhoben, das >Pungelgeschnappt und waren im Begriff, auf eine der offenen Türen zuzustre-

ben, als diese sich vor unserer Nase wieder schloß, und der Zug rasant beschleunigend ostwärts entwand. Junge, Junge! Das also ist das sprichwörtliche Berliner Tempo. Wenn wir da mithalten wollten, mußten wir uns schnellstens umstellen. Die Millenberger Gangart, die noch tief in unseren Knochen steckte, war hier fehl am Platz. Wir wagten es nicht, nun wieder Platz zu nehmen. Aufmerksam starrten wir in jene Richtung, aus der der Zug herangebraust war. Es dauerte nun auch nur Minuten, bis ein neuer Zug vor uns stand und, kaum zum Halten gekommen, die Türen öffnete. Wie Tölpel stolperten wir in das nächste Abteil, und kaum daß wir sicheren Halt gefunden hatten, raste das Ungetüm schon dem nächsten Bahnhof zu. Das alles verlief so rasant, daß wir Mühe hatten, rechtzeitig zu entziffern, auf welcher Station die S-Bahn gerade hielt. Nach mehreren Stationen bekamen wir langsam Übung. Nur nicht Westkreuz verpassen. Endlich waren wir da. Jetzt war Bahnsteigwechsel geboten. Wir fragten uns durch nach der Ringbahn, landeten auch am richtigen Gleis und alles wäre problemlos verlaufen, wenn jetzt noch nicht die >Rush-hour< eingesetzt hätte. Aber der Bahnsteig hier war voller Menschen. 18.00 Uhr! Schichtwechsel! Es war nicht genügend Platz für Nebeneinander; so standen wir hintereinander im Gedränge, hielten uns aber mit einer Hand fest. Der Zug kam, die Masse der Wartenden drängte durch die Tür, ich wurde gerade noch mit hineingezogen, da schloß sich die Tür wieder automatisch; viele blieben zurück, darunter auch Adolf. Mein Gott, was nun? Bis Westkreuz war alles gut gegangen. Und jetzt, so kurz vor dem Ziel, die Trennung. Ich bekam Bauchschmerzen. Warum nur hatte ich es versäumt, Adolf Kucklicks Adresse schriftlich zu geben? Es hatte wohl nur an Bleistift und Papier gemangelt oder an ordentlicher Planung. "Wer aus Millenberg denkt denn auch an sowas?!"

Voller innerer Vorwürfe und wie benommen verließ ich den Zug in Schöneberg, blieb aber noch auf dem Bahnsteig. Wird er in Westkreuz auf mich warten, und ich fahre mit dem Gegenzug dorthin zurück? Fragen über Fragen. Während ich noch mein Hirn marterte, schlug plötzlich jemand von hinten auf meine Schulter und dröhnte lachend: "Mensch, Sepp, ech sai ouch all do!" Ich hätte ihn umarmen mögen. Aber das unterließ ich besser auf dem belebten Bahnsteig. Wir strebten dem Ausgang zu. Ich hatte mir eingepägt, daß irgendwo links vom S-Bahnhof die >Hauptstraße< liege. Und in diese mündete die Martin-Luther-Straße. Sicherheitshalber erkundigte ich mich nun doch noch nach dem richtigen

Weg. Ich hatte mich nicht geirrt. Wir sollten die Straße links entlanggehen, die Hauptstraße kreuzen, einfach geradeaus weitergehen und gelangen dann zum >Schöneberger Rathaus<, einem großen Gebäude das man nicht übersehen könne. Dies liege direkt an der Martin-Luther-Straße. Sie war bald erreicht. Nun galt es nur noch die Hausnummer 37 auszumachen, dann waren wir am Ziel. Die Spannung wuchs, der Puls raste.

Es wurde schon dunkel. Berlin war dabei, in eine schwarze Nacht zu sinken. Während wir an einem größeren Häuserblock nach Hausnummern forschten, sahen wir uns von einem Mann beobachtet. Er kam auf uns zu und sprach uns an: "Suchen Sie jemand?" - "Ja, die Hausnummer 37." Das war zwar unlogisch, denn eine Hausnummer ist kein Jemand. Aber der Herr ließ nicht locker: "Wen wollen Sie da besuchen?" - "Die Familie Kucklick!" Mir wurde es fast unheimlich zumute. Was wollte dieser Mensch von uns? Aber dann kam die entscheidende Frage: "Kommen Sie aus Ostpreußen?" Wir waren beide verdutzt und doch riefen wir beide zugleich "Ja!". Darauf erzählte uns der Mann, der sich als ein richtig freundlicher Herr entpuppte, daß er die Familie Kucklick gut kenne. Sie gehöre wie er auch zur Gemeinde St. Norbert. Die Jungen wären Meßdiener; aber jetzt wohnten die Kucklicks nicht mehr in Schöneberg. Sie seien wegen der ständigen Luftangriffe aufs Land gezogen und wohnten jetzt in einem Dorf bei Potsdam. Frau Kucklick habe man vor zwei Wochen zu Grabe getragen. Sie sei am 3. Februar bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Das traf tief. Tante Idchen ist tot; die Kinder irgendwo auf dem Lande. Die genaue Anschrift kannte der Herr nicht. Er begleitete uns dann aber doch bis zum Haus. Mit einer Taschenlampe fanden wir den Eingang Nr. 37. Die Haustür stand offen. Der Häuserblock schien unbeschädigt. Wir betraten zu dritt das Gebäude und stiegen in den 2. Stock. Deutlich meldete ein Schild an einer der Wohnungstüren "Franz Kucklick." Wir waren angekommen, aber auf unser Schellen öffnete niemand. Uns befiel Ratlosigkeit. Mir kamen die Tränen. Schon wollte der freundliche Herr uns mit in seine Wohnung nehmen, als von unten ein alter Mann schwer tragend die Treppe hochstampfte. Es war Opa Peske, von dem die Berliner in Millenberg oft erzählt hatten. Er wohnte mit seiner Frau im Stockwerk über Kucklicks. Gerade war er dabei, zwei Eimer Wasser in die Wohnung zu schaffen, denn die Leitung im Hause war defekt. Der freundliche Herr sah, daß wir bei Opa Peske bestens aufgehoben waren und verabschiedete sich. Herr Peske besaß ei-

nen Schlüssel von Kucklicks Wohnung, die er uns für die Nacht zur Verfügung stellen wollte. Außerdem wußte er, daß die Kinder in dem Dorf Drewitz bei Potsdam Unterschlupf gefunden hatten. Onkel Franz habe eine Bettstelle im Amt und fahre nur an den freien Wochenenden raus aufs Land zu seinen Kindern.

Adolf und ich wurden von Mutter Peske aufs freundlichste bewirtet, obwohl Nahrung in Berlin äußerst knapp war. Dem Ehepaar war Millenberg, Tante Martha und die Familie Schulz ein fester Begriff. Nachdem wir uns ausführlich ausgetauscht hatten, gingen wir in Kucklicks Wohnung zu Bett. Eine gründliche Körperpflege, wie wir sie nötig hatten, war leider nicht möglich. Es lief kein Wasser. Außerdem war die Wohnung kalt. Also blieben wir in unseren stinkenden Klamotten. Nach Mitternacht gab es Fliegeralarm. Peskes nahmen uns mit in den Keller. Es fielen aber in dieser Nacht keine Bomben auf Berlin. Bald gab es Entwarnung, und wir legten uns noch für ein paar Stunden lang.

Am Morgen nach einem kargen Frühstück brachte uns Opa Peske zum S-Bahnhof Schöneberg. Er setzte uns in die Bahn nach Wannsee. Dort mußten wir, so hatte er es uns eingeschärft, in die Dampfbahn (er meinte zum Unterschied zur S-Bahn die Reichsbahn) überwechseln, die über Babelsberg nach Potsdam führe. Wir sollten auf dem Bahnhof >Babelsberg-Ufa-Stadt< aussteigen. Von da aus sei es nicht weit bis Drewitz. Gesagt - getan. Wir erreichten Babelsberg-Ufa-Stadt zügig, und aus dem Bahngelände heratretend, standen wir im Wald. Kein Dorf, kein Haus, nur Wald. Es zeigte sich auch keine Menschenseele, die wir nach dem Weg hätten fragen können. Wir traten auf die gepflasterte Straße und nahmen unseren Weg in linker Richtung. Nach einem Kilometer Fußmarsch durch einen alten Buchenbestand begegneten wir einer Frau. "Nach Drewitz wollen Sie? Kommen Sie vom Bahnhof? Dann sind Sie falsch gegangen. Sie müssen zurück zum Bahnhof und dort durch die Unterführung den Weg nach rechts einschlagen; dann gelangen Sie nach etwa 2 Kilometern in das Dorf Drewitz." Also wieder den ganzen Weg zurück. Es wurde uns inzwischen warm. Schweiß brach aus, denn wir hatten uns in Millenberg den Temperaturen angemessenen winterlich verpackt: Zwei Anzüge übereinander, dann den Mantel und zum Schluß den Pelz. Hier wehte bereits Frühlingsluft. Das Thermometer maß mindestens 15 Grad. Aber das Ziel, dem wir uns nun sehr nahe wußten, vertrieb alle Müdigkeit und ließ uns die Last der schweren Kleidung ertragen. Nach-

dem wir die Unterführung passiert hatten, breiteten sich vor uns Felder und Wiesen aus. Ein Bauer hatte mit der Frühjahrsbestellung begonnen. Den Pflug zog ein Joch Ochsen. Unsere Bauern im Land der Pferde hatten die gewiß starken, aber viel langsameren Zugtiere schon vor hundert Jahren aus der Landwirtschaft verbannt. Erstaunlich, im Reich hinkte man dem Fortschritt hinterher.

Dann passierten wir ein einzelstehendes Haus, das erste Gebäude von Drewitz. Zum Dorf waren es noch fast ein Kilometer. An der Gartentür warnte ein Schild: "Vorsicht! Bissiger Hund!" Nein, im ersten Haus werden Kucklicks bestimmt nicht wohnen. Ein Hundebiß hätte uns wirklich noch zuguterletzt gefehlt. Also weiter ins Dorf. Beim Bäcker fragte ich nach der Familie Kucklick. Sicher kauften sie hier ihre Schrippen und waren dann auch dem Namen nach bekannt. Und richtig: "Zu den Kucklicks wollen Sie? Kommen Sie vom Bahnhof Babelsberg?" Wir bejahten. "Dann sind Sie zu weit gegangen. Gehen Sie zurück bis zum letzten Haus; es steht etwas einsam, und am Gartentor finden Sie ein Schild >Vorsicht! Bissiger Hund!< Dort sind Kucklicks Kinder bei der Familie Scholkemeyer untergebracht." Adolf blickte mich verschmitzt an. "Siehste, Sepp, schaiß off e Huingt; weea hätte doch dort gleich klingele solle." Sein Humor war grenzenlos. Zum letzten Mal schulterte ich unseren Sack, und wir eilten zurück zu dem letzten Haus, das uns nun endgültig als >Kucklicks Wohnung< beschrieben worden war.

Wir bauten uns vor dem Gartentörchen auf, erwarteten den wütenden Ansprung eines Schäferhundes, der aber nicht kam, und suchten nun nach einem Klingelknopf. Den gab es auch nicht. In diesem Moment öffnete sich ein Fenster, und meine Lieblingscousine Elisabeth starrte uns entgeistert an. Dann erkannte sie uns trotz der Verkleidung. "Der Sepp und der Adolf! Kommt, die Millenberger sind da!" Wir waren endlich angekommen.

Wie lange braucht man von Millenberg nach Berlin?

Ich mußte nachrechnen: Aufbruch am Dienstag, dem 6. Februar;

heute war wieder ein Dienstag, der 27. Februar!

Also drei Wochen.

Unter **d e n** Umständen eine gute Zeit.

Josef Schulz

Kreistreffen 1994

40 Jahre Patenschaft Münster - Braunsberg

am 09. Oktober 1994 in der Stadthalle Münster-Hiltrup

Begrüßung durch den Vorsitzenden der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen), Gerhard Steffen

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste !

Vor 40 Jahren beschloß der Rat der Stadt Münster, zum Zeichen der Verbundenheit mit den heimatvertriebenen Braunsbergern die Patenschaft über Stadt- und Kreis Braunsberg zu übernehmen.

Um uns dieses Ereignis erneut bewußt zu machen, sind wir heute hier zusammeng gekommen.

Deshalb begrüße ich heute an erster Stelle **für den Patenschaftsträger** die Vertreter des Rates der Stadt mit **Frau Bürgermeisterin Hildegard Graf** an der Spitze. Herr **Oberbürgermeister Dr. Jörg Twenhöven** wird in Kürze ebenfalls hier eintreffen und zu uns sprechen. Wegen anderweitiger Verpflichtungen hat er uns um Verständnis für diese Verspätung gebeten. Ich begrüße die Vertreter der Stadtverwaltung sowie anderer Behörden, den Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten und die Vertreter der Schulen dieser Stadt.

Als nächste Gruppe begrüße ich - **die Patenkinder** - alle meine lieben Landsleute aus den Städten Braunsberg, Frauenburg, Mehlsack und Wormditt sowie den übrigen 92 selbständigen Gemeinden von A bis Z (von Agstein bis Zagern).

Besonders erwähnen möchte ich die Dorfgemeinschaften von Kaschauen und Plaßwich, die heute in besonders großer Zahl unter uns sind.

Bevor ich eine weitere hier anwesende Gruppe Ihnen vorstelle, begrüße ich besonders herzlich den **Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Herrn Wilhelm von Gottberg** mit seiner Gattin, der durch seine Anwesenheit die Bedeutung des Patenschaftsjubiläums unterstreicht, sowie den Vertreter des Apostolischen Visitators **für die Ermländer** in Deutschland, **Herrn Konsistorialrat Dr. Lothar Schlegel**. Er hat uns heute morgen bei einem gemeinsamen Gottesdienst bereits Orientie-

runghilfen für den Weg aus Leid und Not hin zu Zuversicht und Hoffnung im friedlichen Miteinander der Völker aufgezeigt. An dieser Stelle seien auch die Katharinenschwestern besonders herzlich begrüßt, deren Gründerin ja eine Braunsbergerin gewesen ist.

Schließlich gilt mein besonderer Gruß einer neunköpfigen **Delegation aus Braunsberg**, die auf Einladung der Stadt Münster, unter Führung des alten und neuen **Bürgermeisters, Herrn Tadeusz Kopacz**, heute unsere Gäste sind. Unter ihnen sind auch zwei Vertreter der deutschen Minderheit.

Solche Besuche und Begegnungen hat es - wie Sie wissen - schon öfter gegeben. Sie machen deutlich, daß wir im offenen Dialog Leid und Unrecht überwinden wollen und gemeinsam für ein besseres Verstehen und ein friedliches Zusammenleben unserer Völker eintreten.

Meine verehrten Damen und Herren,

40 Jahre Patenschaft ! - Schauen wir einmal zurück.

Für den 17. und 18. Juli 1954 hatte die Landesgruppe Nordrhein-Westfalen der Landsmannschaft Ostpreußen zu ihrem Landestreffen nach Münster eingeladen. Im Rahmen des dort festgelegten Programms erfolgte auch die feierliche Übernahme der Patenschaft im historischen Friedenssaal des Rathauses.

Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, Karl Arnold, schrieb damals in seinem Grußwort:

"Die Wechselbeziehungen zwischen Westfalen und dem deutschen Ostraum, vor allem zu Ostpreußen, haben in der Geschichte unseres Volkes eine große Rolle gespielt. Ich hoffe aus vollem Herzen, daß diese Begegnung dazu beiträgt, bei der einheimischen Bevölkerung ein noch besseres Verständnis für die Anliegen der Vertriebenen zu wecken und zu verstärken."

Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Alfred Gille, MdB schrieb u.a.:

"Möge die Veranstaltung dazu beitragen, daß uns erneut die Verantwortung klar wird, die wir alle für die Zukunft unserer geliebten Heimat zu tragen haben. Möge dieses Treffen dazu beitragen, diese Heimmattreue zu festigen."

Und Oberbürgermeister und Oberstadtdirektor dieser Stadt schrieben:

"Möge allen Ostpreußen, die von nah und fern aus diesem Anlaß in die westfälische Hauptstadt kommen, das Treffen in Münster Tage frohen Wiedersehens und das Erlebnis heimatlicher Verbundenheit bringen. Münsters Bevölkerung wird an den Veranstaltungen dieser Tage inneren Anteil nehmen. Wir sind gewiß, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unserer Bürger mit den Landsleuten aus dem deutschen Osten unseres Vaterlandes sich vertieft."

Der Kreisvertreter von Braunsberg, Ferdinand Federau, erinnerte in seinem Gruß an die Stadt Münster an das grausame Schicksal der Vertreibung und den Verlust von Hab' und Gut, an den unmenschlichen Terror, die gnadenlose Flucht, das Auseinanderreißen der Familien und Gemeinschaften. Gleichzeitig gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß mit der Übernahme der Patenschaft der Kreis Braunsberg einen neuen Mittelpunkt und eine feste Stütze für die fernere Arbeit erhalten hat.

Meine Damen und Herren, meine lieben Landsleute,

nach 40 Jahren können wir feststellen, daß sich die Patenschaft bewährt und die Stadt Münster ihre Patenschaft verantwortungsbewußt wahrgenommen hat. Dafür sagt die Kreisgemeinschaft Braunsberg der Stadt Münster aufrichtig und von Herzen Dank.

Ich freue mich heute auch darüber, daß wie vor 40 Jahren der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen hier in Münster bei den Ostpreußen zugegen ist. Ich sehe darin ein Zeichen, daß die Ostpreußen auch heute noch zusammenstehen und gemeinsam Verantwortung für unsere Landsleute hier und in der Heimat tragen. Die Landsmannschaft Ostpreußen ist dem Frieden verpflichtet. Sie hat zusammen mit allen Landsmannschaften bereits 1950 jeglicher Rache und Vergeltung abgeschworen. Eine Delegation des Rates der Stadt Münster (mit Vertretern von CDU, SPD und GAL) konnte sich im Mai dieses Jahres persönlich in unserer Heimat davon überzeugen, welche Schritte auf dem Wege einer Verständigung von den einstigen Bewohnern des Kreises Braunsberg zu den heutigen Bewohnern in den vergangenen Jahren getan wurden, damit Verstehen und Verständigung wachsen und zu einem Zusammenleben in Frieden führen werden. Wir wissen sehr genau, das bis zum Erreichen dieses

Zieles noch ein weiter Weg zurückzulegen ist. Doch wollen wir nicht den Mut verlieren. Wir können als einzelne keine politischen Entscheidungen herbeiführen. Aber wir können das notwendige Klima zwischen den Menschen schaffen, damit in der Zukunft politische Entscheidungen heranreifen, die von Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit getragen sein werden.

Auf die vielfältigen Beziehungen zwischen Münster und Braunsberg auf kirchlicher, wissenschaftlicher und pädagogischer Ebene in den vergangenen beiden Jahrhunderten möchte ich hier nicht näher eingehen. Das wäre ein Thema für sich. Aber ich möchte hervorheben, daß schon Anfang dieses Jahrhunderts in der Notzeit des Ersten Weltkrieges eine Kriegspatenschaft zwischen dem Regierungsbezirk Münster und dem Kreis Braunsberg bestanden hat. So sind die Wurzeln der gemeinsamen Beziehungen tief verankert.

Die Kreisgemeinschaft Braunsberg wünscht und hofft, daß aus diesen Wurzeln jener Baum noch lange gespeist wird, mit dem die ersten Siedler Braunsbergs, die aus Lübeck kamen, ihr Stadtwappen schmückten, auf daß er wie in alten Zeiten alle Bewohner dieser Stadt, die alten und die neuen in dem Bemühen unter sich vereint, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und dem Frieden zu dienen.



Empfang im Friedenssaal des historischen Rathauses

Bereits am Sonnabend hatte der Oberbürgermeister der Patenstadt Münster, Dr. Jörg Twenhöven, den Vorstand der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpr.) und den Bürgermeister von Braniewo, Tadeusz Kopacz, mit seiner neunköpfigen Delegation aus Anlaß der 40jährigen Patenschaft mit Stadt und Kreis Braunsberg im Friedenssaal des Rathauses empfangen.

Der Münsteraner Oberbürgermeister erinnerte dort in seiner Ansprache an das Leid der Heimatvertriebenen. Um so bedeutsamer sei, daß gerade die Vertriebenen nicht nur erst nach der Wende in Osteuropa sehr enge Bande zur heutigen Bevölkerung in ihrer Heimat geknüpft hätten. "Wenn diese Begegnung vor fünf Jahren hier in Münster erfolgt wäre, hätten die Zeitungen in Deutschland und in Polen darüber auf Seite 1 berichtet", hob Twenhöven das Ereignis hervor. Er dankte dem Kreisvertreter Gerhard Steffen für sein außergewöhnliches Engagement. Ihm sei es insbesondere zu verdanken, daß sich neben der Patenschaft eine Freundschaft zwischen beiden Städten entwickelt habe. Maßgeblich dazu beigetragen habe der Besuch einer Delegation des Rates der Stadt Münster im Mai 1994 in Braniewo. Die Begegnungstage im Ermland hätten bei den Vertretern aller Parteien zu mehr Verständnis und Anerkennung für die Arbeit der Heimatvertriebenen geführt (der Heimatbrief berichtete darüber). Twenhöven hofft, durch die neuen Kontakte den Frieden fördern zu können und ein gemeinsames Europa der Völker aufbauen zu helfen.

Der Bürgermeister von Braniewo erwiderte, die Anwesenden seien nicht für die politischen Entscheidungen bei Kriegsende verantwortlich. Diese seien von anderen getroffen worden. Umso mehr wünschte er sich, die Kontakte zu den ehemaligen Bewohnern und zur Stadt Münster auszubauen. "Alle Braunsberger sind herzlich willkommen", so Kopacz wörtlich. Wie Twenhöven sprach er sich für eine gemeinsame Partnerschaft in Europa aus. Kopacz erinnerte daran, daß Polen als erstes Land des Ostblocks politische Veränderungen und das Ende des Kommunismus eingeleitet habe. So werde heute zwar die 40jährige Patenschaft über Stadt und Kreis Braunsberg begangen, gleichzeitig aber auch die vierjährigen Beziehungen zwischen den politisch Verantwortlichen beider Städte gefeiert.

Zuvor hatte Steffen der Stadt Münster für ihr 40jähriges Engagement für die Heimatvertriebenen gedankt. Andere Orte hätten ihre sich selbst auferlegte Pflicht längst aufgegeben. Es sei der Wunsch der Kreisgemeinschaft, daß die Stadt Münster auch noch in zehn Jahren die Patenschaft wahrnehme. Steffen freute sich, mit Veronika Swatowska und Maria Kozbial auch zwei Vertreterinnen der Deutschen Minderheit innerhalb der Delegation aus Braunsberg begrüßen zu können. Es sei eine große Freude, daß dies nach 50 Jahren endlich möglich geworden sei.

Der Patenschaftsbeauftragte der Stadt Münster, Herr Klaus Sander, hatte im Rathaus eine Ausstellung zur 40jährigen Patenschaft gestaltet. Darin wurde unter anderem die bernsteinbehangene Amtskette des letzten deutschen Bürgermeisters sowie das Original der Patenschaftsurkunde gezeigt.

N.B.



Ansprache des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Herrn Wilhelm von Gottberg

Verehrte Vertreter der höchsten Gremien,
liebe ostpreußische und ermländische Schicksalsgefährten,

ich bedanke mich für die freundliche Begrüßung, die Sie mir haben zuteil werden lassen, und lassen Sie mich sagen, ich freue mich, daß ich heute hier bei Ihnen bin, wenn auch nur kurz und wenn es auch mit erheblichen Strapazen verbunden ist. Um 14 Uhr wartet der nächste Termin in Bad Pyrmont auf mich. Gleichwohl ist es wichtig, daß ich heute hier bei Ihnen bin.

So bringe ich Ihnen die Grüße des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen. Wir waren uns im Bundesvorstand mit Ihrem Kreisvertreter, Herrn Gerhard Steffen, einig, daß das 40jährige Patenschaftsjubiläum zwischen Münster in Westfalen und Braunsberg(Ostpr.) so bedeutsam ist, daß ein Mitglied des obersten Führungsorgans der Landsmannschaft Ostpreußen hier und heute anwesend sein sollte.

Ich danke den Repräsentanten der Stadt Münster, sowohl denen, die heute Verantwortung tragen, wie auch den Verantwortlichen der früheren Jahrzehnte, daß sie alle durch 40 Jahre treu zur Patenschaft gestanden haben. Damit haben sie - die angesprochenen Personen - dazu beigetragen, daß schwere Schicksal der Vertreibung für die Betroffenen zu mildern.

Die jährlichen Heimatkreistreffen, die Zugehörigkeit zur Kreisgemeinschaft und nicht zuletzt auch die geistliche Betreuung, die bei den Ermländern vorbildlich ist, dienen dazu, den heute in der Bundesrepublik lebenden Ostpreußen ein Stück vertrautes heimatliches Umfeld zu erhalten.

Die Verantwortlichen der Patenschaft und die Führungsgremien der Kreisgemeinschaft Braunsberg leisten damit einen Dienst der Nächstenliebe auf den auch fast 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung noch nicht verzichtet werden kann.

Nach der Wende in Ost- und Ostmitteleuropa sowie in Mitteldeutschland sind den Kreisgemeinschaften der Landsmannschaft Ostpreußen neue Aufgaben zugewachsen. Das Erfassen der in der Heimat verbliebenen

Landsleute, humanitäre Hilfen für die alten und neuen Bewohner Ostpreußens sowie Mithilfe am friedensstiftenden Aufbauwerk im Ermland, in Masuren, in Natangen, im Samland, auf den Nehrungen, in der Rominter Heide, im Memelland und überall in den Vertreibungsgebieten zeigt, daß unsere Verpflichtung in der Charta der Heimatvertriebenen nicht nur auf Rache und Vergeltung zu verzichten, sondern auch durch harte und unermüdliche Arbeit am Wiederaufbau Deutschlands und Europas mitzuwirken, kein hohler Pathos war.



Mein besonderer Gruß gilt unseren heimatverbliebenen Landsleuten, die heute hier unter uns sind. Sie haben nach 1945 - im Vergleich zu uns - das schwerere Schicksal zu tragen gehabt. Ihnen verdanken wir, das steht fest, daß uns die Heimat nicht völlig zur Fremde geworden ist. Die Welt hat sich verändert. Heute können sie sich zur angestammten nationalen Identität und Kultur bekennen. Die Welt verändert sich durch Gottes Gnade.

Mein Gruß gilt auch den polnischen Freunden, die aus Braunsberg zu uns gekommen sind. Ich habe mit Respekt und Freude im Braunsberger Heimatbrief Ihre Ansprache, Herr Bürgermeister Kopacz, gelesen, die Sie im vorigen Jahr hier in Münster anläßlich des Braunsberger Heimattreffens gehalten haben. Dabei haben Sie die in der Bundesrepublik lebenden

Braunsberger aus Stadt und Kreis Braunsberg zu einem Heimattreffen in die Heimat eingeladen.

Beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen im Juni dieses Jahres in Düsseldorf habe ich ausgeführt, daß der Tag kommen wird, an dem die Ostpreußen - unter welchen Bedingungen auch immer - in der ostpreußischen Heimat sich versammeln können. Ihre, Herr Bürgermeister Kopacz, in die Zukunft weisende mutige Geste, an die in der Bundesrepublik lebenden Angehörigen dieser Kreisgemeinschaft eröffnet meiner Zukunftsprognose Aussicht auf Realisierung.

Die Welt hat sich verändert. Einen ganz wichtigen Aspekt will ich hier anführen, weil er weithin nicht bekannt, weil er aber hochaktuell ist. Es war Polen, daß kürzlich bei der UNO die Aufhebung der gegen Deutschland gerichteten Feindstaatenklausel beantragt hat.

Der deutsch-polnische Normalisierungsprozeß ist durch eine fruchtbare Zusammenarbeit auf kommunaler Ebene gut vorangekommen. Fast ausnahmslos finden die ostpreußischen Heimatkreisgemeinschaften Verständnis und offene Ohren für spezifische landsmannschaftliche Anliegen. Es gibt meines Wissens kein Heimatkreistreffen aus dem Bereich südliches Ostpreußen, an dem nicht polnische Gäste, ja Freunde teilnehmen.

Gleichwohl liebe Freunde aus Braniewo/Braunsberg sei mir ein offenes Wort gestattet. Offenheit, Wahrhaftigkeit und Aufarbeitung der Vergangenheit sind unerläßliche Voraussetzungen für friedliches Miteinander im zusammenwachsenden Europa. Bitte machen Sie Ihren Einfluß geltend, daß von den obersten Repräsentanten des polnischen Volkes auch einmal ein bedauerndes Wort zur Vertreibung und zu 45 Jahren Zwangspolonisierung der Deutschen gesagt wird. Ich spreche diese Bitte aus, weil die unterbliebene Ächtung der Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung eine entscheidende Ursache dafür ist, daß Vertreibung und Genocid auch heute noch in Europa möglich sind.

Ihnen liebe ostpreußische Schicksalsgefährten wünsche ich einen harmonischen Tag mit guten Gesprächen. Möge das ermländische lang gewohnte und gehegte hochherzige Gefühl, sowie die landsmannschaftliche Verbundenheit, ihrer Kreisgemeinschaft auch zukünftig die Menschen zuführen, die ein lebendiger, aktiver Verein benötigt.

Die Kreisgemeinschaft Braunsberg, das stelle ich hier für den Bundesvorstand fest, ist eine wichtige Stütze innerhalb der Landsmannschaft Ostpreußen. Möge das auch in Zukunft so bleiben.

Meine Damen und Herren,

ich habe heute hier die besondere Ehre, Ihren Kreisvertreter, Herrn Gerhard Steffen, ehren zu dürfen. Bitte betrachten Sie diese Ehrung aber nicht nur als eine Auszeichnung für Ihren Kreisvertreter, es ist auch eine Ehrung, die der Kreisgemeinschaft Braunsberg gilt.

In der anschließenden Laudatio führte Herr v. Gottberg u.a. aus:

Herr Gerhard Steffen ist seit 1984 Mitglied der Ermländervertretung und wurde im gleichen Jahr in den Vorstand der Kreisgemeinschaft gewählt. 1986 wählte ihn die Mitgliederversammlung zu ihrem Kreisvertreter und die Ostpreußische Landesvertretung in den Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen, wo er wichtige Aufgaben wahrzunehmen hat. Unter anderem verdanken wir auch Herrn Gerhard Steffen, wenn jetzt die Einigkeit der deutschen Vereine im südlichen Ostpreußen hergestellt ist.

Als Kreisvertreter von Braunsberg löste er den schwer erkrankten Herrn Otto Wobbe ab und gab der Kreisgemeinschaft viele neue Impulse. Er schuf den Heimatbrief, den er auch allein redigiert, setzte die Heimatkartei auf einen aktuellen Stand, schuf Brücken zum heutigen Braniewo/ Braunsberg, half dort dem Krankenhaus mit Medikamenten-Lieferungen, half bei der Gründung des Vereins für die deutsche Minderheit, organisierte dort mit Hilfe der Landsmannschaft Ostpreußen deren Büro, schuf enge Kontakte zur polnischen Kommunalverwaltung und zur polnischen Kirche, so daß es mehrfach zu offiziellen Besuchen, auch Schülerbegegnungen zwischen dem Paulinum Münster und dem Allgemeinbildenden Lyzeum Braniewo, kam, die ihre Krönung 1994 erfuhren, als auf Einladung des Herrn Bürgermeisters Kopacz eine Delegation der Stadt Münster unter Leitung der Frau Bürgermeisterin Graf mit Vertretern der Kreisgemeinschaft Braunsberg in Braniewo/Braunsberg weilten. Und daß heute wieder Herr Bürgermeister Kopacz mit Vertretern Braniewos, darunter auch Vertreter der deutschen Minderheit, als Gäste der Stadt Münster unter uns weilen, ist letztlich auch das Verdienst von Herrn Gerhard Steffen.

Die Kreisgemeinschaft Braunsberg, aber auch die Stadt Münster schulden Herrn Gerhard Steffen Dank, und **die Landsmannschaft Ostpreußen** würdigt seine Arbeit und **verleiht** ihm für seine hervorragenden Verdienste um Heimat und Vaterland **das Goldene Ehrenzeichen**.



Worte des Dankes

Verehrter, lieber Herr von Gottberg,
ich möchte mich bei Ihnen und den Kollegen des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen aufrichtig bedanken, daß sie mit der Verleihung des "Goldenen Ehrenzeichens der Landsmannschaft" meinen Einsatz für Ostpreußen, das Ermland und meinen Heimatkreis Braunsberg
anerkannt und in besonderer Weise gewürdigt haben.

Als ich vor 10 Jahren nach einem anstrengenden Berufsleben und hohen familiären Verpflichtungen völlig ahnungslos in die verschiedenen Gremien der Vertriebenenarbeit berufen und gewählt wurde, war mir keineswegs bewußt, was da auf mich zu kam. Aber wie ein echter Ostpreuße und Ermländer nun einmal beschaffen ist, stellt er sich der Aufgabe ganz, wenn er sie einmal angenommen hat.

Und so begann ich denn vor 10 Jahren meine aktive Mitarbeit in der Kreisgemeinschaft, der Ermländervertretung beim Apostolischen Visitor für die Ermländer in Deutschland und in der Landsmannschaft Ostpreußen. Ganz offensichtlich fiel mein Engagement auf, weshalb ich bereits 1986 in den Bundesvorstand der Landsmannschaft und 1990 in den Ermländerrat gewählt wurde. Manche werden vielleicht meinen, eine Mitarbeit in so unterschiedlichen Gremien - einer kirchlichen und einer gesellschaftspolitischen - lasse sich nicht vereinbaren. Ich glaube, die mir hier öffentlich bekundete Anerkennung beweist das Gegenteil. Nämlich: Ermländer und Ostpreußen stehen auf dem gleichen Fundament, auf dem Fundament des Christentums. Ich erinnere an den Dom zu Frauenburg und die Marienburg, den Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens. Und dieses Fundament ist uns Auftrag und Verpflichtung. Deshalb bekenne ich mich immer als Ermländer und als Ostpreuße.

Meine Damen und Herren, ich fühle mich heute in besonderer Weise verpflichtet, auch einmal öffentlich meiner Frau Dank zu sagen (Beifall), die in den vergangenen Jahren in selbstloser Weise meine Tätigkeiten für unsere Landsleute in Deutschland und in der Heimat ermöglicht und wesentlich mitgetragen hat. Daß sie nicht immer dabei ist, liegt an den familiären Umständen. Ich sage nochmals aufrichtig Dank allen: den Vorständen der Kreisgemeinschaft und der Landsmannschaft Ostpreußen, allen sonstigen Gremien, der Stadt Münster und meiner Familie.

**Dank
sei allen Landsleuten gesagt,
die uns im vergangenen Jahr
in großzügiger Weise
finanziell unterstützt haben.**

**Nur mit Ihren Spenden
können wir unsere Aufgaben
hier und in der Heimat
für unsere Landsleute erfüllen.**

Der Oberbürgermeister Münsters, Dr. Jörg Twenhöven

betonte in seiner Festrede, daß heute freundschaftliche Bande von keinen Mauern und Grenzen mehr behindert würden. "Ich glaube, wir sind auf einem guten Weg." In den heute in Braniewo/Braunsberg lebenden Deutschen sehe er ein Bindeglied zwischen Polen und Deutschen. "Eine andere Kultur als die eigene ist keine Bedrohung, sondern eine Bereicherung." Er wünsche sich, daß auch in Braniewo die Pflege deutscher Kultur nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung gesehen werde. "Daß sich heute polnische Bürger mit den ehemaligen Braunsbergern in der Patenstadt Münster treffen und sich die Hände reichen, dokumentiere die beiderseitige Bereitschaft, gemeinsam an einer friedvollen Zukunft in einem zusammenrückenden Europa zu bauen.

Anschließend überreichte Herr Oberbürgermeister Dr. Jörg Twenhöven Herrn Steffen, Vorsitzender der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpr.), und Herrn Kopacz, Bürgermeister in Braniewo,
die **goldene Medaille der Stadt Münster.**



Ansprache des Bürgermeisters von Braniewo/Braunsberg, Tadeusz Kopacz

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Sehr geehrte Ratsherren!

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wir sind heute zu Ihnen hierhergekommen, als neue Einwohner des heiligen Ermlands, von dem Gerhard Janzen so wunderschön in seinem Gedicht: "An meine Heimat" schrieb:

Ostpreußenland, wo ich gelebt, geweint, gelacht,
wo ich meine erste Liebe fand,
Du bleibst mein Heimatland

Ostpreußenland, wo Bernstein im Küstensande liegt,
der Bauer weite Äcker pflügt,
Du bleibst mein Heimatland!

Ostpreußenland, wo der Winter war so klar,
und es auch im Frühling und Sommer schön war,
Du bleibst mein Heimatland, immerdar!

Ostpreußenland, einst werden meine Enkel zu Dir reisen
und Deine Schönheit preisen.
Sie werden sagen dann:
Ostpreußenland, Du warst meiner Väter Heimatland!

Wir kamen, um zusammen mit der Stadtverwaltung und den Bewohnern der Stadt Münster wie auch mit den Mitgliedern der "Kreisgemeinschaft Braunsberg/Ostpreußen e.V.", dieses bedeutungsvolle und für uns alle wichtige 40jährige Jubiläum der Patenschaft Münster über Stadt und Kreis Braunsberg zu feiern.

Damals, am 17. Juli 1954, als im Friedenssaal des historischen Rathauses Oberbürgermeister Dr. Busso Peus dem amtierenden Kreisvertreter Ferdinand Federau die Patenschaftsurkunde überreichte, fing ich mein drittes Lebensjahr an und wohnte mit meiner Familie weit weg vom Ermland.

Ich weiß, daß die ehemaligen Bewohner der Stadt Braunsberg und Umgebung, die das Chaos des II. Weltkrieges überlebten bis zum Jahre 1948 nicht organisiert und auf ganz Deutschland zerstreut waren.

Aber durch mühsame und aufopferungsvolle Arbeit sowie Unternehmungsgeist vieler Braunsberger unter der Leitung von Ferdinand Federau aus Wusen ist es gelungen, diese zerstreuten und verlorenen Menschen nach den Kriegswirren in einer Gemeinschaft zu sammeln und für sie die Patenschaft von Münster anzunehmen.

Heute vereinigt die "Kreisdienstgemeinschaft Braunsberg" 9.500 Personen. Das ist zwar nicht viel, wenn wir die Einwohnerzahl des Kreises Braunsberg vor 1945 in Erwägung ziehen, aber das geistige Erbe des Ermlandes wird von der jungen Generation angenommen.

Man muß bedauern, daß es nicht früher gelungen ist, die offiziellen Kontakte zwischen der "Kreisdienstgemeinschaft Braunsberg" und der damaligen Stadtverwaltung von Braniewo wie auch zwischen den Stadtverwaltungen Münster und Braniewo anzuknüpfen.

Ich glaube, die Hindernisse bestanden deshalb, weil die Totalität unseres Staates die Sinne bannte. Die Zeit nach dem II. Weltkrieg mußte wohl erst langsam die zugefügten Wunden, wie auch Spannungen und Mißverständnisse jeder Art vernarben lassen, sowohl bei uns Polen, wie auch bei Euch Deutschen. Die verlorene Zeit kann man nicht zurückholen. Schade ! Denn unsere Städte ähnelten sich in der Vergangenheit in vieler Hinsicht. Nehmen wir zum Beispiel das Gymnasium Paulinum in Münster und das Hosianum in Braunsberg oder die gemeinsame Weltanschauung der damaligen katholischen Akademien beider Städte. Auch nicht ohne Bedeutung war der gegenseitige Austausch der lehrenden Professoren an beiden Akademien: wie Meinertz, Poschmann, Doms, Rosenmüller, Kühle und Lortz.

Und wenn wir weiter zurückgehen, dann müssen wir auch an die Gemeinschaft in der Hanse denken wie auch an die Hilfe von Münster für Braunsberg zur Beseitigung der Kriegsschäden nach dem I. Weltkrieg.

Heute ist es schwierig, Ähnlichkeiten in unseren beiden Städten zu finden.

Münster ist eine schöne, moderne Universitätsstadt und ein Verwaltungszentrum. Braniewo dagegen konnte im Hinblick auf die Kriegszerstörung

gen und eine über 45jährige kommunistische Regierung den Zustand von vor 1945 nicht wieder erreichen.

Trotz der riesengroßen Entwicklungs- und Zivilisationsunterschiede hat Braniewo den Ehrgeiz, allmählich die einstige Schönheit wieder herzustellen und die gegenwärtige recht günstige Lage auszunutzen. Wir denken an die Öffnung der Ostgrenze, aber auch an die Leistungsfähigkeit und den Unternehmungsgeist des Volkes .

Aus dem Gesagten ergibt sich: Wir dürfen nicht vergessen, daß die ehemaligen und die heutigen Einwohner von Braunsberg/Braniewo im Bewußtsein der historischen Wahrheit so wie Brüder sind und ihren Ursprung in einer großen Stadtfamilie haben. Deshalb wollen wir auch gemeinsam neue Zusammenarbeitsformen für die Zukunft finden.

Die schon bestehenden Freundschaften zwischen den Einwohnern des früheren Braunsberg und des gegenwärtigen Braniewo müssen deshalb noch enger und viele neue noch fruchtbringendere Bande geknüpft werden.

Unser Wunsch - und ich glaube nicht nur der unsrige - ist, daß bei diesen freundschaftlichen Kontakten - so wie es in der Vergangenheit war - auch eine aktive Beteiligung der Stadtverwaltung Münster und seiner Einwohner nicht fehlen wird.

Heute können wir, angesichts einer ganz anderen politischen Situation, die in Osteuropa entstanden ist, die Zusammenarbeit auf vielen Gebieten des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, ohne besondere Hindernisse aufnehmen und entwickeln.

Möglichkeiten für solche Zusammenarbeit gibt es viele. Ich zähle nur die wichtigsten auf:

- a) Zusammenarbeit und Erfahrungsaustausch auf der kommunalen Ebene, besonders für neue Technologien auf den Gebieten
 - ◆ der Wasserwirtschaft,
 - ◆ der Abfallwirtschaft und Abfallbeseitigung,
 - ◆ im Wohnungsbau und der Renovierung alter Gebäude,
- b) Schüler und Jugendaustausch als Freundschaftsfundament,
- c) Betreuung und Hilfe für Behinderte und Senioren.

Ich glaube, daß bei der Vorbereitung der Patenschaftsurkunde Dr. Busso Peus und Ferdinand Federau sowie ihre Mitarbeiter nicht geahnt haben, daß man auf die Realisierung der gesteckten Ziele so lange warten mußte.

Die Braunsberger, die in Münster ein geistiges Zentrum fanden, das ihnen die Möglichkeit gab, ihre Traditionen zu pflegen und das Andenken an ihre Heimat wachzuhalten, können heute ohne Probleme ihre Heimat besuchen und werden von der gegenwärtigen Stadtverwaltung mit Respekt und Würde aufgenommen, die auch die in unserer Stadt Gebliebenen betreut. - In den letzten vier Jahren waren schon viele Besucher in unserer Stadt, und ich habe allen Grund zu glauben, daß sie auch viele angenehme Eindrücke mitgenommen haben, leider auch viele Enttäuschungen wegen des Zustandes des Zurückgelassenen. Aber bitte, geben Sie der gegenwärtigen Stadtverwaltung keine Schuld.

Ich meine, daß wir alles, gemessen an den heutigen realen Möglichkeiten, tun, um der Stadt die einstige Schönheit wiederzugeben.

Zum Schluß möchte ich Ihnen, Herr Oberbürgermeister und dem Rat der Stadt Münster, im Namen der polnischen Delegation sehr herzlich danken, daß Sie es uns ermöglicht haben, dieses bedeutsame Jubiläum gemeinsam mit Ihnen zu feiern. Unser Wunsch ist es, daß Sie, wenn Sie nach Braniewo kommen, sich genauso wohlfühlen, wie wir hier in Münster.

Ich möchte mich auch noch bedanken für die materielle Hilfe, die unsere Bewohner in den letzten Jahren von Bekannten und Freunden aus dem ehemaligen Braunsberg erhalten haben, wie auch für die organisierte Hilfe beim Wiederaufbau der St. Katharinenkirche in Braniewo/Braunsberg wie auch der Wallfahrtskirche in Krosno/Crossen.

Zum Abschluß möchte ich auch noch mit Nachdruck die große und bedeutende Rolle der Herren Gerhard Steffen und Ernst Matern hervorheben, die wie Paten der heutigen Annäherung und Freundschaft wirken. Ihre Einstellung, ihr Fein- und Taktgefühl, ihre aufopferungsvolle Hingabe, die wir alle richtig einschätzen und nachahmen sollten, sind ein Beispiel grenzenloser Liebe zur Heimat und eine großartige Vaterlandsliebe. Ich wünsche beiden Herren beste Gesundheit und danke für alles, was sie für die ehemaligen und heutigen Braunsberger geleistet haben.

Ein besonderes Dankeswort möchte ich auch an Frau Bürgermeisterin Hildegard Graf überbringen. In den Jahren 1991 und 1993 hat sie die Delegation aus Braniewo im Friedenssaal des historischen Rathauses empfangen und im Mai 1994 mit einer Gruppe von Ratsmitgliedern und ehemaligen Braunsbergern unsere Stadt besucht. Das war auch ein wichtiger Schritt zu der heutigen Annäherung und Freundschaft.

Möge die Zusammenarbeit zwischen Münster und Braniewo, der "Kreisgemeinschaft Braunsberg" und Braniewo im Geiste gegenseitiger Verständigung, Freundschaft, Toleranz und Frieden blühen und sich fortentwickeln.

"Sprich deinen Kindern oft vom Heimatlande
erzähle ihnen, wo du einst gelebt,
und knüpf wieder die zerrissenen Bande
bis ihnen ihre Brust vor Sehnsucht bebt.

Und ist dein Kind hier in der Fremd' geboren
und hat die liebe Heimat nie geseh'n
so bist allein du dazu auserkoren,
daß stets das Feuer brennt und bleibt besteh'n!"



Ein weithin unbekannter Heiliger in Braunsbergs St. Katharinenkirche:

Andreas Bobola SJ (1592 - 1657)



Da stand doch im Ermlandbuch 1992, S. 43/44 zu lesen:

"Rechts vom Hochaltar sehen wir einen Altar, über dem ein Ölgemälde, den Märtyrer Franz von Bobola darstellend, hängt. Leider fand ich in keinem meiner einschlägigen Bücher seinen Namen, folglich auch keine Legende."

Nun, der Heilige heißt nicht Franz, sondern Andreas Bobola, und ist ein weithin bekannter Jesuitenpater, der keiner Legendenbildung bedarf.

Andreas Bobola stammt aus einer polnischen Adelsfamilie, die wahrscheinlich aus Schlesien stammt. Er wurde 1592 im Palatinat Sandomir geboren. Bereits 1611 trat er in Wilna in das Noviziat des

Jesuitenordens ein. Nach Abschluß seiner philosophischen Studien war er von 1616 - 1618 als Magister am Collegium Hosianum in Braunsberg Lehrer der Grammatica. Hier also liegt die Verbindung zu Braunsberg, die von den heutigen Bewohnern unserer Heimat - durchaus berechtigt - hervorgehoben wird. Am 02.03.1623 wurde Bobola in Wilna zum Priester geweiht. Zehn Jahre wirkte er dort als ruhmreicher Prediger. Von 1637 bis zu seinem Tode war er als Volksmissionar in der Nähe von Pinsk erfolgreich tätig. Hier gelang es ihm, ganze Ortschaften wieder der

katholischen Kirche einzugliedern. Die Schismatiker nannten ihn einen "Seelenjäger" und verfolgten ihn mit unerbittlichem Haß. Als die Kosaken im Mai 1657 die Stadt Pinsk eroberten, konnte er zunächst nach Janow entfliehen. Die Kosaken entdeckten ihn jedoch und folterten ihn am 16. Mai 1657 grausam zu Tode. Sein Leichnam wurde 1702 auf wunderbare Weise wiedergefunden.

Von Papst Pius IX. wurde er am 30.10.1853 selig- und von Papst Pius XI. am 17.04.1938 heiliggesprochen. Letzterer sah in ihm einen Fürsprecher für die Einheit der Ost- und Westkirche.

Die Heiligsprechung von Andreas Bobola fand auch im Ermland Beachtung. Als Ministrant an St. Katharina ist mir dieses Ereignis und sein Name bis in unsere Tage unvergessen.

Gerhard Steffen

Quellen: Geschichte des Königlichen Gymnasiums zu Braunsberg von Prof. Braun, Braunsberg, 1865 / Helden und Heilige des deutschen Ostens, von Prof. Hermann Hoffmann, St. Hedwigswerk-Schriftendienst - Lippstadt, 1952 / Bautz: Kirchenlexikon

Ernst Federau

konnte am 26. August 1994 seinen 70. Geburtstag feiern. Er sammelte nach dem Kriege mit Dr. Georg Mielcarczyk und Geo Grimme die Braunsberger Schüler und gab mit ihnen auch die ersten Hefte "Braunsberg/Ostpreußen - Unsere Schulen" heraus. Lange bevor die Kreisgemeinschaft die Heimatbriefe versandte, war er so der Sammler und Mittler der Braunsberger, vor allem ab dem Zeitpunkt, in dem sich die Volksschulen den drei Gymnasien Braunsbergs anschlossen.

Wir danken ihm dafür, aber auch für die gute Zusammenarbeit und wünschen ihm an dieser Stelle Gottes Segen und alles Gute für die Zukunft.

Gerhard Steffen

Ein Briefwechsel

Am 27.08.1994 schrieb Frau Dora Ploetz:

"Als Frauenburgerin gehöre ich ja in Ihren (unsern) Kreis Braunschweig, finde im Heimatbrief Anregendes und Wohlbekanntes. Es wird nicht mehr lange dauern, und niemand weiß mehr aus eigener Erfahrung, eigenem Erleben von unserer geliebten einstigen Heimat zu erzählen."

Dem Brief lag der nachfolgende Schriftwechsel mit Hw. Herrn Dr. Otto Miller bei, von dem wir meinen, daß er unseren Lesern nicht vorenthalten werden sollte.

Trier, den 25. November 1954

Hochwürdiger lieber Herr Dr. Miller!

Von Ermlands Bischofsstadt nach Trier
vertrieb mich Russenwut. -
Seit Jahr und Tag sitz' ich nun hier
beim Moselrebenblut.

Spes contra spem bei meinen Jahren
kam endlich ich zu den Domänen.
Von Wein und Weinbau zu erfahren,
viel alte Weisheit musst' entlehnen.

Die Lieb zum Wein von Domherrngüte
in Frauenburg schon längst entfacht,
kam hier jedoch erst recht zur Blüte,
wo manch ein goldner Tropfen lacht.

Geniess nun gern und mit Verstand,
wenn auch, wie sichs gehört, begrenzt
von jedem Fuder, das versandt,
von Flaschen, die dem Gast kredenzt.

Und übe demgemäß die Zungen
und spür mit Seligkeit und Glück,
wenn wieder ist dem HERRN gelungen
zu seinem Lob ein Meisterstück.

Dem großen Weinfreund soll zum Danke
der "Eiswein" hier gewidmet sein,
damit der Heimweh-Kummer-Kranke
ein Weilchen mag getröstet sein!

Mit herzlichen Grüßen zum 1. Adventssonntag
Ihre Dora Ploetz

Wewelsburg über Paderborn, den 30. November 1954

Wertes Fräulein Dora Ploetz!

Als ich Ihren feuchten Gruß aus Trier, dem Weltreich der Mosel, erhielt und dazu diese köstlichen, lebenden Verse, lag ich, jetzt nur noch ein "Klumpen" von Gebrechen, wieder einmal wochenlang zu Bett. - meine Überraschung, ja Überrumpelung können Sie sich denken!! Und von Herzen gefreut habe ich mich, denn es war bei alledem eben doch ein echt ermländischer Gruß.

Meine Wein-Kultur-Periode ist zwar vorüber. Aber erstens ist das nicht die einzige Kultur-Periode, die jetzt vorüber ist, und zweitens haben wir alten Kultur-Träger uns noch immer das Verständnis für die Kultur-Güter bewahrt. Darum werde ich demnächst mit meinen Verwandten hier, dem Klenauer Kraemer - dieser einstige Besitzer von 72 Milch-Kühen ist hier Küster an der Pfarrkirche! - aus der als Geschenk geschickten Fl. Rüdesheimer 1952er aus dem Weltreich des Rheinweins, gedankenvoll und besinnlich die Zungen netzend, feststellen, daß das eine trostvolle Labung ist, für alte Herzen vielleicht sogar noch trostreicher für jüngere. Dabei werden wir auf Ihr Wohl die Gläser klingen lassen und uns freuen, daß Sie dort im uralten Trier in der staatlichen Domänen-Verwaltung der Mosel-Güter ein Unterkommen und Auskommen gefunden haben, das nach unseren Vorstellungen mit manchen Verquickungen und Erquickungen verbunden sein muß.

Ich werde mich dann an die längst entschwundenen Zeiten erinnern, da ich mit meinem besten priesterlichen Freunde Pfarrer Mumbauer in Piesport nicht nur das Wachstum "Pfarrgut", sondern auch noch Piesporter Goldtröpfchen probierten, dann nach Neumagen, dem ältesten Weinort an der Mosel überhaupt, hinüberführen, um dann in Bernkastel

und Wehlen auf den Gütern der Familie Prüm zu landen, um in den nächsten Tagen noch einen Abstecher nach Grach zu machen, wo mit dem Gracher Dompropst Schluß gemacht wurde.

Wir hatten dann wieder einmal daran gedacht, daß der Moselwein aus Griechenland stammt, von dort ums Jahr 1000 vor Christus nach Südfrankreich gewandert ist und in der Zeit des Kaisers Augustus bis an die Mosel, immer mit dem Militär, - der Rheinwein aber aus Italien eingewandert ist mit den Soldaten, mit denen nachher auch das Christentum wanderte, und mit dem Christentum ist auch der Wein gewandert bis ins Balticum, so daß im 14. Jahrhundert 20-mal soviel in dem sogenannten Europa gebaut wurde wie heute. Der Unterschied von Mosel- und Rheinwein läßt sich auch in verschiedener Art der Pflanzung feststellen.

(Über all das und noch viel mehr finden Sie in der medizinischen Zeitschrift Ciba, Band 6, Nummer 64 "der Wein" hochinteressante Aufschlüsse. Auch über den Wein, den die alten Ritter in West- und Ostpreußen bauten).

Nun ruhen meine guten Freunde von damals alle im Grab, das jetzt auf mich wartet. Die letzte, die starb von ihnen, war die alte Frau Prüm, deren "Wehler Sonnenuhr" ich viele Jahre bezogen habe. Ihre Tochter ist mit Dr. Heidermann in Bernkastel verheiratet. Frau Prüm starb in Trier, die alte Stadt, die schon der hl. Martin visitiert hat und die man niemals innerlich ganz los wird, wenn man sie erst wirklich kennt. Möchte sie Ihnen gute Heimstatt werden!

Aber Ermländerin bleiben Sie ja doch. Auch in diesem Geschenk
Denn: So bleibt Ihr Menschen aus Ermeland:
Möcht alles Ihr verlieren,
Und seid beraubt Ihr und verbannt,
Eins bleibt Euch: "das Spendieren!"

Noch einen Blick nach Frauenburg. Aber das macht zu schwermütig . . .
Betten Sie für mich, mit mir gehts langsam zu Ende.

Ihr Pfarrer Otto Miller

Wir danken Frau Dora Ploetz für die Abdruckgenehmigung.



Dr. Otto Miller * 27.07.1879 Mehlsack,
08.02.1903 Priesterweihe in Frauenburg,
1906-1907 Studium in Rom und Freiburg,
bischöflicher Sekretär in Frauenburg
† 04.01.1958 in Wewelsburg

Grabsprüche

Hier ruht der Dr. Otto Miller.
Erst kräht er laut, dann ward er stiller,
erst trank er viel, dann ward er Abstinient,
Jetzt kräht er und trinkt er nicht: es ging mit ihm zuend.

*

O Tod, du bittre Artzeney!
Mit Millern ist es itzt vorbei!
Er starb aus Faulheit in dem Jahr,
als er zu faul zu Leben war.
Herr, nimm ihn, salz ihn, stülp ihn um,
stopf ihn ins Purgatorium
und zieh ihn ausgekocht heraus!
Vielleicht wird dann noch was daraus!

aus: *Otto Miller* *Wo nimmt man jetzt das Lachen her? - Empfehlungen eines unabhängigen Geistes*, Verlag: Glock und Lutz, Nürnberg 1966

In der Vorankündigung zu diesem Buch hieß es:

"Durch diese Sammlung bislang nur in kleinsten Kreisen bekannt gewordener opuscula Otto Millers wird Deutschland um ein nobles Genre überragenden Humors reicher "

Deutsche Minderheit in Braunsberg

Bei Redaktionsschluß erreichte uns noch ein Bericht aus der Heimat, den wir gerne zur Kenntnis bringen:

Die "Vereinigung der deutschen Minderheit im nördlichen Ermland, Sitz Braunsberg", so der offizielle Name, hatte für den 7. Januar 1995 zu einem festlichen Familientreffen eingeladen. Trotz eisiger Kälte und viel Schnee waren 49 Landsleute zu Fuß, mit Bus und Zug nach Braunsberg gekommen, um in froher Runde die Weihnachtszeit ausklingen zu lassen und das Neue Jahr zu begrüßen. Grüße und gute Wünsche übermittelten die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland aus Danzig, Frau Dorothee Boden, sowie der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Braunsberg, Gerhard Steffen, und die wegen Krankheit abwesende Vorsitzende, Frau Veronika Swatowska.

Die Tische waren festlich mit Tannenzweigen und brennenden Kerzen geschmückt. Es gab von den Teilnehmern liebevoll zubereiteten Kuchen und Plätzchen. Auf den Tellern lagen für jeden Teilnehmer eine große Apfelsine und eine Tafel Schokolade; dazu ein Stück Oblate -besonderes Sinnbild für Weihnachten- von den Katharinen-Schwestern gestiftet. Mit dem Brechen der Oblaten wünschten sich die Teilnehmer gegenseitig und ihren Familien eine gnadenreiche Zeit und ein gesegnetes Neues Jahr. Dies war sehr rührend und manch einem standen die Tränen in den Augen. Alle nahmen diese Geschenke mit nach Hause für die Kinder oder Enkelkinder, denn dies sind rare Gaben, die wir uns nur selten leisten können.

Die Mühen der Vorbereitung und die bescheidene Überraschung hatten sich gelohnt, dies war an den zufriedenen und frohen Gesichtern deutlich zu erkennen. Zusätzlich hatten wir für jeden Teilnehmer ein Heftchen mit Weihnachtsliedern vorbereitet, so daß alle eifrig mitsingen konnten. Wir waren eine große Familie, sangen unsere vertrauten deutschen Weihnachtslieder und gedachten der unvergessenen, vergangenen Zeit im Elternhaus, wo wir am Tannenbaum mit den brennenden Kerzen die gleichen Lieder gesungen haben. Selbst jene unter uns, deren deutsche Sprachkenntnisse schwach geworden sind, sangen froh und laut mit. Die Liederhefte erwiesen sich dabei als eine große Hilfe.

Während des Kaffeetrinkens haben die Kinder, die am Deutschunterricht teilnehmen, Weihnachtsgedichte vorgetragen und erteten großen Applaus. Dafür gilt Frau Swatowska besonderer Dank, denn sie hat dies alles gründlich vorbereitet. Alle wünschten ihr baldige Genesung.

Das festliche Treffen unserer großen deutschen Familie ging viel zu schnell zu Ende. Busse und Züge warten nun mal nicht. So nahmen wir nach dem gemeinsam gesungenen Ostpreußenlied "Land der dunklen Wälder" mit Tränen in den Augen voneinander Abschied.

Solche familiären Treffen sind die einzige Freude, die wir hier in unserem bescheidenen Leben haben. Die Sorge um Arbeit, die es nicht gibt, die Frage, wie können wir unsere Not lindern, machen unseren Alltag schwer, traurig und eintönig. Deshalb sind und bleiben unsere Zusammenkünfte stets ein großes Ereignis.

Maria Kozbial

Die Kreisgemeinschaft dankt allen, die mit ihrer Spende eine weitere Herausgabe des Heimatbriefes ermöglicht haben. Helfen Sie uns auch weiterhin und tragen Sie dazu bei, daß die Erinnerung an unsere Heimat wachgehalten wird.

Auch unsere Landsleute in der Heimat rechnen mit unserer solidarischen Hilfe und Unterstützung.

Für Ihre Einzahlung/Überweisung benutzen Sie bitte das beiliegende Formular. Es gilt für alle Sparkassen, Banken und Postämter. Sie können auch neutrale Vordrucke verwenden.

Unsere Spendenkonten:

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V., Münster

**Nr. 367 698 BLZ 400 501 50 Stadtparkasse Münster
Nr. 60177-609 BLZ 500 100 60 Postbank Frankfurt a.M.**

**Für Beträge über 100,- DM stellen wir gerne
Spendenbescheinigungen für das Finanzamt aus.**

Pettelkau

Die im Krieg (1945) zerstörte Wallfahrtskirche in Pettelkau wird wieder aufgebaut.

Nach der Überlieferung ist Pettelkau Ursprungort des Kollegiatstiftes von Guttstadt. Das Kollegiatstift, eine geistliche Gemeinschaft von Priestern, die nach benediktinischer Art zusammenlebt, wurde am 17.06.1341 von Bischof Hermann von Prag gegründet, zwei Jahre später 1343 nach Glottau und am 26.11.1347 nach Guttstadt verlegt. Pettelkau war von alters her ein Marienwallfahrtsort. Die Kirche, zwar erst 1405 urkundlich erwähnt, dürfte zu den allerältesten Kirchen des Ermlandens zählen.

Selbständige Pfarrei wurde Pettelkau erst 1893. Davor gehörte es zur Pfarrei Schalmey. Heute wird Pettelkau zusammen mit Groß Rautenberg von dem Pfarrer in Tiedmannsdorf betreut, der auch für den Wiederaufbau verantwortlich ist.



September 1994

Auf Bitten des Erzbischofs von Ermland und des Pfarrers von Tiedmannsdorf hat die Kreisgemeinschaft eine Förderung des Wiederaufbaus durch die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit befürwortet.

Wir sind auch bereit, zweckgebundene Spenden an uns an die zuständige Stelle in der Heimat weiterzuleiten. Bitte einen entsprechenden Vermerk auf dem Überweisungsträger.

In Pettelkau auf dem Friedhof neben der Kirche befindet sich noch ein Grabdenkmal für Andreas und Maria Schrade, gestorben 1928 bzw. 1938, welches bei der Neugestaltung des Geländes um die Kirche mit einbezogen werden soll. Angehörige dieses Ehepaares möchten sich bitte bei der Redaktion melden.

Gerhard Steffen



November 1994

Interessanter und aufschlußreicher Schriftwechsel zum Thema Eigentum und Entschädigung der Heimatvertriebenen

22.08.1994

Herrn Bundeskanzler
Dr. Helmut Kohl
B o n n

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,

anläßlich der TV-Sendung "Zur Sache, Kanzler" vom 17.08.94 auf SAT 1, in der Sie viel Verständnis für die Anliegen und Nöte der Bürger zeigten, kam mir der Gedanke, eine Anfrage an Sie zu richten, um eine kompetente Antwort zu erhalten.

Ich bin Heimatvertriebener und besitze in dem von Polen vereinnahmten Bereich von Ostpreußen landwirtschaftlich genutzte Ländereien. Nach der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze habe ich eine Anfrage an Herrn Gerster MdB gerichtet und um Auskunft gebeten, wie eine Entschädigung der rechtmäßigen Eigentümer aus dem Vertreibungsgebiet stattfinden oder ob jeder Betroffene selbst vor Ort mit den Polen darüber verhandeln solle, denn gemäß der "Haager Konvention" vom 18.10.1907, die auch heute noch gültig ist, sind die Kriegsparteien, die diese Bestimmungen der bezeichneten Ordnung verletzt haben, zum Schadenersatz verpflichtet.

Darauf wurde mir von der CDU/CSU-Fraktion u.a. geantwortet, daß die Anerkennung der polnischen Westgrenze **nicht** den Verlust des Eigentums deutscher Staatsangehöriger bedeutet. Es bleibe der polnischen Staatsgewalt ungeachtet der Frage der territorialen Zugehörigkeit der ehemaligen Ostgebiete zu Polen unbenommen, den Betroffenen ihr Eigentum zurückzugewähren bzw. Entschädigungsleistungen zu erbringen. Auf meine diesbezügliche Anfrage beim polnischen Botschafter in Bonn erhielt ich die Antwort:

"In Polen wurde dieses Vermögen als Eigentum des Aggressors im Ausland beschlagnahmt. Diese Situation schließt eine Rückgabe oder Entschädigung aus."

Ich bin der Meinung, die Vertreibung und Enteignung der Deutschen kann nicht als Repressalie für deutsche Kriegsverbrechen gerechtfertigt werden. Durch Deutsche begangenes Unrecht wird nicht dadurch aufge-
arbeitet, indem ein neues begangen wird.

Nachdem sich Polen erhofft, möglichst bald in die EU aufgenommen zu werden, ergibt sich eine günstige Gelegenheit, über die beschriebene Problematik im Interesse der Vertriebenen ein klärendes Gespräch zu führen. Dies würde dann vielleicht auch den Kriegsparteien auf dem Balkan zu denken geben und ihre Expansionsgelüste bremsen. Ansonsten besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich aufgrund der "legalen Umsiedlung" der Ostdeutschen in ihrer Handlungsweise bestärkt fühlen.

Ich möchte an dieser Stelle besonders zum Ausdruck bringen, daß die wahren Verlierer des Krieges die selbständigen ostdeutschen Landwirte sind, die außer ihrer Heimat auch die Existenzgrundlage und den Beruf verloren haben, was sich auch noch in den folgenden Generationen niederschlägt.

In Anbetracht der immensen Vermögensverluste, die in den Ausgleichs-
ämtern erfaßt sind, halte ich es für unerläßlich, daß die Geschädigten über den Rechtsstatus ihres Eigentums in Polen offiziell ausführlich in-
formiert werden und nicht durch irgendwelche Hintertüren oder durch Medien von ihrer klammheimlichen Enteignung erfahren. Will man vielleicht darauf warten, bis die Erlebnisgeneration ausgestorben und die Nachkommen dementsprechend umerzogen sind?

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,
gerade Sie als Historiker sollten um diese Gefahr der Geschichtsver-
schleierung wissen und darüber im Sinne eines nicht unerheblichen Be-
völkerungsanteils in Deutschland besorgt sein.

Mit freundlichen Grüßen
und der Bitte um eine baldige Antwort

(gez.) Unterschrift

*Die Anfrage stammt von einem Bauernsohn aus dem Kreis Braunsberg.
Name und Anschrift sind der Redaktion bekannt.*

Bonn, 13. Oktober

(Anschrift)

Betr.: Eigentum/Entschädigung in Polen

Bezug: Ihr Schreiben vom 22.08.1994 an den Bundeskanzler

Sehr geehrter Herr

für Ihr Schreiben, das mir zuständigkeithalber übersandt wurde, danke ich Ihnen. Zu Ihrem Anliegen möchte ich folgendes bemerken:

Die Bundesregierung hat die Vertreibung der Deutschen und die entschädigungslose Einziehung deutschen Vermögens immer als völkerrechtswidrig angesehen und diesen Standpunkt auch gegenüber Polen stets mit Nachdruck vertreten.

Dementsprechend hat die Bundesregierung auch nie auf vermögensrechtliche Ansprüche Deutscher gegenüber Polen verzichtet. Sie hat dies weder mit dem Abschluß des Grenzvertrages noch mit dem Abschluß des Vertragswerks in den Jahren 1990/1991 getan. Der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen vom 14.11.1990 über die Bestätigung der zwischen ihnen bestehenden Grenze berührt keine privatrechtlichen Fragen.

Dies wurde auch vom Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluß vom 05. Juni 1992 zum Grenzvertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen bestätigt.

Beim deutsch-polnischen Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17.06.1991 ist es der Bundesregierung in schwierigen Verhandlungen gelungen, die Vermögensfrage ausdrücklich offen zu halten.

Der polnischen Regierung ist der Standpunkt der Bundesregierung bekannt. Die polnische Regierung ist jedoch nicht bereit, Rückgewähr- und Entschädigungsansprüche anzuerkennen. Dem entspricht die Ihnen vom polnischen Botschafter erteilte Antwort.

Es gibt auch keinerlei Anzeichen dafür, daß sich die polnische Position in dieser Frage gegenwärtig dem deutschen Standpunkt annähert. Gespräche zwischen der deutschen und polnischen Regierung Anfang November 1993 haben in der Frage des deutschen Vermögens keine Fortschritte erbracht. Die Bundesregierung beobachtet genau, ob die polnische Position in dieser Frage sich ändert und wird auch in Zukunft für deutsche Vermögensinteressen gegenüber der Republik Polen mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln eintreten. Dies betrifft auch die Perspektive eines Beitritts Polens zur Europäischen Union.

Mit freundlichen Grüßen
Im Auftrag
(gez.) Richter



Suchdienst

Hallo Erna!

wir haben uns im Januar 1942 auf der Brücke über die Passarge in Braunsberg auf eine einmalig originelle Art kennengelernt. Kurz darauf wurde ich aus dem Lazarett (Konvikt) zur Ersatztruppe entlassen. Es könnte Herbst 1943 gewesen sein, als wir uns ganz zufällig in Bialystok wieder getroffen haben. - Erinnerst Du Dich daran? Du gabst mir damals das nebenstehende Erinnerungsfoto!

Bitte melde Dich bei:
Ernst Bock,
Ewersbach,
Auf der Weide 12,
35716 Dietzhölztal

oder, **wer kennt Erna und kann mir
Auskunft geben ?**

nochmals:

Die jüdischen Gemeinden im Kreis Braunsberg

Zu unserem kurzen Artikel im Heimatbrief Nr. 6, Seite 41/42 schreibt Herr Bernhard Arndt, Konstanz:

"In Mehlsack hat es im Zusammenhang mit der berüchtigten "Reichskristallnacht" keine Judenpogrome gegeben! Die wenigen, einstmaligen jüdischen Geschäfte - hauptsächlich in der Bekleidungsbranche - waren längst verkauft und in die Hände christlicher - man sagte damals arischer - Geschäftsleute gelangt.

(Anmerkung der Redaktion: Bei der "Übernahme" jüdischer Geschäfte zur damaligen Zeit handelte es sich selten um Verkäufe im üblichen Sinne. In der Regel waren das Zwangsmaßnahmen. Inwieweit man da von christlich sprechen kann, ist ebenfalls zu hinterfragen.)

Die ehemalige jüdische Synagoge in Mehlsack war ein separat stehender, turmloser, rechteckiger Bau aus roten Ziegeln, wie in Ostdeutschland allgemein auch christliche Sakralbauten ausgeführt wurden. Ich besitze sogar ein Foto davon.

Die jüdische Synagoge in Mehlsack ist weder "in Flammen aufgegangen, noch verwüstet worden"! Warum sollte sie auch? Die ehemals jüdische Synagoge in Mehlsack hatte den Besitzer gewechselt. Von der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde (Baptisten), war das Gebäude erworben worden, die es zu ihrem Bethaus machte.

Erst im Frühjahr 1945, als die Rote Armee die Stadt Mehlsack gründlich zerstörte, ging auch die ehemalige Synagoge zugrunde. Später haben die Polen die ganze Ruinenstadt abgeräumt und das ganze Gebiet planiert. Schon in den siebziger Jahren habe ich nichts mehr gefunden.

Am westlichen Stadtrand von Mehlsack lag auf einer kleinen Anhöhe - dem sogenannten Judenbergl - der israelitische Friedhof. Diese Grabstätten wurden nie beschädigt, nicht geschändet und schon gar nicht verwüstet! Ich sah den jüdischen Friedhof letztmalig zu deutscher Zeit im Spätsommer 1944, als er vollkommen unberührt war. Ich muß sogar bestätigen, daß der jüdische Begräbnisplatz einen sauberen und gepflegten Eindruck machte.

Als ich in den siebziger Jahren wieder nach Mehlsack kam, stellte ich fest: der große katholische Friedhof an der Packhauser Chaussee war abgeräumt, mit einer Sandschicht überdeckt, und zu einem Sportplatz umfunktioniert. Der evangelische Friedhof in der Nähe des Wasserturms abgeräumt, verwüstet und dann Kuhweide. Bei meinem Dortsein 1990 war es immer noch so. Die jüdischen Gräber in Mehlsack, aus kostbaren Steinen, waren völlig verschwunden. Ein polnischer Missionspriester aus dem nahen Kloster Sankt Adalbert sagte mir persönlich, daß er den jüdischen Friedhof in den Nachkriegsjahren wiederholt besucht habe, um die hebräischen Inschriften zu studieren. Auf mein Befragen versicherte er mir ausdrücklich, daß damals der jüdische Friedhof in Mehlsack völlig unberührt war!"



Foto Bernhard Arndt

H e i m a t - H e i m a t ?

Wie denke ich über das Wort, über den Begriff: Heimat ?

Meine Heimat ist Ostpreußen, meine Heimatstadt war Braunsberg. Dort war ich zu Hause, es war und ist meine Heimat geblieben.

Was halte ich von Heimattreffen? Man sieht sich einmal, ist glücklich und tauscht alte Erinnerungen aus, die verlorene Heimat wird verherrlicht; und dann ist wieder alles vorbei, das Leben geht seinen gewohnten Gang weiter. Wir wohnen alle zu weit voneinander, um wirklich Kontakte zu pflegen. Wir haben unseren Kindern hier eine neue Heimat aufgebaut, aber w i r sind alt, wir werden die alte Heimat nicht vergessen, solange wir leben. Die Kinder aber und ihre Nachkommen? Sie gehören hierhin, hier sind sie zu Hause, hier ist ihre Heimat. Können wir sie da verdenken, daß sie wenig Interesse zeigen, wenn wir von der alten Heimat schwärmen? Meine Kinder haben alle "Einheimische" geheiratet. Trotzdem glaube ich nicht, daß sie hier so tief verwurzelt sind, wie wir es zu Hause waren. Die Natur, die Umwelt, die familiären Bindungen waren bei uns viel tiefer ausgeprägt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war viel stärker. Daheim waren wir sozusagen angesehene Bürger, die Familie 'war etwas'. Hier bleiben wir Alten die Zugezogenen bzw. die Vertriebenen aus dem Osten.

Ich persönlich habe es einfach nicht recht verstanden, die Kinder und deren Familien wirklich zusammenzuhalten, irgendwie ist die Zusammengehörigkeit der Geschwister/Familien untereinander doch nicht so tief, wie es bei uns war. Die innere Bindung fehlt irgendwie, bin ich allein daran schuld? Ich weiß es nicht. Vielleicht kommt es z.T. daher, daß alles viel hektischer und egoistischer ist. Keiner hat, außer für seine eigene Familie, mehr Zeit zum Besuch untereinander. Zu den Geburtstagen und Feiertagen sind wir meist noch alle zusammen, was will ich mehr? Ich persönlich darf mich nicht beklagen, die Kinder kommen mich alle besuchen. Und die großen Enkelkinder haben tatsächlich keine Zeit (und Lust) mehr, die Oma zu besuchen.

Kontakte zu Familienangehörigen (Cousinen usw.) ist schier unmöglich; sie sind alle zu weit weg. Wir wohnten irgendwie in der Nähe bzw. fuhrten wir sehr oft zu unseren Verwandten und vor allem zu unserem Großvater aufs Land, es war einfach herrlich, wir waren irgendwie innerlich "eine Familie".

Kann man unsere Kinder nicht jetzt verstehen? Wir können es ihnen ja nicht mehr so vorleben wie früher. Die meisten Cousinen und Vettern kennen sie ja kaum noch. Alle 3 Jahre ein Familientreffen, bedingt durch die großen Entfernungen, geben auch kein Zusammenhaltsgefühl. Die Freunde und Bekannten sind in der Nähe.

Und wie bei uns, wird es auch sicherlich in den meisten anderen Familien sein, oder sehe ich das verkehrt? Außer vielleicht die Adelsfamilien, die ganz andere Möglichkeiten und Beziehungen zueinander haben.

Nach unserer Generation gibt es keine Heimat Ostpreußen mehr, jedenfalls nicht so schnell für uns Deutsche. Zwar kann sich das Rad der Geschichte schnell anders drehen, als wir alle denken, und die Deutschen bekommen wieder einmal Ostpreußen. Ob je ein Enkel oder Urenkel von uns dabei sein wird? Hätten wir geglaubt, daß die DDR wieder so schnell eingegliedert würde? In Nordostpreußen sind Deutsche schon wieder willkommen.

Heimat - Vaterland - Deutsche ?

Was sagt das heute schon? Die Grenzen, Völker, Sprachen, Kulturen verwischen sich immer mehr. Wie lange wird es noch dauern, dann gibt es in Deutschland keine rein deutschen Familien mehr. - Heimat ?

im Oktober 1994

Maria Christina Schulz

Nicht vergessen!
Unser nächstes Kreistreffen
ist am 16./17. September 1995
in der Stadthalle Münster-Hiltrup.

Kommunalwahlen in Münster

Aufgrund des Wahlergebnisses vom 16.09.1994 (Kommunalwahlen in Nordrhein-Westfalen) haben sich die Mehrheitsverhältnisse im Rat der Stadt der Münster verändert. Obwohl die CDU mehr Sitze im Stadtrat erhielt als bisher (1994 32 Sitze, 1989 30 Sitze), blieb der bisherige Koalitionspartner FDP unter der 5%-Grenze und ist nicht mehr im Rat vertreten. Somit gewannen SPD und Grüne (23 + 12 = 35 Sitze) eine neue Mehrheit. - Infolgedessen wurde an die Spitze des Rates Frau Marion Tüns (SPD) als Oberbürgermeisterin gewählt. Als Stellvertreter stehen ihr zur Seite: Bürgermeister Dr. Jörg Twenhöven (CDU) und Bürgermeisterin Barbara Schlemann (Grüne).

Der Kreisvertreter hat der neuen Oberbürgermeisterin während seines letzten Heimatbesuches aus Braniewo/Braunsberg die Glückwünsche des Vorstandes der Kreisgemeinschaft übermittelt und für ihre Arbeit zum Wohle der Stadt und seiner Bewohner eine glückliche Hand und viel Erfolg gewünscht.

Am 21.11.94 wurde der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft und sein Vertreter von der Oberbürgermeisterin zu einem Kontaktgespräch empfangen. Der Vorstand geht davon aus, daß die guten Beziehungen zwischen der Kreisgemeinschaft und dem Rat der Stadt Münster fortbestehen und unsere Bemühungen, den Zusammenhalt der Landsleute aus dem Kreis Braunsberg sowie ostpreußische und ermländische Tradition zu pflegen, das Kulturgut zu bewahren und für einen gerechten Ausgleich mit den heutigen Bewohnern unserer Heimat einzutreten, auch in Zukunft die Unterstützung unserer Patenstadt finden werden.

Übrigens: Beim nächsten Kreistreffen finden wieder Neuwahlen für den Vorstand der Kreisgemeinschaft statt. Daher bitten wir um eine rege Beteiligung an der Mitgliederversammlung im Rahmen des Treffens.

Regionaltreffen in Mülheim/Ruhr - Advent 1994

Auch zu unserer 6. Adventsfeier am 26.11.1994 im Hotel "Handelshof" kamen über 70 ehemalige Braunsberger. Dieses vorweihnachtliche Beisammensein ist für viele schon zu einer lieben Gewohnheit geworden.

In dem wieder weihnachtlich dekorierten Raum gedachten wir zu Beginn unserer Feierstunde der in diesem Jahr Verstorbenen, für die Ruth Hilbig eine Kerze anzündete.

Anschließend sangen wir gemeinsam das Lied "Macht hoch die Tür . . ." und Heinz Unruh las das Gedicht "Gedanken zur Heiligen Nacht" von Hildegard Rauschenbach vor. Danach wurde noch das Weihnachtslied "Es ist für uns eine Zeit angekommen . . ." gesungen. Die Lieder standen wieder in dem von Heinz Unruh gestalteten Faltblatt, das von den Gästen gern mit nach Hause genommen wird.

Zur Adventszeit trinkt der Vater gern mal eine Flasche Bier mehr, die bei der Witwe Krause, die in einer Seitengasse in Braunsberg ihren kleinen Laden hat, zu haben ist. Da sie zum Fest ein neues Kleid braucht, ist aber nur ihre Tochter im Laden. Ja, und dazu las ich die lustigen Verse "Bier her" von Paul Scholz vor. - Zum Ende der Feierstunde sangen wir wieder unser Ostpreußenlied.

Dias wurden diesmal nicht gezeigt und so blieb genügend Zeit zum Kaffeetrinken, Vorstellen der neuen Gäste und zum Plachandern. Annemarie Holtmann, geb. Kähler, erzählte uns, wie Oma ihre "Brill" sucht und Helmut Stange klärte uns darüber auf, wo die ostpreußische Sprache herkommt. Außerdem erfreute er uns mit der Anekdote "Nu aber Schluß" von Alfred Lau.

Allen Braunsbergern wünsche ich nun eine schöne Zeit bis zum Wiedersehen am 2. Dezember 1995 um 14.30 Uhr. Vorher sehen wir uns aber sicher noch am 16./17. September 1995 in Münster.

Hildegard Lemmer-Kobel
Saturnweg 1
45478 Mülheim/Ruhr
Tel.: 02 08 - 5 28 25

Für die Nachwelt aufbewahren

Unterlagen über die ostpreußischen Feuerwehren gesucht

Die Vereinigung der Ostpreußischen Feuerwehren e.V. richtet hiermit an die gesamte Bevölkerung Ostpreußens die Bitte, mitzuhelfen, um für die Nachwelt eine Chronik über das ostpreußische Feuerlöschwesen hinterlassen zu können:

"Jeder wird wohl mal eine Übung, einen Einsatz oder sonstige Begegnung mit der Feuerwehr beobachtet oder miterlebt haben. Teilen Sie uns Ihr Erlebnis mit. Teilen Sie uns auch mit, in welchem Ort Ihres Kreises eine Feuerwehr, eine Jugendwehr oder eine weibliche Feuerwehrgruppe bestanden hat. Soweit Ihnen noch bekannt, das Gründungsjahr und die Ausrüstung der Wehr, die Namen der Mitglieder, auch der bereits verstorbenen, die Anschriften von noch lebenden Feuerwehrleuten, von den Witwen unserer Kameraden oder von Hinterbliebenen. Das Schicksal jedes einzelnen ist ein Teil der Feuerwehrchronik. Auch wären wir sehr dankbar für die Überlassung von Bildern, Fotos, Ehrenzeichen, Feuerwehrpässen, Urkunden und Dokumenten, Zeugnissen der Feuerweherschule, sonstigen Auszeichnungen, Dienstverpflichtungen, Soldbüchern der Feuerwehr-Regimenter und von sonstigem Feuerwehrmaterial. Das von Ihnen gelieferte Material wird in unserem Feuerwehr-Archiv für die Nachwelt aufbewahrt. Auf besonderen Wunsch werden die uns überlassenen Sachen nach Auswertung wieder zurückgegeben.

Angehörige des Feuerschutzpolizei-Regiment 3 Ostpreußen, Feuerwehr-Regiment 4 Ukraine, Werkdienst für die Ukraine und Werkdienst beim Reichskommissar I, werden gebeten, sich zu melden. Um das Schicksal dieser Einheiten klären zu können, ist eine Erfassung seiner Angehörigen vorgesehen. In diesem Zusammenhang bitten wir auch um leihweise Überlassung von Schrift- und Bildmaterial zur Vervollständigung des Feuerwehr-Archivs.

Bitte unterstützen Sie uns bei der so schwierigen Arbeit. Schreiben Sie so, wie Sie es vermögen, und schicken Sie Ihren Bericht an die

**Vereinigung Ostr. Feuerwehren e.V. (Vors. Werner Liedtke),
Thorner Str. 16, 40599 Düsseldorf**

Falls Sie noch irgendeine Auskunft wünschen, stehen wir gerne zur Ihrer Verfügung."

Ostpreußisches Landesmuseum

In verschiedenen Ausstellungen, die auf 5 Etagen verteilt sind, vermittelt das Landesmuseum Eindrücke und Kenntnisse von einer 700jährigen ost-deutschen Region.

1987 begründet und heute von der Ostpreußischen Kulturstiftung getragen, wird es im wesentlichen durch die Bundesrepublik Deutschland und das Land Niedersachsen zur Pflege der deutschen Kultur des Ostens gefördert.

Landschaft - Geschichte - Kultur

Naturkunde	Diorahmen, Trophäen, Jagdwaffen
Kunsth Handwerk	Bernstein, Keramik, Silber
Geistesgeschichte	Philosophie, Literatur, Universitätsgeschichte
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth
Ländliche Wirtschaft	Landwirtschaft, Pferdezucht, Fischerei
Geschichte	Landesgeschichte von den Preußen bis 1945

Sonderausstellungen

bis 26.02.1995

Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten 1794

Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Zusammenarbeit mit der Universität Lüneburg und dem Niedersächsischen Obergericht

11.03. bis 04.06.1995 - **Marienburg 1848 - 1945**

Ausstellung des Schloßmuseums Malbork/Marienburg

17.06. bis 29.10.1995

Flucht, Verschleppung und Vertreibung vor 50 Jahren - Integration von Ostpreußen in die Lüneburger Region

11.11. bis 12.12.1995

Kunsthändlermarkt 1995 - Landschaften und Traditionen

25.11. bis 24.02.1996

Hans Preuß 1904 - 1984 // Wege und Irrwege eines Künstler von Königsberg/Preußen bis Kemerowo/Sibirien

Gemeinschaftsausstellung mit der Kunstgalerie Kaliningrad Königsberg



KULTURZENTRUM OSTPREUSSEN

Archiv - Ausstellungen - Bibliothek

Deutschordensschloß, 91792 Ellingen, Tel. 0 91 41-86 44- 0

Geöffnet: Di - So 09 - 12 und 13 - 17 Uhr (April - September)

Di - So 10 - 12 und 14 - 16 Uhr (Oktober - März)

Eintritt: 3,00 DM, Ermäßigungen

Führungen: Nach Vereinbarung

Leitung: Wolfgang Freyberg

Geschichte: Nach Übernahme der Patenschaft des Freistaates Bayern für die Landsmannschaft Ostpreußen wurde 1981 der Westflügel des Deutschordensschlosses Ellingen zunächst als Sammelstelle für ostpreußisches Kulturgut zur Verfügung gestellt. Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten konnten 1988 im Erdgeschoß das Archiv und 1992/93 die beiden Obergeschosse zur Aufnahme von Dauer- und Wechselausstellungen eingerichtet werden.

Sammlungen: Teil des Kulturzentrums ist ein museales "Schaufenster" mit einer Dauerausstellung zur Landeskunde und Kulturgeschichte Ostpreußens: Bernsteinkabinett / Königsberger Bürgerzimmer / historische Jagdwaffen / Keramik aus Cadinen / Gemäldegalerie u. a.

Besondere Einrichtungen: Bibliothek / Zentrales Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen / Bildarchiv / Vortragsraum (Filmvorführungen, Diavorträge) / Arbeitsräume für Besucher.

Besondere Aktivitäten: Ständig Sonderausstellungen, Konzerte.

Veröffentlichungen: Faltblatt / Sonderausstellungskataloge

Lage: Ca. 50 km südlich von Nürnberg, an der B2 / B 13.
Parkplätze vor dem Schloß. Bahnstation.

Das Ostheim in Bad Pymont

Haben Sie schon einmal daran gedacht, ein Treffen im Ostheim zu arrangieren? Der Mindestaufenthalt beträgt zwei volle Tage und die Gruppen müßten wenigstens acht Personen umfassen.

Hier herrscht ostpreußische Atmosphäre!

Wenn Sie als Einzelgast / Ehepaar zu uns kommen möchten, stehen Ihnen hierfür unsere **Freizeiten** zur Verfügung.

Hier die **Termine für 1995:**

Frühjahrstage: Dienstag, 18. April, bis Donnerstag, 27. April.

Sommerfreizeit: Dienstag, 20. Juni, bis Mittwoch, 19. Juli, o d e r
Dienstag 20. Juni, bis Dienstag, 4. Juli, o d e r
Mittwoch, 5. Juli, bis Mittwoch, 19. Juli.

Aufenthaltsdauer: 14 oder 29 Tage

Herbstfreizeit: Dienstag, 26. September, bis Donnerstag, 5. Oktober

Weihnachtsfreizeit: Dienstag, 19. Dezember 1995, bis Sonnabend,
6. Januar 1996.

Wann dürfen wir Sie als Gast zu unseren Freizeiten begrüßen?

Anfragen und Anmeldungen richten Sie bitte an:



O S T H E I M e.V.

z. Hd. Hans-Georg Hammer

Parkstraße 14, 31812 Bad Pymont

Telefon: 0 52 81 - 85 38

Heimattreffen in diesem Jahr

Kirchspiel Lichtenau: 10./11.06.95 in Lichtenau-Kleinenberg bei Paderborn, Gasthaus Engemann. Informationen erteilt: Alfred Lossau, Emil-Roth-Str. 11, 72760 Reutlingen, Tel.: 0 71 21 - 37 05 71

Kreistreffen: 16./17.09.1995 in der Stadthalle Münster-Hiltrup
Näheres siehe Seite 1.

Regionaltreffen in Mülheim/Ruhr: 02.12.95 ab 14.30 Uhr im Hotel Handelshof, Friedrichstr. 15-19. Auskunft bei: Hildegard Lemmer-Kobel, Saturnweg 1, 45478 Mülheim, Tel.: 02 08 - 5 28 25

Buchhinweise:

Königsberg, Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Verlag Peter Lang, Frankfurt, Berlin, Wien, 1994.

Herausgeber: Joseph Kohnen, mit einem Beitrag von Dr. Renate Knoll:
Münster-Königsberg. ISBN 3-631-47313-3, 438 S., 108 DM.

Orts - Chronik von Köslienen bei Allenstein im Ermland, 50,-- DM.
Bestellungen an:

Alfons Dietrichsdorf, An der Bahn 6, 27751 Delmenhorst.

Wormditt, eine ermländische Kleinstadt in Ostpreußen.

Wenige Tage vor Weihnachten erschien das lang erwartete Buch über Wormditt. Neben einem kurzen Rückblick in die Geschichte von 1308 bis 1930 widmet es sich besonders der Neuzeit von 1930 bis 1947 (408 Seiten).

Herausgeber: Paul Plieth (im Selbstverlag) mit einem Geleitwort von Dr. Gerhard Reifferscheid. - Kein Wormditter darf sich dieses Buch entgehen lassen. Preis 48 DM plus 7 DM Versandkosten.

Bestellungen sind zu richten an:

Frau Margot Preukschat, Mainzer Str. 9, 53332 Bornheim.



ERMLANDBRIEFE

Herausgeber
Apost. Visitator Ermland
Erscheinen vierteljährlich

Die Kirchenzeitung

für alle katholischen Ostpreußen

zu beziehen:

Ermlandhaus, Ermlandweg 22, 48159 MÜNSTER

*Unvergessene
Heimat
damals und heute*



*man muß es
regelmäßig lesen*



Für Sie liegt ein kostenloses
Probexemplar bereit.

DAS OSTPREUSSENBLATT
Parkallee 84
20144 HAMBURG



Stephan Preuschoff

Fam i l i e a u f d e r F l u c h t